

Titel des Dokumentes           diss\_boenke.pdf  
Eingabedatum                 Wed 22 Jul 2015 11:01:36 AM CEST

8%

- 4% [http://nechodimnaprednasky.sk/stiahnut/prednasku/4625/787968/text-theodor\\_fontane\\_-\\_effi\\_briest.doc](http://nechodimnaprednasky.sk/stiahnut/prednasku/4625/787968/text-theodor_fontane_-_effi_briest.doc)
- 2% <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Duell&oldid=140469329>
- 1% [http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3879/pdf/Dissertation\\_Kathrin\\_Bilgeri.pdf](http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3879/pdf/Dissertation_Kathrin_Bilgeri.pdf)
- 1% <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Seppuku&oldid=140287247>
- 1% <http://www.shamestudies.de/searchlit.php?suchen1=++++&limit=0&numresults=17201&Datenbank=books>
- 1% <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Habitus+%28Soziologie%29&oldid=136482473>
- 1% <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Satisfaktion&oldid=142630350>
- 1% <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Mensur+%28Studentenverbindung%29&oldid=142470083>
- 1% <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kranzgeld&oldid=126523038>
- 1% <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Ritter&oldid=142658455>
- 1% Gefunden unter: [Fachhochschule Dortmund \(11312.pdf, 09/08/2011\)](#)

Soziologie

„... dann hat er den armen Kerl totgeschossen“ Ehre der Frau und Besitzanspruch des Mannes

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster (Westf.)

vorgelegt von Yvonne Boenke aus Essen

2007

2

Tag der mündlichen Prüfung: 5. Juli 2007 Dekan: Professor Dr. Dr. h.c. Wichard Woyke Referent: Professor Dr. Horst Herrmann  
Korreferent: Professor Dr. Günter Best

3

Inhalt

Einleitung 4

1. Ehre, Besitz und Kampf 30 1.1 1.2 1.3 Einordnung eines Begriffs 35 Ehrenritter 43 Rechte Ehre, rechter Streit 49
2. Ehre der Frauen 54 2.1 2.2 2.3 Eine speziell geschlechtsbezogene Ehre 72 Enggeführte idealisierte Wesen 79 Definition und Dienlichkeit 98
3. Männertypische Ehre 136 3.1 3.2 Die patronome Basis 150 Das Konstrukt einer satisfaktionsfähigen Gesellschaft 155 3.3 Habitusbewußte Offiziere und Akademiker 165
4. Verteidigung von Besitz und Ehre 186 4.1 4.2 4.3 4.4 4.5 Die erwünschte Plazierung 192 Ein Zauber für Bürger 203 Die geregelten Abläufe 213 Die handelnden Personen 223 Die Absurdität: Ein Frauen-Duell 228

Zusammenfassung 233 Literatur 244

4

## Einleitung

Das Zitat im Titel dieser Arbeit habe ich einem der berühmtesten Romane des deutschen Sprachraums, Effi Briest (1895) von Theodor Fontane, entnommen<sup>1</sup>. Auf ihn, dessen Kenntnis ich voraussetze, stütze ich mich ebenso wie auf verschiedene andere literarische Erzeugnisse<sup>2</sup>, die der so genannten Belletristik zugerechnet werden. Doch damit ist keine Festlegung auf ein literarisches Genre getroffen; schon gar nicht ist eine Dissertation in Deutscher Philologie beabsichtigt.

Ich gehe bei meiner Literaturwahl, die sich nicht nur auf wissenschaftliche Arbeiten im strengen Sinn beschränkt, davon aus, dass Schriftsteller Geist und Wirklichkeiten einer Epoche zumindest gleich präzise wie Wissenschaftler erfassen und darstellen können<sup>3</sup>.

Effi Briest? Die Hinwendung zur Humanität, Fontanes Bemühen um Distanz und um Diskretion, seine Abneigung gegen Pauschalierungen und sein Zweifel an Normen, die für unumstößlich gehalten wurden das alles sind Kategorien, die gerade diesen Roman unverwechselbar wie kaum einen zweiten erscheinen lassen<sup>4</sup>.

Für eine kultursoziologisch orientierte Arbeit stellt Effi Briest denn auch eine besondere literarische Stütze dar. Hier schildert ein Schriftsteller, „der bedeutendste literarische Chronist der preußischen Gesellschaft“<sup>5</sup>, in einem hochdifferenzierten Alterswerk so meisterhaft wie kein zweiter in Deutschland - für Fontanes lebenslangen Be-

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman, hg. von Elke und Uwe Lehmann, Husum o. J., S. 232. Nach dem ungekürzten Text dieser Ausgabe wird im folgenden zitiert. 2 Herausragende Autoren, die sich wie Theodor Fontane (Effi Briest 1895) mit dem Thema befassen, sind: Alexander S. Puschkin (Eugen Onegin 1825-1831), Michail Lermontow (Ein Held unserer Zeit 1845), Anton Tschechow (Das Duell 1891), Leo N. Tolstoi (Anna Karenina 1877, Die Kreuzersonate, Der Teufel 1889) und Joseph Roth (1932). 3 Vgl. Herrmann, Horst: Liebesbeziehungen - Lebensentwürfe. Eine Soziologie der Partnerschaft, 3. Aufl. Münster 2005, S. 5 f. 4 Hamann, Elsbeth: Theodor Fontane. Effi Briest, München 1997, S. 81. 5 Nachwort zu: Fontane. Ausgewählte Erzählungen (Redaktion: Mathias Jung und Bernhard Pollmann), Dortmund 1984, S. 303 (im folgenden als „Nachwort“ zitiert).

1

5

wunderer Thomas Mann ist Effi Briest der beste deutsche Roman seit den Wahlverwandtschaften<sup>6</sup> - die Mentalität eines ausgehenden Jahrhunderts und einer in Auflösung begriffenen satisfaktionsfähigen Gesellschaft.

Dazu treffend Heinrich Mann:

„Der moderne Roman wurde für Deutschland erfunden, verwirklicht, auch gleich vollendet von einem Preußen, Mitglied der französischen Kolonie, Theodor Fontane. Als erster hier hat er wahrgemacht, dass ein Roman das gültige, bleibende Dokument einer Gesellschaft, eines Zeitalters sein kann; dass er soziale Kenntnis gestalten und vermitteln, Leben und Gegenwart bewahren kann noch in einer sehr veränderten Zukunft, wo, sagen wir, das Berlin von einst nicht mehr besteht.“ 7 Literatur ist in dieser Epoche bewusst wirklichkeitsnah, „realistisch“<sup>8</sup>, und „Medium bürgerlich-liberalen Selbstverständnisses“<sup>9</sup>. Das gilt freilich für die eine bestehende Gesellschaft bejahende, doch auch für die gesellschaftskritische Literatur, zu der Effi Briest zählt. Freilich kann dem kritischen Realismus angesichts der herrschenden politischen Mentalität (Bismarck<sup>10</sup>: „er ist keine edle Figur“ , urteilt Fontane<sup>11</sup>) nicht viel mehr gelingen, als der als inhuman erkannten Realität eine ins Subjekt, in die Innerlichkeit zurückgenommene Menschlichkeit gegenüberzusetzen<sup>12</sup>.

6

Vaget, Hans Rudolf: Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine rezeptionsästhetische Studie zu „Der kleine Herr Friedemann“ , in: Wolff, Rudolf (Hg.): Thomas Mann. Erzählungen und Novellen, Bonn 1984, S. 104. Vgl. Schweizer, Ronald: Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine vergleichende Untersuchung zu Stil und Geist ihrer Werke, Zürich 1971, S. 14-18. 7 Mann, Heinrich: Theodor Fontane, zit. bei Loock, Hans Dietrich (Hg.): Fontane und Berlin, Berlin 1970, S. 84. 8 Grundsätzlich: Frei, Norbert: Theodor Fontane. Die Frau als Paradigma des Humanen, Königstein/Ts. 1980, S. 10. 9 Frei, a.a.O., S. 9. 10 Frei, a.a.O., S. 10. 11 Vgl. Frei, a.a.O., S. 36 zu Fontanes Brief vom 6. April 1897. 12 Ruckhäberle, Hans-Joachim - Widhammer, Helmut: Roman und Romantheorie des deutschen Realismus, Kronberg 1977, S. 51.

6

Im übrigen gilt sein Werk, wie selbstverständlich, der Gegenseite als „viel Unrat“, insbesondere „seit er die Wege der Unsittenschilderung eingeschlagen“ hat und „dem Christentum und der auf ihm basierenden Sittlichkeit fremd gegenüber“ steht<sup>13</sup>.

Wie dem auch sei und wie „lax immer Fontanes persönlicher Glaube gewesen sein mag, die Versöhnung mit dem Schicksal geschieht in mehreren seiner Romane [...] durch die Religion, wenn auch paradoxerweise gerade in der Abwendung von der vertrauten, durchweg orthodox-protestantischen preußisch religiösen Welt der betreffenden Person und in der Hinwendung zu einem neuen, humaner erscheinenden Glauben. Auch religiöse Entwicklungen enthalten bei Fontane also ein antipreußisches Element.“<sup>14</sup>

1870 begann die Zeitspanne, in der Fontane - bereits einundfünfzigjährig und „ramponiert“<sup>15</sup> - mit gehöriger literarischer Verspätung seinen Weltruhm begründete und den deutschen Roman in die Weltliteratur rückte, an die Seite der Meisterwerke von Turgenjew, Tschschow, Gontscharow, Balzac, Flaubert, Dickens und Thackeray<sup>16</sup>. Er wandte sich, „ein spät zur Vollendung gelangter moderner Schriftsteller“<sup>17</sup>, ab von traditioneller Lyrik, von Balladen<sup>18</sup> im Stil des Spätrealismus, und fand zu der seiner Erzähl- und Darstellungskunst gemäßen Form, eine „Ausnahmeerscheinung“<sup>19</sup>.

In dieser bis 1898 währenden letzten Epoche seines dichterischen Schaffens - „Wie er zuletzt war, so war er eigentlich“<sup>20</sup> - schrieb er in der Berliner Gesellschaft oder im märkischen Adel, einer verbrauchten  
13 14

Nachwort, a.a.O., S. 303. Grawe, Christian: *Effi Briest. Geducktes Vögelchen in Schneelandschaft: Effi von Innstetten, geborene Effi von Briest*, in: Ders. (Hg.): *Fontanes Novellen und Romane*, Stuttgart 1991, S. 237. 15 Nachwort, a.a.O., S. 305. 16 Nachwort, a.a.O., S. 307. 17 Nachwort, a.a.O., S. 307. 18 „Ich war, von meinem 16. Lebensjahre an, Balladenschreiber“: „Ein Stück Autokritik“, in: Schreiner, Kurt (Hg.): *Aufsätze zur Literatur*, München 1963, S. 496. 19 Nachwort, a.a.O., S. 304. 20 Meyer, Susanne: *Literarische Schwestern. Anna Ozores-Effi Briest. Studien zur psychosozialen Genese fiktionaler Figuren*, Aachen 1993, S. 71.

7

und erneuerungsunfähigen Klasse<sup>21</sup>, spielende Gesellschaftsromane<sup>22</sup>. In ihnen entwarf er das Bild einer innerlich brüchigen Zeit. Sie spiegeln seine Enttäuschung über das Zweite Deutsche Reich wider. Fontane hatte auf ein Reich gehofft, in dem die noch zeitgemäßen Werte - Charakter, Gesinnung - gelten, das aber alle veralteten Traditionen abschütteln sollte. Statt dessen blieb es bei sinnentleerten Wertvorstellungen<sup>23</sup>.

Fontane „durchschaut seine Epoche, die Größe vorgibt, ohne sie zu besitzen“<sup>24</sup>. Sein Preußen, in dem nach Meinung eines „halb und halb zur Hofgesellschaft“ gehörenden Herrn „die Talente reich gesät“<sup>25</sup> sind, „erstickt an seiner falschen Ehre, der alle natürlichen Regungen zum Opfer fallen“<sup>26</sup>.

Auf diesem Hintergrund mag es geradezu absurd erscheinen, dass Fontane „in den Strudel der Abwertung alles Preußischen hineingezogen und 1945 in der damaligen sowjetischen Zone auf die Liste der verbotenen Schriftsteller gesetzt“<sup>27</sup> wurde. Fontane geht es nicht darum, realistische Details anzuführen, die „stimmen“, sondern um die Darstellung des Zeittypischen und Repräsentativen: „Die Details [solcher Skandalfälle] sind mir ganz gleichgültig Liebesgeschichten, in ihrer schauerösen Ähnlichkeit, haben was Langweiliges -, aber der **Gesellschaftszustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische, das diese Dinge haben [...], das** ist es, was mich so sehr daran interessiert.“<sup>28</sup>

21 22

Nachwort, a.a.O., S. 305. Demetz, Peter: *Formen des Realismus. Theodor Fontane*, München 1964, S. 12. 23 Hamann, a.a.O., S. 7. 24 Guenther, Walther P.: *Preußischer Gehorsam. Theodor Fontanes Novelle „Schach von Wuthenow“*. Text und Deutung, München 1981, S. 193. 25 Fontane, Effi Briest, S. 28. 26 Nachwort, a.a.O., S. 309. 27 Guenther, a.a.O., S. 179. 28 Brief vom 2. Juli 1894 an Friedrich Stephany, zitiert bei: Grawe, a.a.O., S. 221.

8

Aus der Fülle der Einzelheiten, aus „kleinsten und scheinbar unwesentlichsten Splittern“<sup>29</sup> gestaltet Fontane subjektiv „sein Paradigma der Welt“<sup>30</sup>. Er hat dabei die allerstrengsten Anforderungen an sich gestellt. Er schreibt seine Werke um, feilt mit

größter Sorgfalt; er ist stilistisch außerordentlich bewusst, von den großen Fragen der Komposition zur sprachlichen Durcharbeitung der kleinsten Details<sup>31</sup>; er arbeitet sehr daran, alles stets auf das für ihn erreichbare höchste Niveau zu bringen<sup>32</sup>. Thomas Mann: „Wenn unsere erzählende Literatur etwas mehr von diesem guten Geschmack eines ganz, ganz alten Herren beeinflusst worden wäre, so hätten wir heute im deutschen Roman mehr Kunst und weniger Philisterei.“<sup>33</sup> Bringt Fontane den Hintergrund der preußischen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts ein, so charakterisiert er gleichsam indirekt die Situation der Zeit, für die der resignierende Rückzug ins Private ebenso kennzeichnend war wie das rigorose Ausschließen dessen, der gegen die Normen verstoßen hatte<sup>34</sup>. Allerdings konkretisiert Fontane die bedrohlichen Symptome des zeitlich-räumlichen Umfeldes nicht durch die umfassende Darstellung einer Epoche, sondern durch einen Einzelfall. Dieser - und die Entwicklung des einzelnen Menschen - interessiert Fontane freilich nur, „wenn er damit gleichzeitig starre soziale Zustände, leere Konventionen oder gesellschaftliche Heuchelei ins Gespräch bringt“<sup>35</sup>. Dessen Konfliktträchtigkeit ist zwar auf die Mängel dieser Gesellschaft zurückzuführen<sup>36</sup>, der Leser konzentriert sich allerdings überwiegend

Frei, a.a.O., S. 81. Frei, a.a.O., S. 17. 31 Zur Sprachgestaltung grundsätzlich: Settler, Humbert: „Effi Briest“ - Fontanes Versteckspiel mittels Sprachgestaltung und Mätressenspuk, Flensburg 1999. 32 Lukács, Georg: Der alte Fontane, in: Ders.: Die Grablegung des alten Deutschlands, Reinbek 1967, S. 141. 33 Zitiert bei: Nachwort, a.a.O., S. 310. 34 Quabius, Richard: Die Gestaltung des Raumes in Theodor Fontanes Roman Effi Briest, in: Acta Germanica 5 (1970), S.148 f. 35 Guenther, a.a.O., S. 277. 36 Hamann, a.a.O., S. 92.

30 29

auf die Schwächen des Einzelnen, der in Widerspruch zur Gesellschaft geraten ist. Als personalitätsloses Gesamt bleibt sie weitgehend unangreifbar und mögliche Schuld muss demzufolge im individuellen Bereich gesucht werden. Aber die Kritik des Erzählers an den Hauptfiguren impliziert zugleich eine Kritik an der Gesellschaftsschicht, der sie angehören: dem Adel, der zwar im Gegensatz zu den einfachen Leuten weiß, „was Ehre ist“<sup>37</sup>, dessen aristokratisches Ethos jedoch längst zu bornierter Konvention erstarrt ist<sup>38</sup>. Mit dem Adel und der „preußischen Beschränktheit“

39

- Effi: „mittel-

mäßige Menschen, von meist zweifelhafter Liebenswürdigkeit“<sup>40</sup> - hat Fontane sich praktisch lebenslang auseinandergesetzt<sup>41</sup>, und der Adel hat es ihm heimgezahlt. Mitglieder des Adels blieben den Ehrungen, die Fontane im Alter erfuhr, demonstrativ fern. Und Fontane selbst wurde auch nicht geadelt, erhielt nicht die übliche Ernennung zum Geheimrat<sup>42</sup>.

Doch er bleibt sich gegenüber den adeligen Nonvaleurs treu:

„Der militärische Rechts-, Anstands- und Ehrenbegriff fängt an überzuschnappen [...] Einem Götzenbild<sup>43</sup> zuliebe, das sich mal Dienst, mal Ehre nennt, werden Billigkeitsgefühle und gesunder Sinn begraben.“ 44

Und, über die preußischen Junker:

„Je mehr sie überflügelt werden, je mehr sie sich überzeugen müssen, dass die Welt anderen Potenzen gehört, desto unerträglicher werden sie in ihren Forderungen; ihre Vaterlandsliebe ist eine schändliche Phrase, sie haben weniger davon als andere, sie kennen nur sich und ihren Vorteil, und je eher mit ihnen aufgeräumt wird, desto besser.“ 45

37 38

Fontane, Effi Briest, S. 208. Nachwort, a.a.O., S. 305. 39 Guenther, a.a.O., S. 227. 40 Fontane, a.a.O., S. 53. 41 Frei, a.a.O., S. 39. 42 Guenther, a.a.O., S. 196. 43 Fontane, Effi Briest, S. 200. 44 Zitiert bei: Guenther, a.a.O., S. 210. 45 Zitiert bei: Nachwort, a.a.O., S. 305.

10

Und im Zusammenhang mit seiner Kritik an Bismarcks Sozialistengesetzen von 1878: „Millionen von Arbeitern sind genau so gescheit, so gebildet, so ehrenhaft wie Adel und Bürger, vielfach sind sie ihnen überlegen [...] Alle diese Leute sind uns vollkommen ebenbürtig. Sie vertreten auch Ideen, die zum Teil ihre Berechtigung haben, und die man nicht totschiessen und durch Einkerkung aus der Welt schaffen kann.“ 46

Und 1896: „Der Bourgeois ist furchtbar, der Adel und Klerus sind altbacken, immer wieder dasselbe. Die neue, bessere Welt

fängt erst beim vierten Stande an. Das, was die Arbeiter denken, sprechen und schreiben, hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Klassen tatsächlich überholt. Alles ist viel echter, wahrer, lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege.“ 47

1896, ein Jahr nach dem Erscheinen der Effi Briest, kommt es zum „großen Konfektionsstreik“ in vielen deutschen Städten. Konfektionsarbeiterinnen und -arbeiter wehrten sich in diesem Verzweiflungskampf gegen Hungerlöhne und miserable Arbeitsbedingungen in Werkstatt und Heimarbeit. In Berlin traten an die 23 000 Arbeiterinnen in den Ausstand<sup>48</sup>.

Derlei mochte freilich einer adeligen Frau in Effi Briest als Anfang vom Ende erscheinen. Sie, die auch und gerade in Bezug auf Effi selbst „ins Herz zu sehen“ 49 meint, urteilt knapp: „Keine Zucht. Das ist die Signatur unserer Zeit“ 50.

Zitiert bei: Guenther, a.a.O., S. 191. Zitiert bei: Nachwort, a.a.O., S. 306. 48 Beier, Rosmarie: Zur Geschichte weiblicher Lebenschancen gewerkschaftliche Organisation Berliner Bekleidungsarbeiterinnen Dies. (Hg.): Frauen in der Geschichte II. Fachwissenschaftliche und Beiträge zur Sozialgeschichte der Frauen vom frühen Mittelalter bis Düsseldorf 1982, S. 224. 49 Fontane, Effi Briest, S. 132. 50 Fontane, Effi Briest, S. 125.

47

46

- Alltagsleben, 1870-1914, in: fachdidaktische zur Gegenwart,

11

Zucht? Die vom Adel, der „um seiner eigenen Existenz willen auf Erhaltung der bestehenden Ordnungsverhältnisse dringt“ 51, noch immer zu weiten Teilen dominierte Gesellschaft im kaiserlichen Preußen bewahrt nun aber einmal ihre als unumstößlich ausgegebenen und vom (lutherischen) Klerus abgesegneten Konventionen, an denen nicht ungestraft zu rütteln ist.

Militär und Pflichterfüllung ziehen sich durch den gesamten Roman. Fast alle männlichen Gestalten des Romans sind oder waren Angehörige des Militärs, Vater Briest war Adjutant bei General Wrangel, Innstetten, „ein famoses Menschenexemplar“ 52, „mit dem man Staat machen kann und aus dem was wird in der Welt“ 53, war Offizier, Dagobert von Briest ist Offizier, Crampas Major. Auch für Zivilisten sind die militärischen Traditionen wichtig, Siege Preußens werden offiziell gefeiert, und Effi ist stolz darauf, von dem Briest abzustammen, „der, am Tage vor der Fehrbelliner Schlacht, den Überfall von Rathenow ausführte“<sup>54</sup>.

Im Roman spielen alle adligen Schichten eine Rolle, vom Kaiser und Bismarck, der Innstetten, der ganz und gar dem „preußischen Profil“ entspricht, bewußt fördert und wie ein grandioser Spuk Effis Leben überschattet<sup>55</sup>, über den brandenburgischen Landadel der Briests, gutmütig aber hilflos, den pommerschen Landadel, bigott bis zur Verkrüppelung<sup>56</sup>, enggefaßt und reaktionär, bis zum Beamtenadel von Innstetten und Wüllersdorf.

„[...] solange wir noch Männer haben wie Baron Innstetten, [...] so lange geht es noch, so lange hält unser altes Preußen noch“, läßt Fontane einen alten Adligen sagen, denn Leute wie Innstetten „zertreten dem Drachen der Revolution das giftige Haupt“ 57.

51

Mittelman, Hanni: Die Utopie des weiblichen Glücks in den Romanen Theodor Fontanes, Diss. Los Angeles 1978, S. 101. 52 Fontane, Effi Briest, S. 19. 53 Fontane, Effi Briest, S. 26. 54 Fontane, Effi Briest, S. 52. 55 Grawe, a.a.O., S. 231. 56 Grawe, a.a.O., S. 233. 57 Fontane, Effi Briest, S. 96.

12

Männer wie Innstetten? Der Roman Effi Briest berichtet viel mehr über dessen Charakter, über seine persönlichen Zweifel und über seine anankastische Art, die herkömmliche Verteidigung von Ehre und Besitz, das Männer-Duell<sup>58</sup>, zu wählen. Fontane decouviert sanft und vornehm solche Männer zur Gänze.

Freilich muß schon an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass Männer (Väter, Patriarchen) nicht nur im alten Preußen und seiner Gesellschaft dominierten, sondern zu allen uns näher bekannten Zeiten das Sagen hatten. Das eben macht Patriarchat aus<sup>59</sup>. Ich behandle unter diesem Gesichtspunkt nicht nur eine bestimmte Epoche, nicht nur die „Fontanesche“, sondern weite

die Perspektive prinzipiell auf patriarchalische Verhältnisse aus. Duell und Patriarchat hängen denn auch grundsätzlich zusammen<sup>60</sup>.

Das alte Gefüge der preußischen Ordnung hatte zu der Zeit, in der Effi Briest spielt, längst Risse bekommen<sup>61</sup>. Die wirkliche Macht ging im 19. Jahrhundert vom Adel auf das Bürgertum über<sup>62</sup>. Es kam sogar schon aus Geldmangel zu Eheschließungen zwischen Adligen und Bürgerlichen, auch wenn sie als nicht standesgemäß galten<sup>63</sup>.

Das bürgerliche Tugendideal, der Lebensentwurf des Bürgers, im 18. Jahrhundert vom Bürgertum im stolzem Bewußtsein vom eigenen höheren moralischen Wert gegen die laxen Liebschafts-, Ehe- und Familienverhältnisse des Adels verfochten<sup>64</sup>, hat nun die gesamte Gesellschaft erfaßt und durchdrungen<sup>65</sup>.

58 59

So auch im Roman Cécile. Grundsätzlich: Herrmann, Horst: Vaterliebe. Ich will ja nur dein Bestes, Reinbek 1989, S. 22-45. 60 So Helene Lange schon 1912: Franke, Manfred: *Leben und Roman der Elisabeth von Ardenne. Fontanes Effi Briest, Düsseldorf 1994*, S. 158. 61 Patzer, Georg: Theodor Fontane. Effi Briest, Stuttgart 2002, S. 38, auch zum folgenden. 62 Weber-Kellermann, Ingeborg: *Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit, München 1983*, S. 96. 63 Herrmann, Liebesbeziehungen, S.107-109. 64 Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 86-88. 65 Grawe, a.a.O., S. 222.

13

Zwar ist noch der alte Briest, der manche Züge von Fontanes eigenem Vater aufweist<sup>66</sup>, als Landadliger stolz auf seine Privilegien, aber er hat keine Ambitionen zu einem politischen Amt, ebenso wie der Landadel in Kessin sich nur in eigenen Kreisen bewegt, aber keine Verwaltungsfunktion mehr ausübt. Inntestens Karriere rührt nicht mehr nur aus der adligen Herkunft, er hat ein Jurastudium absolviert, das ihn zum Landrat und später zum Ministerialbeamten befähigt.

Wichtigste preußische Tugend ist die Pflichterfüllung. Sie rangiert als ethisches Gebot vor allem anderen, und so betont auch Inntesten die Pflicht. Sein Tagesablauf ist von seiner Arbeit geprägt, selbst spät abends muß er sie manchmal fortführen und widmet seiner Frau nur einen geringen Teil seiner Zeit. Oft wird er von Bismarck eingeladen und bleibt über Nacht weg, obwohl Effi allein Angst hat.

Am deutlichsten wird der Vorrang der Pflicht über die Gefühle beim Duell, dem ich in dieser Arbeit besonderes Gewicht beimessen werde, zumal das ebenso glühend verteidigte wie bestrittene<sup>67</sup> - Duell in der Männergesellschaft, im exklusiv satisfaktionsfähigen Bund, den Höhepunkt von „Männlichkeit“, „Mannesbewußtsein“, „Mannesstolz“, „Manneswert“, „Manneswürde“ und „Mannesheiligkeit“ darstellt.

Folgerichtig kam kaum ein Theaterstück des 19. Jahrhunderts, kaum ein Roman ohne Duell aus. Es bot sich nicht nur als szenischer Höhepunkt der Handlung, sondern oft auch als Grundmotiv an<sup>68</sup>.

Im Duell verteidigt ein Mann, der sich in seiner maskulinen Identität verletzt sieht, nicht nur seine Ehre und seinen Besitz (an einer Frau). Im Duell stellt er nicht nur seine angeblich männlichen Bereitschaften und Fähigkeiten unter Beweis. Im Duell erst kommt der Mann zu sich.

66

Fontane, Theodor: *Meine Kinderjahre*, hg. von Christian Grawe, Stuttgart 1986, S.

7.

67

Frevert, Ute: *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991, S. 37, 39, 41 f., 52, 54, 56-61. 68 Frevert, a.a.O., S. 10.

14

Ein Mann allerdings, der sich in einer Gesellschaft von Männern bewähren und sich schlagen muß, um „den Forderungen der Ehre zu genügen“ <sup>69</sup>:

„Da seht: die öffentliche Meinung / Den Götzen, der die Ehre zwingt, / Dem alle Welt ihr Opfer bringt!“ 70

Gewiß lassen sich genügend ablehnende Stimmen hören. Tolstoi spricht in Anna Karenina (1877) ausdrücklich von einer „barbarischen Gesellschaft“, in der noch Duelle stattfänden<sup>71</sup>. Und Tschechow, der sich auf Lermontov und Turgenjew beruft, appelliert noch auf dem Platz an die Vernunft<sup>72</sup>:

„Sie sind gebildete Akademiker und sehen natürlich im Duell nur eine veraltete, nichtssagende Formalität [...]“

Doch einer der beiden Duellanten lehnt diese Sicht ab:

„Und es wäre nicht notwendig gewesen, so früh aufzustehen und zehn Werst aus der Stadt herauszufahren, nur um auf die Versöhnung zu trinken, einen Imbiß zu nehmen und mir zu erklären, das Duell sei eine veraltete Formalität. Ein Duell ist ein Duell, und es ist nicht nötig, es als dümmer und unrichtiger hinzustellen, als es in Wirklichkeit ist. Ich will mich schlagen.“

Puschkin grundsätzlich: „O falscher Ehrbegriff der Welt, / Der Schamgefühl für Schwäche hält!“ 73

Auffällig, wie sehr sich Männer, Ehrenmänner, gerade im Zusammenhang mit einem Duell aufplustern. So etwa der sich als „russischer Arzt, Edelmann und Staatsrat“ vorstellende, weil beleidigte Samoilenko in Anton Tschechows Das Duell (1891)<sup>74</sup>.

69

Lermontow, Michail: Ein Held unserer Zeit, Dortmund 1985, S. 146. Puschkin, Alexander S.: Gesammelte Werke, 3. Bd. Eugen Onegin, Dramen, Frankfurt a. M. 1973, S. 127 (Onegin VI, 11). 71 Tolstoi, Leo N., Anna Karenina, Stuttgart - München o. J., S. 394. 72 Tschechow, Anton: Das Duell und andere Erzählungen, Gütersloh o. J., S. 338. 73 Puschkin, a.a.O., S. 134 (Onegin VI, 28). 74 Tschechow, a.a.O., S. 313.

70

15

Dieser Ehrenmann wird an dieser Stelle eigens als „imposant, geschwollen, feuerrot und angsteinflößend“ wie nie zuvor beschrieben.

Andere Männer nehmen die Forderung zum Duell recht kühl auf. So Major Crampas bei Fontane und Eugen Onegin (1825-1831) bei Puschkin:

„Kalt-förmlich, nur von Haß geleitet / entbot ihn Lenskij zum Duell / Sogleich und ohne Überlegung / Erklärt‘ Eugen in erster Regung / Dem Bringer dieser Neuigkeit / Er sei natürlich stets bereit.“ 75

Bereit sein ist alles: Als Mann, als Ehrenmann:

„Er durfte nicht aus Wankelmut / Sich gleich nach Knabenart erregen / Gleich blindlings raufen wollen - nein, / Er mußte männlich, maßvoll sein.“ 76

Freilich fehlen auch komische bis skurrile Elemente bei einer Duell-Absprache nicht von vornherein:

„Jetzt begreife ich‘, sagte von Koren und kam hinter dem Tisch hervor. ‚Herr Lajewski hätte Lust, sich vor der Abreise bei einem Duell zu amüsieren. Ich kann ihm dieses Vergnügen bereiten. Herr Lajewski, ich nehme Ihre Forderung an.‘ - ‚Forderung?‘, fragte Lajewski leise, [...] Eine Forderung! Bitte! Ich hasse, ich hasse Sie!‘ - ‚Sehr erfreut. Morgen bei Tagesanbruch in der Nähe von Kerbalai, mit allen Einzelheiten nach Ihrem Geschmack. Und jetzt machen Sie, dass Sie wegkommen.‘ - ‚Ich hasse Sie‘, sprach Lajewski leise und schwer atmend. ‚Ich hasse sie schon lange! Ein Duell! Jawohl!‘ ‚Bring ihn weg, Alexander Dawidytsch, sonst gehe ich‘, sagte von Koren. ‚Er wird mich noch beißen.““ 77

75 76 77

Puschkin, a.a.O., S. 126 (Onegin VI, 9) Ebda (Onegin VI, 10). Tschechow, a.a.O., S. 313.

16



Der Duellant Lajewski, Tschechows Hauptfigur, spöttelt anschließend, er könne fast gar nicht schießen, und nennt sich „Schützenkönig und Wilhelm Tell“ 78. Er denkt sogar darüber nach, ob das bevorstehende Duell nicht doch „eigentlich dumm und sinnlos“ sei, „weil es eine Frage nicht lösen könne, sondern nur kompliziere“ . Doch „gehe es eben manchmal nicht ohne Duell“ 79.

Dieses, „ein heidnisches Schauspiel“, kann durchaus „unbedeutend, unblutig, komisch“ 80 ausfallen, doch es muß hin und wieder stattfinden. Aber weshalb eigentlich? Besitzanspruch und Ehrenvorstellung bestimmter Männer fordern das Duell. Die Ehre, ein Schlüsselbegriff ständischer Ordnung<sup>81</sup>, befahl einem Betrogenen und Beleidigten, sich zu duellieren, obwohl das seit 1873 offiziell verboten war. Innstetten gesteht seinem Freund, „[...] ohne jedes Gefühl von Haß oder gar von Durst nach Rache“<sup>82</sup> zu sein, er fühlt sich sogar „zum Verzeihen geneigt“ 83 und weiß, dass der Ehrenkodex unsinnig ist, trotzdem verstößt er seine Frau und duelliert sich.

Ein unsinniger Ehrbegriff? Ein vergeblicher Tod? Joseph Roth läßt in seinem Roman Radetzkymarsch (1932)den Regimentsarzt Demant sagen:

„Dieser Tod ist unsinnig! So unsinnig, wie mein Leben gewesen ist! [...] Ich werde morgen wie ein Held sterben, wie ein sogenannter Held, ganz gegen meine Art und ganz gegen die Art meiner Väter und meines Geschlechts [...] Morgen wird einer gegen mich die Pistole erheben, und ich werde eine Pistole gegen ihn erheben. Und ich werde ein Mörder sein. Aber ich bin kurzsichtig, ich werde nicht zielen.“ 84

78 79

Tschechow, a.a.O., S. 315. Ebda. 80 Tschechow, a.a.O., S. 330. 81 Frevert, a.a.O., S. 12 f. 82 Fontane, Effi Briest, S. 198. 83 Ebda. 84 Roth, Joseph: Radetzkymarsch, Köln – Berlin o. J., S. 102.

17

Wider Erwarten fallen in diesem Duell beide Männer. Der Tagesbefehl des Regimentskommandeurs teilt mit, sie hätten „für die Ehre des Regiments den Soldatentod gefunden“ 85.

Dr. Demant hatte, so Joseph Roth, „bereits mit der Welt Schluß gemacht [...] Seitdem er angefangen hatte, den ungewohnten Schnaps zu trinken, war es ihm sogar möglich geworden, in diesem sinnlosen Duell irgendeinen geheimen Sinn zu finden, den Tod herbeizuwünschen als den gesetzmäßigen Abschluß seiner irrümlichen Laufbahn, ja einen Schimmer der jenseitigen Welt zu erahnen, an die er immer geglaubt hatte“ 86.

Der Militärarzt hatte Bilanz gezogen: „Ich habe keine Kraft, diesem blöden Duell zu entrinnen. Ich werde aus Blödheit ein Held sein, nach Ehrenkodex und Dienstreglement. Ein Held!“ 87

Unsinn? Trotz alledem: Verständnis findet Baron von Instetten ausgerechnet bei einer Frau aus dem Volke, der Hausangestellten Johanna, die argumentiert, der Baron habe so handeln müssen, denn „wenn der gnäd'ge Herr nichts getan hätte, dann hätten ihn die vornehmen Leute ‚geschnitten‘“ 88.

Hier ist auf einfache Weise gesagt, was Innstetten selbst so formuliert:

„Aber jenes, wenn Sie wollen, uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas, das fragt nicht nach Charme und nicht nach Liebe [...]. Ich habe keine Wahl. Ich muß.“ 89

Diesem Etwas unterwirft er auch die gemeinsame Tochter, die er - völlig legal und sozial sanktioniert - der Mutter wegnimmt.

85 86

Roth, a.a.O., S. 111. Roth, a.a.O., S. 104. 87 Roth, a.a.O., S. 107. 88 Fontane, Effi Briest, S. 209. 89 Fontane, Effi Briest, S. 199.

18

Dennoch zeigt er Einsicht in die Unsinnigkeit seines Tuns<sup>90</sup> - und hebt sich damit von der engen Provinzialität des Kessiner



Landadels und -klerus ab. Schon im Gespräch mit Wüllersdorf scheint der Baron zu ahnen, dass die Befolgung des Ehrenkodex ihm nicht nur Gutes bringen wird. Und als er einen Brief von Roswitha bekommt, wird er an sein Leben mit Effi erinnert und „[...] empfand schmerzlich, dass es ein Glück gebe, dass er es gehabt, aber dass er es nicht mehr habe und nicht mehr haben könne“  
91. Damit meint er nicht das berufliche, sondern das persönliche Glück, das er durch die Verstoßung Effis verloren hat.

In den Gesprächen der beiden hohen Beamten Innstetten, der auch schon früher „allerhand Antibeamtliches“<sup>92</sup> von sich gegeben hatte, und Wüllersdorf über Ehre, Duell und persönliches Glück zeigt sich sogar eine schwere Diskrepanz zwischen „routinemäßiger sozialer Verpflichtung und privatem Sinnverlust: Verzicht auf das Glück [...], Skepsis gegenüber der beruflichen Karriere.“ Nach Christian Grawe enthalten die Gespräche der preußischen Beamten „die eigentlich subversivste Botschaft Fontanes über das preußisch-deutsche Staatswesen im Wilhelminismus“<sup>93</sup>.

Auch die Herkunftsfamilie Effis, die Briests, vor allem die Mutter, werden lange vom Ehrenkodex beherrscht, sie verheiraten ihre Tochter, ohne nach ihren Gefühlen zu fragen, und verstoßen sie aus Angst vor gesellschaftlicher Ächtung. Erst als Effi todkrank ist, sagt ihr Vater - Fontanes persönliches Ideal wie sein eigener Vater? - zu seiner Frau, die Fontane nach der eigenen, zur Repräsentation von Wohlstand und Ehre geneigten Mutter (und vielleicht auch nach seiner ähnlich interessierten Ehefrau Emilie) gestaltet hat:

„Ach, Luise, komme mir mit Katechismus, soviel du willst; aber komme mir nicht mit ‚Gesellschaft‘ [...] Und dann glaube mir, Luise, die  
90 91

Fontane, Effi Briest, S. 205. Fontane, Effi Briest, S. 242. 92 Fontane, Effi Briest, S. 15. 93 Grawe, a.a.O., S. 239.

19

„‚Gesellschaft‘, wenn sie nur will, kann auch ein Auge zudrücken. Und ich stehe so zu der Sache: kommen die Rathenower, so ist es gut, und kommen sie nicht, so ist es auch gut. Ich werde ganz einfach telegraphieren: ‚Effi, komm.‘“<sup>94</sup> Aber für dieses Stichwort „Effi, komm!“, das Fontane so wichtig ist<sup>95</sup>, braucht Vater Briest mehrere Jahre und das Leiden der einzigen Tochter. Fontane, der von der „Geschichtsmächtigkeit des Aristokratischen“  
96

durchaus überzeugt ist, äußert immer wieder unverdrossen seine Vorbehalte gegenüber dem krampfhaften Tradieren überkommener Vorstellungen, dem Festhalten an sinnentleerten Ehrbegriffen, der übersteigerten Wertschätzung einer militärischen Laufbahn und dem Bildungsmangel. Bildung? Nachdem die Bildung des Geistes sichtlich in Verfall geriet, wurde die Bildung des Herzens für Fontane im Alter immer wichtiger<sup>97</sup>. Effi Briest mag nicht im herkömmlichen Sinne gebildet gewesen sein<sup>98</sup>, an Herzensbildung fehlte es ihr nicht. Gesellschaftskritik in Form von Adels- und Preußenkritik<sup>99</sup> zeigt sich bei Fontane nicht dominant; sie beherrscht nicht die Handlung, sondern begleitet diese unaufdringlich<sup>100</sup>. Fontanes Skepsis ist dabei ambivalenter Natur. Hinter der bewußt gestalteten Gegenläufigkeit des Selbstfindungsprozesses des Ehemanns Innstetten und der Ernüchterung aufseiten Effi Briests verbirgt sich sein Zweifel an einer Harmonisierung des Konflikts zwischen Gesellschaft und Menschlichkeit.

Fontane, Effi Briest, S. 234 f. Hamann, a.a.O., S. 9. 96 Frei, a.a.O., S. 41. 97 Mommsen, Katharina: Gesellschaftskritik bei Fontane und Thomas Mann, Heidelberg 1973, S. 42. 98 Zur Frauenbildung der Zeit grundsätzlich: Ladj-Teichmann, Dagmar: Weibliche Bildung im 19. Jahrhundert. Fesselung von Kopf, Hand und Herz?, in: Brehmer, Ilse – Jacobi-Dittrich, Juliane – Kleinau, Else – Kuhn, Annette (Hg.): Frauen in der Geschichte IV. „Wissen heißt leben ...“ Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1983, S. 219-243 sowie Jacobi-Dittrich, Juliane: ‚Hausfrau, Gattin und Mutter‘. Lebensläufe und Bildungsgänge von Frauen im 19. Jahrhundert, ebda., S. 262-281. 99 Mommsen, a.a.O., S. 16-19 und 22. 100 Mommsen, a.a.O., S. 16.

95

94

20

Fontane - „allem vorauf der Mensch!“<sup>101</sup> - zeigt eine ausgesprochene Vorliebe für das „fehlerhaft Menschliche“, da gerade Schwäche Humanität gewährleisten kann<sup>102</sup>, und für gesellschaftsuntypische Figuren oder labile und gefährdete Menschen, an denen nur eines typisch ist: ihre Liebenswürdigkeit und Menschlichkeit<sup>103</sup>. Effi Briest ist eine dieser Personen - und

wahrscheinlich die auffälligste, typischste.

Fontane bedankt sich ausdrücklich bei einem Rezensenten seines Briest Romans<sup>104</sup>:

„Dass Sie den Menschen betonen, ist mir das schmeichelhafteste; schließlich steckt da doch alles andre drin.“

Gerade Labilität, Angefochtenheit, Schwäche im Kleinen (nicht Trivialen!) - wie etwa in der Person des Alonzo Gieshübler<sup>105</sup> in Effi Briest<sup>106</sup> - sichert den Fontaneschen Figuren „Verallgemeinerungsfähigkeit im Hinblick auf Menschlichkeit; hieran verwendet er auch sein Hauptaugenmerk“<sup>107</sup>.

Norbert Frei: „Für Fontane sind es immer die Menschen (und deren Menschlichkeit), die als typisch für die Wirklichkeit stehen, die gewissermaßen deren ‚Wahrheit‘ verbürgen [...] fast alle vom Erzähler Fontane mit Sympathie behandelten Figuren sind gerade nicht typisch im Sinne einer soziologischen Repräsentant für die preußische Gesellschaft. Ihre poetisch beglaubigte Existenz und Humanität bestätigt gerade ‚hinten herum‘, meist durch die Wahrheit ihres Scheiterns, die wirkliche ‚Typik‘ des Bismarckreiches - eine der schneidenden Waffen der Fontaneschen Sozialkritik.“ 108

101

Brief vom 14. Februar 1897 an Siegmund Schatz, in: Eler, Gotthard (Hg.): Fontanes Briefe in zwei Bänden, Berlin - Weimar 1968, II, S. 416. 102 Frei, a.a.O., S. 28. 103 Frei, a.a.O., S. 19. 104 Brief vom 24. November 1895, in: Eler, a.a.O., II, S. 387. 105 Zur Stellung Thomas Manns hierzu: Vaget, a.a.O., S. 105-107. 106 Frei, a.a.O., S. 63 f., 69 f. und 73 sowie Hamann, a.a.O., S. 60 f. 107 Frei, a.a.O., S. 32. 108 Frei, a.a.O., S. 24.

21

Fontanes differenzierte Kritik erstreckt sich auf nahezu alle Bereiche gesellschaftlichen Lebens; sie konzentriert sich in Effi Briest auf die Sphäre zwischenmenschlicher Beziehungen in ihrer Abhängigkeit von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen.

Und dieser Autor kümmert sich, wie detailliert darzulegen sein wird, vor allem um die Frauen, ihre Schicksale und deren Aufarbeitung:

„Die Toiletten, ihre Schönheit und Sonderbarkeit, interessieren mich gleichermaßen, und am meisten die Frauengesichter, aus denen man lange, schreckliche Romane herauslesen kann, schrecklich durch Schuld und schrecklich durch Sühne. Mitunter sieht auch ein Gesicht nach Buße aus, nach Reue nie.“<sup>109</sup> Fontanes Romane aber, von seinen Zeitgenossen wie von seiner eigenen Frau als Werke eines eher mittelmäßigen Schreibers mißverstanden<sup>110</sup>, werden zu „zukunftsweisenden Dokumenten eines sich ändernden Bewußtseins hinsichtlich der Stellung der Frau“ werden. Indem seine Frauenromane auf die Unzulänglichkeit der bestehenden Konzeptionen vom Frau-sein wie vom Glück der Frau verweisen, machen sie erst „die Utopie wahren weiblichen Glücks“ bewußt<sup>111</sup>. Effi Briest selbst ist nach Georg Patzer „ein sehr vieldeutiger Roman, der auf unterschiedlichen Ebenen spielt und verstanden werden kann. Man liest in ihm etwas über Liebe und Ehe, aber es geht auch um Pflichterfüllung und Neigung, Männer- und Frauenrolle, Abenteuer und Geborgenheit, Entsagung und Neuanfang“ <sup>112</sup>.

Trotz des historischen Bezugsrahmens berührt dieser Roman auch heute noch aktuelle Problemkreise (z. B. Säkularisierung der Ehe, Emanzipation der Frau, soziostrukturelle Veränderungen der Familie).

109 110

Brief vom 4. August 1883 an die Tochter Mete, in: Eler, a.a.O., II, S. 118. Guenther, a.a.O., S. 180. 111 Mittelmann, a.a.O., S. 126. 112 Patzer, a.a.O., S. 36.

22

Die Frage nach der überzeitlichen Gültigkeit normativer Ordnungen bedarf im übrigen ständiger Diskussion.

Fontanes subtiler Sinn für Wahrheit und seine allseitige Skepsis, die nie alle Schuld auf eine einzige Person häuft<sup>113</sup>, fordern auf zu kritischer Auseinandersetzung mit zunächst eindeutig erscheinenden gesellschaftlichen Positionen. Ein Beispiel: Der unumgängliche Zwist zwischen individuellem Glücksstreben und kollektiven Ansprüchen ist so aktuell wie vor einhundert Jahren. Die Menschlichkeit als höchster Wertmaßstab findet ihre Bewährung dabei nicht in der resignativen Abkehr aus der Gesellschaft,

sondern erfährt eine ihr angemessene Form in der beständigen Auseinandersetzung mit offensichtlichen und verborgenen Problemen eben dieser Gesellschaft<sup>114</sup>.

Welch lebenszerstörende Folgen ein überholter Ehren- und Sittenkodex in sich bergen kann, wird in Effi Briest verdeutlicht, dem „Meisterwerk des Siebzigjährigen, [...] Kronjuwel erzählender europäischer Prosa [...] Glücks- und Ruhmesfall erzählender Dichtung [...]“<sup>115</sup>.

Hier handelt es sich nicht um einen auf die Liebe einer Baroness eingeschränkten Konflikt, sondern um ein allgemeineres Schicksal von Menschen, die sich in auflösenden oder übergehenden Zuständen<sup>116</sup> befinden.

Christian Grawe:, [...] die meisten Rezensenten der Neuerscheinung erkannten auch schon, dass es sich hier nicht lediglich um eine ergreifende Geschichte handelt, sondern dass in Effi Briest menschliche Rührung, kritische Zeitanalyse und dichterische Gestaltung eine in der Literatur seltene vollkommene Verschmelzung eingegangen sind; und die intensive Beschäftigung der Forschung mit dem Buch Effi Briest ist nicht nur der beliebteste, sondern auch der am meisten

Guenther, a.a.O., S. 185. Ebda. 115 Mann, Thomas: Anzeige eines Fontane-Buches, in: Reden und Aufsätze I, Stockholmer Gesamtausgabe der Werke, Frankfurt a. M. 1965, S. 298. 116 Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 112-116.

114 113

23

diskutierte Roman Fontanes<sup>117</sup> - hat diesen ursprünglichen Eindruck eher verstärkt.“<sup>118</sup>

Normative Ordnungen, die früheren Menschen Lösungsmöglichkeiten und damit Stützen in Konfliktsituationen anboten, vermögen einem Menschen keine Befreiung aus Zwangslagen zu gewähren, wenn sie nicht länger etwas Lebendiges, Wirkliches und darum Gerechtes beinhalten<sup>119</sup>.

Hans-Heinrich Reuter: „Das Idol der falschen Ehre, dem ein Einzelner in falscher Weise huldigt, wird zum Stigma einer Staats- und Gesellschaftsordnung, die reif zum Untergang ist.“<sup>120</sup>

Eine zwiespältige und von der Auflösung bedrohte Existenz drückte sich nicht selten in einem von der Lebensgrundlage entfremdeten Rollenspiel der Gesellschaft aus. Der sich im Sozialen, Geistigen und in den Gesittungsformen abzeichnende Konflikt im Übergang vom Alten zum Neuen bildet bei Fontane eine allgemeine historische Thematik.

Fontane distanziert sich jedoch von Historikern seiner Zeit:

„Das vornehme Herunterblicken auf alles, was nicht in Akten und Staatspapieren steht, ist in meinen Augen lächerlich, und die wahre Kenntnis einer Epoche und ihrer Menschen, worauf es doch schließlich ankommt, entnimmt man ganz anderen Dingen [...]“<sup>121</sup>

Weil Ehe und Familie nun Institutionen des sozialen Lebens sind und sich die erzählten Krisen und Konflikte durch die Zeitverhältnisse vom

Eine Bibliographie bis 1990 findet sich in: Grawe, Christian: Effi Briest, 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1990, S. 124-129. 118 Grawe, a.a.O., S. 218. 119 Herrmann, Helene: Theodor Fontanes Effi Briest, in: Die Frau 19 (1911-1912), S. 679. 120 Reuter, Hans-Heinrich: Fontane, München 1968, II, S. 630. 121 Zitiert (aus Erler, a.a.O., II, S. 34) bei: Guenther, a.a.O., S. 186.

117

24

isolierten Einzelfall entfernen, weitet sich ein Eheroman zum sozialen Roman<sup>122</sup>.

Effi Briest lässt den Automatismus der gesellschaftlich verbindlichen Wert und Normensysteme in ihrer Gesetzmäßigkeit ablaufen, und zwar zu einer Zeit, in der sich Fontanes Sympathie vom Traditionellen zum Künftigen wandelte und seine kritische Haltung gegenüber der preußischen aristokratischen Gesellschaft eine Zuspitzung erfuhr; eine eindeutige Abrechnung mit dem Adel erfolgt nicht.

Gesittungsformen der damaligen Gesellschaft in Bezug auf Ehe, Ehre und Wahrung derselben hat Fontane zwar in Romanform dargestellt, doch gibt sein Roman nicht allein die Fantasie des Erzählers wieder: Fontane hat hier seinen „Sitz im Leben“ gefunden. Das Recht des Schriftstellers, „ein Lied zu singen, das die Spatzen auf dem Dache zwitschern“, hatte er bereits in Anspruch genommen, als er sich 1894 in einem Brief an Joseph Viktor Widmann<sup>123</sup> veranlasst sah, zu dem nach Erscheinen seines Romans *L'Adultera* erhobenen Vorwurf der Kritiker, dass es sich bei der Veröffentlichung dieses Romans um eine bewusste Indiskretion gegenüber der Berliner Familie Ravené aus dem Jahre 1874 handele, Stellung zu beziehen, denn zu diesem Zeitpunkt veröffentlicht er den Roman *Effi Briest*, der nach seinen Aussagen auch einen Berliner Gesellschaftsskandal zum inhaltlichen Vorbild nahm.

In Briefen verweist der Schriftsteller mehrfach auf den realen Hintergrund des Romans<sup>124</sup>:

„Die ganze Geschichte ist eine Ehebruchgeschichte<sup>125</sup> wie hundert andere mehr und hätte, als mir Frau L. davon erzählte, weiter keinen großen Eindruck auf mich gemacht, wenn nicht (vergl. das kurze 2.

Müller-Seidel, Walter: *Soziale Romankunst in Deutschland*, Stuttgart 1975, S. 332 f. <sup>123</sup> Brief vom 27. April 1894, in: Erler, a.a.O., II, S. 337 ff. <sup>124</sup> Hamann, a.a.O., S. 8. <sup>125</sup> Hierzu auch: Grawe, a.a.O., S. 220.

122

25

Kapitel) die Szene bez. die Worte: ‚Effi komm‘ darin vorgekommen wären. Das Auftauchen der Mädchen an den mit Wein überwachsenen Fenstern, die Rotköpfe, der Zuruf und das Niederducken und Verschwinden machten solchen Eindruck auf mich, dass aus dieser Szene die ganze lange Geschichte entstanden ist [...].<sup>126</sup>

Es geht Fontane dabei nicht in erster Linie um den Ehebruch einer Frau, sondern um deren Degradierung zum Kaufobjekt<sup>127</sup>, zur Ware, zum Wirtschaftsobjekt<sup>128</sup>. Wohl brach sie die Ehe, doch zuerst brach die Ehe sie. Friedrich Schleiermacher (1768-1834) hatte bereits in seiner Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen als siebtes Gebot festgehalten: „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden muß.“<sup>129</sup>

Der Roman *Effi Briest* schließt in seiner Thematik an vier zuvor veröffentlichte Romane an: *L'Adultera*, *Cécile*, *Graf Petöfy* und *Unwiederbringlich*. Die Brüchigkeit einer Ehe ist - bei unterschiedlichem Geschehensablauf und voneinander abweichender Gestaltung der Konflikte das gemeinsame Grundschema der Romane<sup>130</sup>. Wie in *L'Adultera* und in *Cécile* setzt sich Fontane mit der Ehe als einer gesellschaftlichen Institution auseinander.

Insbesondere in diesen drei Romanen wird die Forderung der Gesellschaft nach der Aufrechterhaltung einer über dem individuellen Recht auf Freiheit stehenden allgemeinen Ordnung den Frauengestalten zum Verhängnis.

Brief vom 21. Februar 1896, in: Erler, a.a.O., II, S. 394 f. **Do, Ki-Sook: Ehe und Ehebruch in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Gutzkow, Stifter, Büchner und Fontane**, Berlin 2003, S. 154. <sup>128</sup> Degering, Thomas: *Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in Fontanes „Effi Briest“ und Flauberts „Madame Bovary“*, Bonn 1978, S. 82. Vgl. auch Tolstoi, Leo N.: *Die Kreuzersonate und andere spätere Erzählungen*, München 1977, S. 41 zu einem ähnlichen Zusammenhang: „[...] und dieser Verkauf wird unter gewissen Formalitäten abgeschlossen“. <sup>129</sup> Zitiert bei: Menschik, Jutta (Hg.), *Grundlagentexte zur Emanzipation der Frau*, 2. Aufl. Köln 1977, S. 32. <sup>130</sup> Hamann, a.a.O., S. 11.

127

126

26

Neben dem Konflikt zwischen den Ansprüchen des Individuums und den Forderungen der Gesellschaft spielt der Altersunterschied zwischen den Partnern eine entscheidende Rolle für das Scheitern der Ehe, wobei der Altersunterschied nicht allein als physischer Prozess zu verstehen ist. Mit Hilfe dieses zunächst rein äußerlich anmutenden Phänomens kann auch die Kluft zwischen überholten normativen Ordnungen und gesellschaftlichen Entwicklungen, die nach Revision oder Aufhebung verlangen, verdeutlicht werden. In der „fragilen Vita“<sup>131</sup> der Titelheldin stellt sich der Charaktergegensatz zwischen einem spielerischen Temperamentsmenschen, der sich sein Glück erkaufen muß<sup>132</sup>, und einer patriarchal bestimmten „Pflichtnatur“<sup>133</sup> als eine psychische Komponente des Altersunterschieds dar.

Der Patriarch Innstetten wird sich duellieren und im Duell seinen Besitz (an Effi) wie seine diesbezügliche Ehre verteidigen.

Ausgerechnet ein Duell? Wir sollten uns nicht täuschen: Duelle sind alltäglich<sup>134</sup>, freilich nicht Duelle im herkömmlichen Sinn.

Niemand stellt sich mehr im Morgengrauen einem Zweikampf mit Säbeln oder glattläufigen Pistolen, und das Ehrenamt der Sekundanten ist dysfunktional geworden.

Im Fernsehen taucht jedoch das Thema von Ehre und Zweikampf nicht nur in vielen Spielfilmen auf, sondern auch in Politshows und Diskussionen. Vor der letzten Bundestagswahl fieberten viele dem „Duell“ Gerhard Schröder - Angela Merkel entgegen (Hätte früher für Frau Merkel der Ehemann antreten müssen?). Auch im Sport erlebt Wirsing, Sibylle: „Und es wäre zum Totschießen ...“ Der Ehemann als Ehrenmann in Theodor Fontanes Effi Briest, in: Schultz, Uwe (Hg.): Das Duell. Der tödliche Kampf um die Ehre, Frankfurt a. M. - Leipzig 1996, S. 292. 132 Wirsing, a.a.O., S. 286-300. 133 Herrmann, Helene, a.a.O., S. 681. 134 Girtler, Roland: Die feinen Leute. Von der vornehmen Art, durchs Leben zu gehen, Frankfurt a. M. - New York 1989, S. 183; Frevert, Ehrenmänner, S. 11; Nitzschke, Bernd: Ende der Liebe - Beginn des Duells?, in: Emile. Zeitschrift für Erziehungskultur, 1. Jg., H. 2, Berlin 1988, S. 68 ff.; Stephan, Cora: Ganz entspannt im Supermarkt. Liebe und Leben im ausgehenden 20. Jahrhundert, Berlin 1985, S. 114 ff.

131

27

der Begriff eine Renaissance. Hier das Duell von Sportler 1 gegen Sportler 2, da das Duell 3 gegen 4.

Denn „Duelle“ nennen sich heute, und so kennen wir die Metapher von Herausforderung und Rivalität, zumeist sportliche Auseinandersetzungen, die nach festen Regeln ablaufen, Box- oder Ringkämpfe, Formel 1-Rennen etwa. Sie knüpfen an die antike Tradition sportlicher Wettkämpfe an und haben ihren Bestand. Gladiatorenkämpfe sind hingegen ebenso wie Ritterturniere außerhalb des Showgeschäfts obsolet geworden. Auch Fehdehandschuhe werden nicht mehr geworfen.

Schauen wir aber in jene klassischen Zeiten zurück, da Duelle noch ernsthafte Auseinandersetzungen um die Ehre darstellten, entdecken wir wahrscheinlich, dass es sich um ein Sujet handelt, das einer soziologischen Darstellung und Analyse zugänglich ist.

Freilich fällt sofort auf: Es sind nur Männer, die sich duellieren. Haben etwa nur sie eine Ehre zu verlieren?

Diese Arbeit stellt sich nicht nur dieser Frage. Sie behandelt die möglichen Zusammenhänge von Ehre und Kampf. Im Ehrenkampf soll offensichtlich Persönlichkeit demonstriert, eine Art Charaktertest bestanden werden: Ein Mann begibt sich in Gefahr, zeigt Mut, Haltung, Disziplin, und diese Eigenschaften begründen allem Anschein nach seine Ehre. Was aber meint diese?

Gibt es etwa eine äußere und eine innere Ehre, eine objektiv zugesprochene und eine subjektiv gefaßte? Hat „Ehre“ etwas mit Besitz und nicht nur mit Charaktereigenschaften - zu tun? Ist Schenken ein Symbol für Ehre? Warum war das Schenken in der Antike (und ist es noch heute in anderen Kulturen) so wichtig? Findet sich eine soziale Komponente, werden Bindungen geknüpft?

28

Und was bedeutet die sprichwörtliche ritterliche Ehre, die in allen möglichen Formen noch heute unsere Träume (und die entsprechenden Kinofilme) begleitet? War sie Waffenehre? Leistete sie die Abgrenzung zu anderen Schichten? Zu denen da unten, zu den Besitzlosen, Unritterlichen, Feigen? Und was passierte, wenn ein Mann sich dem Genossenschaftsritual der Ehrenvollen nicht beugte?

Worin bestand im übrigen die Ehre der Frau? War sie von der des Mannes grundsätzlich verschieden? Warum durften Frauen sich erst gar nicht duellieren? Weshalb benötigten sie Vormundschaften und patriarchale Beschützer? Sollten sie zur Passivität verdammt sein? Konnten sie ihre Ehre nicht selbst wiederherstellen?

Wir ahnen, dass sie es vielleicht wirklich nicht konnten. Sie galten, da ihre „Ehre“ offenbar auf bestimmte Bereiche reduziert war, schnell als entehrt. Warum war es also für eine Frau so wichtig, Jungfrau zu sein und sich als Ehefrau und Mutter züchtig zu benehmen?

Das Duell, soviel wissen wir, war Ritual, Umgangsform, Symbol für die männertypische Ehre, die alles in allem die Nähe von Liebe und Tod im männlichen Denken widerspiegelt.

Warum war dies aber so? Die patriarchale, die patronome Basis hat einen erheblichen Anteil an solchen Sachverhalten. Männer

grenzen sich ab, Patriarchen schaffen eigene Ober- und Unterklassen - und das Duell stabilisiert diesen Habitus einer „Gesellschaft in der Gesellschaft“ .

Wer gehörte nun aber der sogenannten satisfaktionsfähigen Gesellschaft an, die sich im 19. Jahrhundert etablierte und in Zweikämpfen (Duell, Mensur) selbst bestätigte?

29

Ehrenmänner konnten in jenem Jahrhundert offenbar nicht anders: Waren Duelle, diese Fascinosa für Bürger, gar Steuerinstrumente eines klassenbewußten Lebens?

Wie lief überhaupt ein Duell ab? Abläufe und Etiketten (nach eigenen Duellhandbüchern) sind ebenso zu befragen wie Opfer- und Täterzahlen, Daten und Fakten zu Waffen und Waffengängen.

Freilich: Eine Frau von heute kann dieses Männerritual, wie es ihr auch in Effi Briest begegnet, nur mit Kopfschütteln betrachten. Da forderten sich Männer höherer Schichten zum Duell, weil sie sich in ihrer Ehre gekränkt fühlten, verabredeten toderntst einen Zeitpunkt, um sich möglicherweise zu erschießen und hielten sich zu allem Überdruß dank ihres Mutes, sich dem Tod zu stellen, für ehrenhaft, wollten sie doch lieber in Ehre sterben, als ohne sie zu leben.

Das ist kaum nachzuvollziehen. Besonders interessant ist, dass nur Männer höherer gesellschaftlicher Kreise, darunter Akademiker, satisfaktionsfähig waren. Wie kam es, dass gebildete Männer sich einem barbarisch vernunftfernen Ritual unterwarfen und sogar ihr Leben für diesen Macho-Wert aufs Spiel zu setzen bereit waren?

Arthur Schopenhauer bringt es auf den Punkt: „Es giebt der wahren Uebel zu viele auf der Welt, als dass man sich erlauben dürfte, sie durch imaginäre, welche die wahren herbeiziehn, zu vermehren ...“<sup>135</sup>

Während zu den Hoch-Zeiten des Duellverhaltens sehr viel über Duelle geschrieben und publiziert worden ist, schwieg die wissenschaftliche Literatur lange Zeit. Erst in den letzten Jahren haben unter anderem Historikerinnen und Historiker (Ute Frevert, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991; Peter Dieners, **Das Duell und die Sonderrolle des Militärs. Zur preußisch-deutschen Entwicklung**

135

Schopenhauer, Arthur: Parerga und Paralipomena: Kleine Philosophische Schriften von Arthur Schopenhauer, nach den Ausgaben letzter Hand, hg. von Ludger Lütkehaus, Zürich 1988. Bd. IV, S. 381 f.

30

von Militär und Zivilgewalt im 19. Jahrhundert, Berlin 1992), Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler, und diese nicht selten im Zusammenhang mit Fontane, (Uwe Schulz, Hg., Das Duell. Der tödliche Kampf um die Ehre, Frankfurt a. M. - Leipzig 1996; Michael Ott, Das ungeschriebene Gesetz. Ehre und Geschlechterdifferenz in der deutschen Literatur um 1800, Freiburg i. B. 2001; Christine Scholle, Das Duell in der russischen Literatur. Wandlungen und Verfall eines Ritus, München 1977) und Soziologen ( **Norbert Elias, Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert** , hg. von Michael Schröter, Frankfurt a. M. Main 1989; Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M. 1982; Niklas Luhmann, Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1980; **Friedhelm Guttandin , Das paradoxe Schicksal der Ehre. Zum Wandel der adeligen Ehre und zur Bedeutung von Duell und Ehre für den monarchischen Zentralstaat, Berlin 1993** ) das Thema in seinem weiteren Sinn und sein dem soziologischen Zugriff zugängliches Umfeld wissenschaftlich bearbeitet.

### 1. Ehre, Besitz und Kampf

Die Logik der Kämpfe und Duelle beeinflusst nach Erving Goffman das tägliche Leben<sup>136</sup>. Zwar legen die Regeln direkten Verhaltens die Formen fest, in denen eine Gemeinschaft das friedliche Zusammenleben, „eine Art Königsfrieden“<sup>137</sup>, anstrebt, aber auch Höflichkeit und Etikette können nicht in jedem Fall den Einbruch unerwünschter Schicksalhaftigkeit in Alltagsabläufe verhindern.

Als schicksalhaft gilt etwa eine versehentliche oder absichtliche Beleidigung, die den Beleidigten dazu herausfordert, Persönlichkeit zu demon-

Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt a. M. 1986, S. 280. 137 Goffman, a.a.O., S. 163.

136

31

strieren<sup>138</sup>. Mögen Charaktereigenschaften wie Mut, Kampfbereitschaft, Integrität und Haltung nur in jenen wirklichen Ausnahmesituationen, die in einen ansonsten wohlgeordneten Alltag schicksalhaft einbrechen, gefordert sein, so entscheidet ihr Einsatz doch über ein dauerhaftes, die Ausnahmesituation transzendierendes Image der Person<sup>139</sup>. Dies erlaubt es nun, eventuelle Bewährungsproben nicht nur abzuwarten, sondern sie bewusst herbeizuführen.

Friedhelm Guttandin sieht das Wesen des Zweikampfes im Wettkampf um die Ehre, „die ein ursprünglich Macht und Besitz umfassender Wert ist“<sup>140</sup>.

Ob auch der „Besitz“ einer Frau Ehre für den besitzenden Mann mit sich bringt<sup>141</sup>?

Zum Nachweis von Charakter können Risiken freiwillig gesucht und gefährliche Situationen mutwillig herbeigeführt werden: Ähnlich wie eine antike oder frühmittelalterliche Heldengestalt tritt ein Mensch aus seinen Alltagsabläufen heraus und begibt sich in ein „Bewährungsexil“<sup>142</sup>. Die auf diese Weise stattfindenden Charaktertests prägen nicht nur das Image der Einzelperson, sondern sie sind darüber hinaus auch konstitutiv für das Interaktionsgefüge insgesamt, das zur Verteidigung seines Regelnetzes die Existenz jener Eigenschaften wie Mut und Haltung benötigt<sup>143</sup>.

Mut, Haltung, Disziplin begründen und stabilisieren damit - als in der Auseinandersetzung mit anderen vorgezeigte und vor anderen sichtbar bewährte Charaktereigenschaften - die Ehre, und dies nicht nur in einem neuGoffman, a.a.O., S. 193. Goffman, a.a.O., S. 254 f. 140 Guttandin, Friedhelm : *Das paradoxe Schicksal der Ehre. Zum Wandel der adeligen Ehre und zur Bedeutung von Duell und Ehre für den monarchischen Zentralstaat, Berlin 1993* , S. 25. 141 Schröder, Hannelore: Das „Recht“ der Väter, in: Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, hg. von Luise F. Pusch, Frankfurt a. M. 1983, S. 477 und 503. 142 Lenzen, Dieter: Mythologie der Kindheit. Die Verewigung des Kindlichen in der Erwachsenenkultur, Reinbek 1985, S. 302 f. 143 Goffman, a.a.O., S. 262.

139 138

32

zeitlichen Sinn, sondern geradezu nach einer Jahrtausende hindurch geübten und, von Nuancierungen abgesehen, ungebrochen „männlichen“ Tradition.

Ehre, Ehrgefühl, Ehrverlangen locken offensichtlich das Innere eines Menschen hervor, den Mann vor allem, der sich nicht scheut, seinen ehrenvollen und Ehrerbietung fordernden Charakter unter Beweis zu stellen, und das im Zweikampf, in der Arena, vor Zuschauern und Zeugen.

Unter diesen Umständen macht Ehre geradezu einen Menschen aus, den Menschen zumal, der Opfer bis hin zu dem des Lebens zu bringen bereit ist. So auch die Renaissance, ein Beispiel für viele:

„Die Durchsetzungskraft der Ehre besteht Alberti zufolge nicht nur in ihrem I d e a l c h a r a k t e r , sondern raffiniertes auch darin, dass sie selbst zum Gegenstand einer Leidenschaft wird, um deren willen die Menschen ihre sittlichen Schwächen, ihre anderen Leidenschaften zurückdrängen und neutralisieren.“<sup>144</sup>

Der Mann von Ehre setzt alles daran, diese anderen darzustellen und sie dazu zu bewegen, ihm eben diese Ehre, und gelte sie einem soeben im Kampf Getöteten, zu bezeugen.

Der Reiz der Ehre besteht in dem „Sich-selbst-Riskieren der Adeligen in den Kämpfen auf Leben und Tod“<sup>145</sup>, worin das Heldentum begründet liegt. Diese Heldentaten sollten das Charisma hervorlocken<sup>146</sup>. Deswegen war es bis weit in das 16. Jahrhundert hinein Sitte, dass Fürsten sich zum Zweikampf stellten, statt ihre Streitmacht zum Einsatz zu bringen<sup>147</sup>. Das

Guttandin, a.a.O., S. 119. Vgl. Alberti, Leon Battista: Vom Hauswesen (Della Famiglia), München 1986, S. 193. 145 Guttandin, a.a.O., S. 74. 146 Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen 1976, S. 677.



147 Huizinga, Johan: Die politische und militärische Bedeutung des Rittergedankens am Ausgang des Mittelalters, in: Borst, Arno (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter, Darmstadt 1976, S. 22 ff.

144

33

Heldenhafte wird mit Mut assoziiert, das Unehrenhafte dagegen mit Feigheit<sup>148</sup>.

Dies war nicht immer so: Erst in der Jahrhundertwende vom 12. auf das 13. Jahrhundert bildete sich das Ideal des Mutes und der Kühnheit heraus. Vorher hatte das Leitmotiv der ritterlichen Kämpfe aus Vorsicht bestanden<sup>149</sup>.

Feigheit ist die Neigung und Absicht, sein Handeln wesentlich durch Furcht bestimmen zu lassen. Sie ist ein seelischer Zustand, in dem sich jemand aus Furcht einer Gefahr, dem Schmerz oder dem Tod nicht stellt. Damit zeigt er sich aus der Sicht Dritter als ehrlos. Feiges Handeln gilt in solchen Gesellschaften als verwerflich, die es aufgrund herrschender Vorstellungen von Ehre und/oder kraft äußerer Umstände (Krieg, Angriffsbefehl) auf den Mut und die Tapferkeit eines jeden ankommen lassen wollen oder müssen<sup>150</sup>. In frühen Gesellschaften waren sowohl Selbstlosigkeit als auch Selbstüberwindung Voraussetzung für die Ehre einer Person. Kämpfe fanden um der Ehre willen statt, und Geschenke wurden aus dem gleichen Grund verteilt<sup>151</sup>. Ein Sieg galt nur als solcher, „wenn er ehrenvoll erkämpft worden war“<sup>152</sup>.

„Paradox ist, dass im Zuge der Rationalisierung, Entmythologisierung, Modernisierung der abendländischen Kultur die Ehre mit dem Duell die Herausbildung einer wesentlich archaischen Form evoziert.“<sup>153</sup>

Naendrup, Hubert: Dogmengeschichte der Arten mittelalterlicher Ehrenminderung, in: Festgabe für Felix Dahn, I. Teil, Deutsche Rechtsgeschichte, Breslau 1905, S. 232, 249 und 267. <sup>149</sup> DUBY, Georges: Wirklichkeit und höfischer Traum. Zur Kultur des Mittelalters, Berlin 1986, S. 162 ff. und Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft, 2. Bd., Frankfurt a. M. 1983, S. 404-409. <sup>150</sup> [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Feigheit&printable=yes;zuletzt\\_abgerufen\\_3.\\_11.\\_2005,\\_15.20\\_Uhr](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Feigheit&printable=yes;zuletzt_abgerufen_3._11._2005,_15.20_Uhr). <sup>151</sup> Dazu: Waltz, Matthias: Die Sprache der Gewalt - Die Gewalt der Sprache, in: Emile. Zeitschrift für Erziehungskultur, 1. Jhg H. 2, Berlin 1988, S. 13 f. <sup>152</sup> Guttandin, a.a.O., S. 17. Vgl. Cremer, Hermann: Duell und Ehre, Gütersloh 1894, S. 15; Graeser, Kurt: Für den Zweikampf, Berlin 1902, S. 39; Goldacker, Max: Das Duell in sittlicher Beurteilung, Leipzig 1903, S. 8 f. <sup>153</sup> Guttandin, a.a.O., S. 25.

148

34

Doch Arthur Schopenhauer, der sich ausführlich mit dem Problem der Ehre befaßt hat, heißt ein solch archaisches (ritterliches) Ehrenprinzip künstlich, nicht natürlich, „ein Kind jener Zeit, wo die Fäuste geübt waren als die Köpfe, und die Pfaffen die Vernunft in Ketten hielten“<sup>154</sup>. Denn „dadurch war nun eigentlich die physische Kraft und Gewandtheit, also die thierische Natur, statt der Vernunft, auf den Richterstuhl gesetzt [...]“

Für Guttandin kommt Ehre zustande „aufgrund von Taten oder Haltungen, die, im Gegensatz zu einem Ausgerichtetsein auf Nutzen, an einer Sache um ihrer selbst willen interessiert sind“<sup>155</sup>. Trotzdem ist auch das Ergebnis von erheblichen Interesse<sup>156</sup>.

Das Duell als Ritual des Adels hat laut Guttandin zwei Gegner: Erstens die Repräsentanten des Staats und zweitens die Befürworter „einer Gegenseitigkeitsmoral, die auf den kommunikativen Ausgleich und die gewaltfreie Auflösung von Konflikten setzt“<sup>157</sup>. Beide Gegner setzen sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch und befinden sich von diesem Zeitpunkt an „in einer Frontstellung zueinander“<sup>158</sup>.

„Dieser Dualismus von Staatsmoral und Gegenseitigkeitsmoral scheint derart zwingend, dass die dritte Position, die früher von der agonalen Moral gehalten wurde, nahezu in Vergessenheit geraten ist.“<sup>159</sup>

Schließlich wird ein „überindividuelles“ Motiv entwickelt: So sieht Guttandin die Duellpraxis, die zu Anfang der Neuzeit entstand, „als ein Paradebeispiel dafür, in welcher Weise es den modernen Zentral-

Schopenhauer, a.a.O., S. 375. Hier auch das folgende Zitat. Guttandin, a.a.O., S. 17. <sup>156</sup> Guttandin, a.a.O., S. 17.

Ehrenamtliche Tätigkeit weist heute noch einige Reste von diesem Handeln auf. Dazu: Pankoke, Eckart: „Ehre“ und „Engagement“. Zur Begriffsgeschichte des „Ehrenamts“, in: Guttandin, Friedhelm (Hg.): Soziologie der Ehre, Studienkurs der

Fernuniversität Hagen, 1. Bd., Hagen 1989, S. 120 ff.; zur Handwerkerlehre: Mannheim, Karl: Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens. Ein Beitrag zur Wirtschaftssoziologie, in: ders., Wissenssoziologie, Neuwied - Berlin 1970, S. 669. 157 Guttandin, a.a.O., S. 25. 158 Ebda. 159 Ebda.

155

154

35

staaten gelungen ist, aus der Moderation der privaten Kämpfe ihren Vorteil zu ziehen“<sup>160</sup>.

### 1.1 Einordnung eines Begriffs

Ehre zu definieren, fällt entgegen weit verbreiteter Meinung nicht leicht. Ein zeitgenössisches Lexikon<sup>161</sup> definiert sie auch nur „in etwa“ als Achtungswürdigkeit (einer Person); sie kann auch jemandem als Mitglied eines Kollektivs zuerkannt werden, sie kann aber auch, etwa durch Nobilitierung oder Verleihung von Orden und Ehrenzeichen (so in Österreich) von dem dazu Berechtigten zugesprochen werden (The Queen is the fountain of honour).

Niklas Luhmann sieht in der Ehre eine symbolisch generalisierte Fähigkeit zur Teilnahme am gesellschaftlichen Umgang<sup>162</sup>.

Durch Mißachtung des Kollektivs wird der Einzelne, durch Mißachtung des Einzelnen wird sein Kollektiv getroffen - anders verhält es sich z. B. beim Ruhm.

Arthur Schopenhauer: „Daher sage ich: die Ehre ist, objektiv, die Meinung anderer von unserem Werth, und subjektiv, unsere Furcht vor dieser Meinung.“<sup>163</sup>

In westlichen Gesellschaften ist damit oft eine persönliche Blamage oder der Verlust an Würde gemeint.

160

Guttandin, a.a.O., S. 7. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Ehre&printable=yes> zuletzt abgerufen am 2. November 2005, 11.27 Uhr (auch zum folgenden). 162 Luhmann, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1980, S. 96 f. 163 Schopenhauer, a.a.O., S. 359.

161

36

Das Streben einer Person nach Ruhm oder Ehre führt und führte nicht selten zu persönlichen und äußeren Konflikten. In manchen (östlichen) Kulturen spricht man beim Verlust der Ehre auch von Gesichtverlust.

Eine Eigentümlichkeit findet sich freilich: Verletzte und verlorene Ehre konnte früher und kann in vielen meist islamischen Ländern auch heute noch - wie etwa die beschädigte körperliche oder mentale Gesundheit auf verschiedene Weise wiederhergestellt werden.

Historisch gesehen erlebte der Begriff der Ehre im Lauf des Mittelalters und der Neuzeit einen Bedeutungswandel. Ehre erfährt nach Friedrich Maurer eine „Ausweitung vom Äußeren zum Inneren“ und „vom Konkreten zum Abstrakten“<sup>164</sup>.

„Tugend´ und ‚Ehre´ gehören zu jener Gruppe wichtiger Wörter, die im Lauf des Mittelalters und in die Neuzeit hinein eine entscheidende Wandlung ihres Inhalts erleben. Sie meinen ursprünglich ganz konkrete ‚äußere´ Tatsachen und Zusammenhänge und treten erst allmählich und spät in den uns heute geläufigen ‚inneren´, ethischen oder christlich vertieften und psychologisch verfeinerten Sinn ein.“<sup>165</sup>

Die äußere Ehre wird von außen, von anderen Personen, von der Gesellschaft, zuerkannt. Das bedeutet aber auch, dass diese Art von Ehre einer Person wieder abgesprochen werden kann. Mit innerer Ehre ist die eigene Haltung, die eigene Achtung gemeint, die einem niemand nehmen kann<sup>166</sup>. Auch Schopenhauer spricht von der Ehre als äußerem Gewissen und dem Gewissen als innerer Ehre<sup>167</sup>.

Maurer: „Oder anders gesagt: ‚Ehre´ meint heute einmal objektive Ehre, das heißt die Ehre der fremden Vorstellung:

„Anerkennung,

Maurer, Friedrich: Tugend und Ehre, in: Eifler, Günter (Hg.): Ritterliches Tugendsystem, Darmstadt 1970, S. 242. 165 Maurer, Tugend, S. 238. 166 Für F. Guttandin ist die Dualisierung des Ehrbegriffs ein „begriffsstrategischer Kunstgriff, der von vornherein auf die Höherbewertung des Inneren gegenüber dem Äußeren, des Inhalts gegenüber der Form hinausläuft“ (Guttandin, a.a.O., S. 246). 167 Schopenhauer, a.a.O., S. 359.

164

37

Geltung, Achtung, Auszeichnung, Würde, Verehrung; und subjektive Ehre, ehrenhaften Charakter, Tugend.“168

Die zweite, heute auch gebräuchliche Bedeutung, die subjektive Ehre, kannte das althochdeutsche Era nicht169. Das hat Tradition: Schon in Homers Ilias fällt auf, dass die Heroen gesellschaftlich meist nach ihrem Besitz definiert werden. Die Frage, ob ihnen Ehre zugesprochen werden kann oder nicht, wird hauptsächlich vom Umfang und der Unversehrtheit ihres Besitzes her beantwortet170. In diesem Zusammenhang ist vor allem das erwähnte Geben und Nehmen wichtig. Wer ein Geschenk nicht durch eine Gegengabe erwidern kann, dem ist die Ehre genommen. Somit wird Besitz „zu einem Symbol der Ehre“171.

„Die Ehre (timè) der Helden, die um Troja kämpfen, ist stets an konkrete Dinge, die der Besitzsphäre zuzurechnen sind, gebunden: Ehre wird durch Gaben und Geschenke gewährt. Sind letztere nicht präsent, dann scheint auch die Ehre zu fehlen.“172 Friedrich Guttandin bezeichnet im Anschluß an Paul Feyerabend173 diesen „archaischen Begriff der Ehre“ als einen Listenbegriff, der aufzulistende und von Fall zu Fall tatsächlich aufgelistete Elemente und Funktionen aufweist. Einmal erlangen die Heroen in dem aufgelisteten Besitz an ehrenvollen Gegenständen, die freilich nicht einfach als Dinge aufgefaßt werden, sondern von vornherein für soziale Beziehungen

Maurer, Tugend, S. 243. Dazu ist eine Äußerung Otto von Bismarcks bekannt: „Ich kann die Achtung aller Menschen entbehren, nur meine eigene nicht. Meine Ehre steht in niemandes Hand als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig, und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe.“ (zitiert bei: Maurer, Tugend, S. 243.) 170 Dazu: Kelsen, Hans: Vergeltung und Kausalität, Wien-Köln-Graz 1982, S. 182 ff. 171 Guttandin, a.a.O., S. 44 f. 172 Guttandin, a.a.O., S. 45. 173 Feyerabend, Paul: Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt a.M. 1977, S. 359 ff.

169

168

38

stehen174, ihr Selbstbewußtsein und in gewisser Weise auch ihre Identität, die durch die erhaltene Ehre definiert wird. Die Menschen unterscheiden sich durch ihre Ehre voneinander175.

Als zweite Funktion der Ehre kann die soziale Komponente gesehen werden. Durch Gaben und Gegengaben werden soziale Verbindungen geknüpft. Man glaubt, mit der Gabe gehe auch „ein Teil des Wesens des Schenkenden“ mit über. So waren die sich Beschenkenden sehr eng miteinander verbunden176. Der homerische Heros177 zeichnet sich durch vier Charaktereigenschaften aus: aidós (Respekt, Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung), éleos (Mitleid), kléos (Ruhm) und timè (Ehre). Auch wird er durch eine Vielzahl innerer und äußerer Kräfte beeinflusst. Die Entscheidungsfreiheit mangelt ihm, weil er zum einen dem Schicksal unterworfen, zum anderen in gesellschaftliche Zwänge eingebunden ist. Seine Maxime lautet, immer der Beste zu sein und den anderen überlegen. Die Helden der Ilias sind Aristokraten. Ihre gesellschaftliche Stellung spiegelt sich im Kampfverhalten wieder. Sie möchten Ruhm und Ehre zu Lebzeiten erlangen. Dem Glanz der Helden steht das Elend der Unglücklichen gegenüber. Wie die Ehre der homerischen Helden ein Listenbegriff war, so war sie dies auch im frühen und hohen Mittelalter178. Friedrich Maurer sieht - gegen Gustav Ehrismann - das mittelhochdeutsche ere (althochdeutsch era) in staufischer Zeit als Ansehen, Anerkennung, Würde: Es „gibt also lateinisch honos, nicht honestum wieder. Sorgfältige Interpretation aller Stellen [...] zeigt, dass bis auf verschwindende und

Guttandin, a.a.O., S. 49. Guttandin, a.a.O., S. 48 f. 176 Guttandin, a.a.O., S. 49. 177 Zum Ganzen:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Ilias>, zuletzt abgerufen 6. 11. 2005, 8. 30 Uhr. 178 Wundt; Wilhelm: Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens, 1. Bd., Stuttgart 1912, S. 37.

175

unsicher bleibende Ausnahmen nur jene ‚äußere Ehre‘ damit bezeichnet wird“<sup>179</sup>.

ere bezieht sich auf „die äußeren Voraussetzungen einer ritterlichen Existenz und Lebensweise“ <sup>180</sup>. Eine ethische Auffüllung des Wortes im Sinne von ehrenhafter Haltung und Gesinnung, wie sie das Wort *tugent* (*honestum*) ausdrückt, findet sich demgegenüber erst spät und auch nur spurenweise.

In der deutschen Literatur des 11. und beginnenden 12. Jahrhunderts, unter anderem repräsentiert durch Hartmann von Aue und das Rolandslied, liegt die Bedeutung von ere auf dem gesellschaftlichen Ansehen<sup>181</sup>. Das mittelhochdeutsche ere kann allerdings nicht von vornherein und ganz mit dem bedeutungsschwereren neuhochdeutschen Wort Ehre oder dem ciceronianischen *honestum* oder *virtus* gleichgesetzt werden<sup>182</sup>, obgleich nach Friedrich Maurer durchaus enge Beziehungen zwischen *honor* und *virtus*, zwischen ere und *tugent* bestehen:

„Einerseits nämlich sind die *utilia*, ist der Besitz der ere, des öffentlichen Ansehens, Voraussetzung für die ritterliche Existenz, für die Ausübung und Darstellung der Werte des *honestum*. Andererseits ist aber auch der Besitz, das Vorhandensein dieser Werte und ihre Achtung die Voraussetzung für die ere, die öffentliche Anerkennung (also ein Teil des *honestum* Voraussetzung für ein Teil des *utile*!).“<sup>183</sup>

Die Grenzen bleiben fließend. Eine genaue Differenzierung, die bei Maurer fehlt, kann hier nicht vorgenommen werden.

Maurer, Tugendsystem, S. 194 f. Guttandin, a.a.O., S. 51, auch zum folgenden. <sup>181</sup> Maurer, Tugend, S. 245. Dazu auch: Maurer, Friedrich: *Leid. Studien zur Bedeutungs- und Problemgeschichte*, besonders in den großen Epen der staufischen Zeit, 3. Aufl., Bern - München 1969. Zur Ehre bei Iwein: Vogt, Ludgera: *Zur Soziologie der Ehre in traditionellen und modernen Gesellschaften*, in: *Grounded. Arbeiten aus der Sozialforschung* (3. Jg.), Nr. 1, Hagen 1990, S. 3 ff. <sup>182</sup> Guttandin, a.a.O., S. 51. <sup>183</sup> Maurer, Tugendsystem, S. 195 f.

180

179

40

Den Gegensatz zu ere bildet leit. Dies sollte im neuhochdeutschen nicht einfach mit Leid übersetzt werden, da es auch „einen Angriff auf die Ehre, ihre Minderung und geradezu ihre Beleidigung“<sup>184</sup> bedeuten konnte. Durch einen Eingriff in die Privatsphäre eines Menschen wurde ihm leit zugefügt<sup>185</sup>:

„Wer sich leit antun läßt, indem er Angriffen auf seine Besitz-, Rechtsund Körpersphäre akzeptiert, ohne sich effektiv zu verteidigen, verliert seine Ehre.“ <sup>186</sup>

Dieses Verständnis von leit als Ehrverlust findet sich das Mittelalter hindurch. Nur durch das Mittel der Rache konnte ein Beleidigter seine Ehre wiederherstellen<sup>187</sup>. Wurde einer Person leit zugefügt, etwa durch Diebstahl oder eben die Beleidigung<sup>188</sup>, galt dies als eine Mißachtung seiner Person, da der Täter dem Opfer die Achtung versagte. War das Opfer nicht in der Lage, sich gegen diesen Eingriff zu wehren, lief „die Mißachtung auf eine Demütigung hinaus“<sup>189</sup>.

Der niederländische Soziologe und Ethnologe S. Rudolf Steinmetz hat eine Theorie entwickelt, nach der sowohl Rache als auch Vergeltung die primäre Funktion erfüllen, das Gefühl der Unterlegenheit zu kompensieren, das durch eine Beleidigung entstanden war. Das Selbstbewußtsein wird durch die Schädigung des Beleidigers wiederherzustellen gesucht<sup>190</sup>. Otto Brunner spricht sogar von einer Verpflichtung zur Rache, die für

Guttandin, a.a.O., S. 55. Bethmann-Hollweg, M. A. von: *Der germanisch-romanische Civilprozeß im Mittelalter*, 1. Bd., Bonn 1868, S. 24 f. <sup>186</sup> Guttandin, a.a.O., S. 53. <sup>187</sup> Maurer, *Leid*, S. 12 und S. 263. <sup>188</sup> Guttandin, a.a.O., S. 203. <sup>189</sup> Guttandin, a.a.O., S. 53. <sup>190</sup> Steinmetz, S. Rudolf: *Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht*, 1. Bd., Groningen 1928, S. 106, S. 111, S. 363. Dazu auch: Geffken, Heinrich: *Fehde und Duell*, Leipzig 1899, S. 21 f.; S. 27 und Köstlin, C. Reinhold: *Die Ehrverletzung nach deutschem Recht*, in: *Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft*, 15. Bd., Tübingen 1955, S. 365.

die Menschen jener Zeit eine Norm darstellte, und dies in der germanischen Frühzeit wie im Mittelalter<sup>191</sup>.

Fontanes Baron von Innstetten handelt daher völlig nach dem herkömmlichen Comment. Er stellt sich, wenn auch eher gezwungen, in eine lange Traditionsreihe.

Jeder Angriff auf die Ehre mußte nämlich gesühnt werden - und das wie selbstverständlich im Kampf. Als entsprechende Formen zur Vergeltung galten Blutrache, gerichtlicher Zweikampf und Fehden<sup>192</sup>. Wer in der entsprechenden Zeit auf die Vergeltung verzichtete, verlor seine Ehre.

„Dass das Gesetz der Rache ein Gesetz, d. h. ein Zwang war, zeigte sich an der bedingungslosen Identifikation sowohl mit dem Eigentum als Grundlage der Ehre und auch mit der Rache, die aus der Verletzung der Ehre folgte. Affekte und emotionale Lagen waren tief in den Vorgang der Rache integriert. Individuelle Spontaneität, Emotionalität oder Sinnsuche, die von dem Racheprinzip hätten abweichen können, gab es noch nicht.“<sup>193</sup>

Auch Landesherren waren gebunden. Hier äußerte sich Rache in viel größerem Ausmaß: im Krieg<sup>194</sup>. Guttandin beschreibt die Rache als einen ritterlichen point d'honneur<sup>195</sup>, der mit Ruhm und Ehre auf einer Ebene stand<sup>196</sup>.

**Brunner, Otto: Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter**, Darmstadt 1973, S. 48 f., S. 23. <sup>192</sup> Verhaltensrichtlinien, die der ritterlichen Ehre entsprachen, setzten die Turnierordnungen. In ihnen wurden die Kriterien für Turnierfähigkeit und -unfähigkeit festgelegt. 1550 erschien eine Cosmographie, in der zwölf Fälle genannt werden, die zu einem Turnierausschluß führten. Dazu zählten: „1. Worte und Taten gegen den heiligen Glauben, 2. Handlungen gegen Reich und Kaiser, 3. Flucht vor dem Feind und Feigheit, 4. Entehrung und Schmähung adeliger Frauen und Jungfrauen durch Worte und Werke, 5. Meineid, 6. Gattenmord, 7. Berauben von Kirchen, Witwen und Waisen, 8. Fehde ohne redliche Forderung und Ansprache sowie Nichtbeachten der Kriegsordnung, 9. Straßenräuberei, 10. Öffentliche Schändung von Frauen und Jungfrauen, 11. Kaufmännische Betätigung, 12. Teilnahme am Turnier ohne vorherige Ahnenprobe (vier Generationen Zugehörigkeit zum Adel).“ (Guttandin, a.a.O., S. 90.) Dazu auch: Mereau, Ernst Carl: Thurniere in Teutschland, in: ders., Taschenbuch der teutschen Vorzeit, Nürnberg 1794, S. 239 ff. <sup>193</sup> Guttandin, a.a.O., S. 56. <sup>194</sup> Gehl, Walter: Ruhm und Ehre bei den Nordgermanen. Studien zu dem Lebensgefühl der isländischen Saga, Berlin 1937, S. 51 f. und Finley, Moses I.: Die Welt des Odysseus, Darmstadt 1974, S. 120 f. <sup>195</sup> Zum Begriff: Guttandin, a.a.O., S. 210 und 234. <sup>196</sup> Guttandin, a.a.O., S. 56 f und Huizinga, a.a.O., S. 24.

August von Kotzebue spottet freilich über diesen Begriff aus dem Französischen, den „die Ehre gebar“ und der „dem mathematischen Punkte gleich“ ist, „der weder Höhe, Dicke noch Länge hat, sondern blos in der Einbildung besteht, aber doch dazu dient, Himmel und Erde auszumessen“<sup>197</sup>.

Jeder Mann sah sich gezwungen, so Ferdinand Kattenbusch, unabhängig von der Menge, nicht nur seine honores (Besitz, Amt und Würden) zu verteidigen, sondern auch seinen honor<sup>198</sup>. Wer sich berauben ließ, ohne sich zur Wehr zu setzen, und das mit Waffen, war seiner Besitztümer nicht wert und ehrlos: „Ohne honor keine honores und umgekehrt. Darüber wacht der jeweilige soziale Verband“<sup>199</sup>.

Auch dies ist bis ins späte 19. Jahrhundert so geblieben: Das Duellverhalten jener Epoche zeigt dies, und Effi Briest macht diesbezüglich kaum eine Ausnahme. Ähnliches gilt für jene Werke von Alexander S. Puschkin, Anton Tschekow, Leo N. Tolstoi und Joseph Roth, die ich, wenn auch weniger ausführlich als Effi Briest, in dieser Arbeit anführen werde.

Der soziale Verband allein nimmt in früher Zeit nicht die Kontrollfunktion ein. Das althochdeutsche erâ bezieht sich auch auf „Überalltägliches, Übermenschliches“ und auf Göttliches<sup>200</sup>. Es beinhaltet die Bedeutung von „Gnade“, „Gabe“, „Scheu“ und „Friede“. In älteren germanischen Wurzelformen finden sich auch „Ehrfurcht“ und „Verehrung“. Damit ist eine gewisse ehrfürchtige Scheu vor fremden, bedrohlichen, unfaßbaren und übermächtig erscheinenden Wesen und Mächten gemeint<sup>201</sup>.

Kotzebue, August von: Vom Adel. Bruchstück eines größeren historisch-philosophischen Werkes über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker, aller Jahrhunderte, Leipzig 1792 (Königstein/Ts. 1978), S. 81. 198 Kattenbusch, Ferdinand: Ehren und Ehre. Eine ethisch-soziologische Untersuchung, Gießen 1909, S. 28, 30 f. und 38 f. 199 Guttandin, a.a.O., S. 57. 200 Guttandin, a.a.O., S. 59. 201 Ebda.

43

In der Bibel selbst ist „Ehrfurcht“ vor Gott häufig in diesem Sinne genannt, so zum Beispiel 2 Ko 7, 15; Heb 5, 7 und 12, 9. 28; 1 Pt 2, 18.

Guttandin: „,era´ bezeichnet mithin die Ehrfurcht, mit der die Menschen dem Göttlichen, dem Außerordentlichen sich nahten, die Ehrerbietung, die sie diesen entgegengebracht hatten.“<sup>202</sup>

Gott selbst legt Wert auf diese Ehre und weiß sie zu wahren (5 Mose 32, 3; Jos 7, 19; 1 Kö 15, 30; Ps 14, 4; 28, 2; 103, 31; 118, 9; Off 16, 9). Wer Gott die schuldige Ehre erweist und diese nicht nur auf den Lippen trägt, sondern tätig beweist (Mt 15, 8), erlangt selbst Ehre und Ruhm vor Gott und den Menschen (Sir 1, 11; Jo 8, 54; Phi 4, 20; 1 Pt 2, 4).

## 1.2 Ehrenritter

Bereits die Bezeichnung Ritter, abgeleitet von germ. ridare (= reiten), weist auf den Ursprung des Rittertums hin: die in der Spätantike entstandene Panzerreiterei<sup>203</sup>. Die Ursprünge des Rittertums liegen im heutigen Frankreich, das fränkische (französische) Rittertum wurde über das niederländisch-lothringische Sprachgebiet nach Osten vermittelt, Ritter ist folgerichtig ein Lehnwort aus dem Niederländischen (**Ridder**).

Von Deutschland breitete sich die Ritterkultur bis weit nach Osteuropa aus, besonders Böhmen entwickelte eine späte, aber um so eindrucksvollere Ausprägung .

Ritter (lat. eques) war die Bezeichnung für die wehrhaften, adeligen Gefolgsleute des Königs und des Hochadels. Jeder Adlige, der Kriegs<sup>202</sup> <sup>203</sup>

Guttandin, a.a.O., S. 59. Zum Ganzen: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Ritter&printable=yes>, zuletzt abgerufen 2. 11. 2005, 11.15 Uhr.

44

dienst leistete, konnte diesen Titel erwerben, sofern seine wirtschaftlichen Verhältnisse dies zuließen.

Naturgemäß war der Aufwand für den Panzerreiter sehr hoch: Ein schweres und besonders ausgebildetes Kriegspferd und ein teurer Panzer wurden benötigt, vielfach auch Knechte als Begleitpersonal. Entsprechend kamen als Panzerreiter nur Reiche - entweder aus eigenem Besitz und/oder aus königlichen Lehen - in Betracht. Damit **entstand eine Kriegerkaste - das germanische Volksheer der Völkerwanderungszeit blieb nur mehr in Resten erhalten, und der mittelalterliche Adel bildete sich heraus** .

In einem feierlichen Akt, ursprünglich der Schwertleite, später dem Ritterschlag, wurde ein Mann zum Ritter erhoben, vorausgesetzt, er brachte die dafür notwendigen sittlichen und militärischen Qualitäten mit. Seit dem 13. Jahrhundert bildeten Ritter einen erblichen Stand.

Allerdings waren wohl **die meisten Adligen des Mittelalters keine richtigen Ritter. Aus finanziellen und familiären Gründen zogen es viele vor, Zeit ihres Lebens Edelknechte** , also ritterbürtige und waffentragende Krieger zu bleiben. Besonders bei Turnieren wurde streng zwischen Rittern und Edelknechten unterschieden. So durften Ritter beispielsweise mit drei Pferden auf dem Turnierplatz erscheinen, Knechte nur mit zweien.

Vor großen Schlachten versuchten viele Feudalherren die Kampfmoral zu stärken, indem sie Edelknechte in großer Anzahl zu Rittern erhoben. Diese Promotionen kamen auch nach der Schlacht vor. Gelegentlich wurden sogar tapfere nichtadelige Kriegsknechte zu Rittern geschlagen. Die Standeserhöhungen waren aber meist nur symbolischer Natur, vergleichbar den heutigen Ordensverleihungen. Manchmal wurde die Ritterwürde auch gegen Zahlung einer erheblichen Summe verliehen.

Die Ritterwürde war also selbst bei Adeligen keinesfalls selbstverständlich. Besonders im späteren Mittelalter gab es weitaus mehr Edelknechte als Ritter. Dies betraf vor allem die kleineren Dienstadelsgeschlechter, die bereits die Ausrichtung der Promotionsfeier in finanzielle Nöte brachte. Insbesondere der Unterhalt der als Standard vorgesehenen drei Ritterpferde und der entsprechenden Anzahl von Knechten überstieg die Finanzkraft der meisten.

Der Begriff Ritter umfaßte ursprünglich alle berittenen Krieger, vom nichtadeligen Kriegsknecht bis zum Hochadel. Später wandelte er sich in eine Standesbezeichnung, dem Ritter klassischer Definition. Der Ritterstand dürfte aber nicht so in sich geschlossen gewesen sein, wie oft angenommen wird. Nichtadeligen gelang immer wieder der Aufstieg in diese Schicht, deren hehre Ideale mehr und mehr einem nüchtern kalkulierten Pragmatismus wichen.

Der Alltag: Geld war stets nötig - und so gut wie nie vorhanden. Im Zweikampf versuchte ein Mann den Gegner möglichst nicht zu töten, zumindest wenn jener ein wohlhabender Adelige war. Lösegeld zu fordern war eine beliebte Methode, die eigenen Finanzen aufzubessern, die es dringend nötig hatten. Die Gefangenen wurden aber selten in das Burgverlies geworfen, meist speiste der Häftling mit am Tisch des Siegers, er mußte nur bei seiner Ritterschlechte schwören, nicht zu fliehen.

Viele unserer Vorstellungen über Ritter und das Rittertum gehen auf spätere Idealisierungen und Pauschalierungen zurück. Die politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den verschiedenen Teilen Europas unterschieden sich ohnehin deutlich. So waren etwa englische und skandinavische Ritter für die Rückständigkeit ihrer Ausrüstung bekannt; diese Länder waren zu weit von den großen Zentren der Waffenproduktion (Oberitalien, Spanien, Deutschland) entfernt.

Die ritterliche Kultur übte freilich schon früh ihre Faszination aus. Fürsten, Könige und Kaiser ließen sich auf ihren Siegeln als Ritter darstellen und traten bei Turnieren auf den Plan. Fahrende Sänger zogen von Hof zu Hof und besangen die Taten der ritterlichen Helden (Nibelungenlied<sup>204</sup>, Rolandslied). Auch zeigte sich das Phänomen des Minnedienstes, also der Hingabe an eine Hohe Frau (frouwe).

Minne gründet auf einer spezifisch mittelalterlichen Vorstellung von gegenseitiger gesellschaftlicher Verpflichtung, ehrendem Angedenken und Liebe, die die adlige Feudalkultur des Hochmittelalters prägte<sup>205</sup>.

Charakteristisch für die höfische Kultur wurde die Übertragung dieses Konzepts auf den Umgang von Männern und Frauen. In diesem Prozeß wurde Minne zu einem eigentümlichen Ideal, das vor allem den ritterlichen Dienst für eine Dame, die Unterwerfung unter ihren Willen und die Werbung um ihre Gunst bedeutete.

Es bleibt umstritten, ob dieses Ideal auch eine Bedeutung für das reale Leben des Ritterstandes hatte oder ob es sich eher um ein literarisches, fiktionales Spiel und um eine Ideologie<sup>206</sup> handelte. Doch im Zusammenhang mit geschlechtsspezifischer Ehre, mit Liebe, Kampf und Tod hat Minne ihren Platz.

Das Ideal war das Eine, der Alltag das Andere: Dieser dürfte - für einen Dienstmann oder einen Herrn einer der unzähligen kleinen Burgen im deutschen Sprachraum - eher eintönig verlaufen sein. Die meisten Ritter und Edelknechte waren wenig anderes als größere Bauern, denen der Pflug genauso vertraut war wie das Schwert. Neben der Feldarbeit war die Jagd die Hauptbeschäftigung dieser Kleinadeligen. Auf den kleinen Burgen herrschten - aus heutiger Sicht - unzumutbare Zur Frage nach der möglichen Verfasserschaft einer Frau: Lösel-Wieland-Engelmann, Berta: Die wichtigsten Verdachtsmomente für eine weibliche Verfasserschaft des Nibelungenliedes, in: Pusch, Luise F. (Hg.): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, Frankfurt a. M. 1983, S. 168. <sup>205</sup> Zum Ganzen: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Minne&printable=yes>, zuletzt abgerufen 2. 11. 2005, 9.30 Uhr. <sup>206</sup> Schröder, Recht, S. 478.

Lebensverhältnisse. Mensch und Tier mußten sich den begrenzten Raum teilen, die hygienischen Verhältnisse waren gewöhnungsbedürftig, die Kindersterblichkeit war hoch.

Der zahlreichen unehelichen Kinder, die den Verhältnissen mit der einen oder der anderen Magd entsprossen, scheint sich kaum



ein Mann geschämt zu haben. Wohlhabende Ritter ermöglichten ihren illegitimen Söhnen sogar den Erwerb der Ritterwürde. Die Bastarde durften das Wappen des Vaters verwenden, mußten diesem aber den Bastardstreifen (Bastardfaden) hinzufügen, der schräg über das Schild gelegt wurde. Dieser Streifen findet sich noch heute im Wappen einiger Adelsfamilien. Bezeichnenderweise führten einige der tapfersten und berühmtesten Ritter Europas dieses damals keineswegs diskriminierende Symbol im Schilde, einige wurden Stammväter noch blühender Familien des Hochadels. In der ritterlichen Gesellschaft dominierten zwei Arten der Ehre: Die Vasallenehre und die Waffenehre. Erstere bestand aus der „freiwilligen Selbstverpflichtung zur Treue und zum Dienst an der Dame“<sup>207</sup>. Die Vasallenehre kam aus niederen gesellschaftlichen Schichten, drang aber nach und nach in höhere Schichten vor. Bei der adeligen Waffenehre, die zur sozialen Definition ritterlicher Ehre wurde<sup>208</sup>, verlief die Entwicklung umgekehrt: Sie wurde vom niederen Adel kopiert.

Doch nur legitimierte Ritter hatten das Recht, ihr Schwert umzugürten. Allen anderen, seien es Bürger oder andere, die nicht die Ritterweihe erhalten hatten, war dies nicht erlaubt<sup>209</sup>. Gemietete Kämpfer, die einen Zweikampf für Geld austrugen, waren in der Gesellschaft verachtet<sup>210</sup>. Niederen Gesellschaftsschichten war das Tragen einer Waffe verboten<sup>211</sup>.  
207 208

Guttandin, a.a.O., S. 99. Dazu: Millar, John: Vom Ursprung des Unterschieds in den Rangordnungen und Ständen der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1985, S. 100 ff; Tocqueville, Alexis de: Über die Demokratie in Amerika, 1. u. 2. Teil, München 1984, S. 723 f. 209 Niedner, Felix: **Das deutsche Turnier im XII. und XIII. Jahrhundert, Berlin 1881**, S. 19. 210 Duby, a.a.O., S. 152. 211 Fehr, Hans: Das Waffenrecht der Bauern im Mittelalter, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, 2. Teil Bd. 38, Weimar 1917.

48

Das Führen einer Waffe war ein Zeichen der Exklusivität. Dies wird noch einmal durch die Tatsache verdeutlicht, dass jemand, wollte er an einem Turnier teilnehmen, einen Nachweis seiner adeligen Abstammung erbringen mußte. Vermochte er dies nicht, wurde ihm die Teilnahme versagt<sup>212</sup>. So grenzte sich der ländliche Adel vom städtischen ab<sup>213</sup>.

„Im Mittelalter räumt das Waffenrecht dem Waffenfähigen eine Vorzugsstellung gegenüber dem Nicht-Waffenfähigen ein. Das Privileg der Waffenfähigkeit ist gleichbedeutend mit einem Vorzug hinsichtlich der Ehre. Daher wird umgekehrt dem Ehrlosen das Recht, bestimmte Waffen tragen zu können, abgesprochen.“ 214

Innerhalb des Waffenrechts gab es verschiedene Abstufungen: So konnte ein Mann „voll, halb und nicht waffenfähig sein“ . Guttandin sieht „das Waffenrecht [...] als ein Ehrenrecht“<sup>215</sup>. Das bedeutete aber auch, dass jemandem die Ehre aberkannt wurde, sobald er sich weigerte, die entsprechenden Rituale zu akzeptieren. Die Kriterien einer satisfaktionsfähigen Gesellschaft, wie sie im 19. Jahrhundert existiert, zeichnen sich ab.

Die Waffenehre diente dem Rittertum zur Distanzierung von Emporkömmlingen<sup>216</sup>. Besonders der niedere Adel achtete, so Alfred von Martin, auf diese Distanzierung. Da er bestrebt war, seine Existenz zu begründen, rückte die Ehre in den Mittelpunkt<sup>217</sup>. Mit Hilfe der kulturell definierten Ehre gelang es dem niederen Adel, in die höheren Schichten aufzusteigen und sich gleichzeitig nach unten abzugrenzen. „Neben der doppelten Funktion, einer sozialen Filterung gegenüber ‚Eindringlingen‘ und einer Integration sozial und ökonomisch unter Reitzenstein, Alexander v.: Rittertum und Ritterschaft, München 1972, S. 88 f. Zotz, Thomas: Adel, Bürgertum und Turniere in deutschen Städten vom 13. bis 15. Jahrhundert, in: **Fleckenstein, Josef (Hg.): Das ritterliche Turnier im Mittelalter. Beiträge zu einer vergleichenden Formen- und Verhaltensgeschichte des Rittertums, Göttingen 1985, S. 484 ff.; S. 496 f. und Kotzebue, a.a.O., S. 85. 214 Guttandin, a.a.O., S. 100, auch zum folgenden. 215 Ebda. 216 Otto, Eberhard: Von der Abschließung des Ritterstandes, in: Borst, Rittertum, S. 123 f. 217 Martin, Alfred von: Soziologie der Kultur des Mittelalters, in: ders.: Geist und Gesellschaft. Soziologische Skizzen zur europäischen Kulturgeschichte, Frankfurt a. M. 1948, S. 36 f.  
213 212**

49

schiedlich gestellter Adelsgruppen in eine gemeinsame Lebensform erfüllt jener komplexe Ehrbegriff noch eine weitere und viel fundamentalere Aufgabe: Er definiert allererst das, was Adelsstand heißt.“<sup>218</sup>

Gewiß pflegten alle gesellschaftlichen Schichten ihren ständespezifischen Ehrbegriff. Wilhelm Heinrich Riehl sprach von der Hierarchisierung des Ehrbegriffs, der eine hierarchische Ordnung der gesellschaftlichen Schichten folgte<sup>219</sup>. Die satisfaktionsfähige Gesellschaft, ein Konstrukt des 19. Jahrhunderts in Sachen Ehre und Ehrenrettung, erfüllt die

### 1.3 Rechte Ehre, rechter Streit

Das noch heute gebräuchliche Wort Duell kommt vom lateinischen duellum, das im Laufe der Zeit durch bellum ersetzt wurde<sup>221</sup>. Sowohl Cicero als auch Horaz haben in ihren Werken den Ausdruck duellum verwendet<sup>222</sup>. Im Mittelalter hatte duellum mehrere Bedeutungen; darunter Krieg, gerichtlicher Zweikampf oder auch Zweikampf als Ersatz für eine Schlacht<sup>223</sup>.

Gegen Ende des Mittelalters entwickelten sich in Deutschland Kampfstätten; die letzte wurde 1579 errichtet<sup>224</sup>. Gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen zwei Parteien, konnte diese Art Ehrengerichtshof, wenn Guttandin, a.a.O., S. 102. Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes, Leipzig 1935, S. 288. <sup>220</sup> Zu diesem Begriff Ehrismann, Otfried: *Ehre und Mut. Abenteuer und Minne. Höfische Wortgeschichten aus dem Mittelalter*, München 1995, S. 240-244. <sup>221</sup> Elias, Norbert: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von Michael Schröter, Frankfurt a. M. 1989, S. 94. <sup>222</sup> Fries, Jutta: Der Zweikampf. Historische und literarische Aspekte seiner Darstellung bei T. Livius, Königstein/ Ts. 1985, S. 230 und Lange, Ludwig: De duelli vocabuli origine et fatis commentatio, in: ders.: Kleine Schriften aus dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft, 2 Bd., Göttingen 1887, S. 354 ff. <sup>223</sup> Cram, Kurt-Georg: *Iudicium Belli. Zum Rechtscharakter des Krieges im deutschen Mittelalter*, Münster - Köln 1955, S. 67, S. 69, S. 89 und Alighieri, Dante: Monarchie (De Monarchia), Aalen 1974, S. 149. <sup>224</sup> Guttandin, a.a.O., S. 225 f. 219 218

50

auch nur im beiderseitigen Einverständnis, angerufen werden. Bevor ein solcher Kampf genehmigt wurde, wurde versucht, den Streit zu schlichten. Die Auseinandersetzung wurde zunehmend Privatsache. So war das Gericht zwar dazu verpflichtet, zwischen den Parteien zu schlichten, allerdings konnte das abgelehnt werden.

„Die Ehre war hier nicht mehr ein irgendwie politischer Begriff, wie ihn die Rechtsbücher und Städterechte faßten, sondern eine konventionelle Vorstellung, bei welcher lediglich die Verletzlichkeit des persönlichen Ehrgefühls über die Entstehung des Konflikts entschied.“<sup>225</sup>

Bei dieser Art der Austragung eines Streites ging es primär nicht um Strafe und Schadensersatz, sondern um die symbolische Wiederherstellung der Ehre<sup>226</sup>. Der nächste Schritt bei der Entstehung des Duells war die Verlagerung des Zweikampfes vom öffentlichen Raum in die private Sphäre. In dieser findet auch das in Effi Briest beschriebene Duell statt<sup>227</sup>; offizielle Stellen sind nicht involviert.

„Mit der ‚Privatisierung‘ des Austragungsmodus bildete sich das Duell im exakten Sinne heraus. Private Motive und privater Austragungsmodus - privat im Gegensatz zu staatlich - kennzeichneten von da an das Duell.“<sup>228</sup>

Baldassare Castiglione (1478-1529) gehört zu den ersten, die von Zweikämpfen berichten, die wegen einer Beleidigung stattgefunden haben. Da bei ihm aber der Sieg im Vordergrund steht, handelt es sich noch nicht um ein Duell im neuzeitlichen Sinn<sup>229</sup>.

Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm versteht unter Duell eine besondere Form des Zweikampfes. Eigenschaften

Guttandin, a.a.O., S. 226. Köstlin, a.a.O., S. 382. <sup>227</sup> Fontane, Effi Briest, S. 200-204. <sup>228</sup> Guttandin, a.a.O., S. 226. <sup>229</sup> Guttandin, a.a.O., S. 143 und Heller, Agnes: Der Mensch der Renaissance, Frankfurt a. M. 1988, S. 46 und 341 f. 226

225

51

wie Mut und Tapferkeit entscheiden hier über Leben und Tod<sup>230</sup>. Nebenbei: Beim Duell, das Innstetten und Crampas ausfechten, ist von diesen Eigenschaften nicht mehr die Rede; der gesamte Vorgang hat etwas Müdes, Spätzeitliches. Was die Brüder Grimm festhalten, bedeutet eine gewisse Fixierung. Doch bis dahin war „[...] der Gebrauch des Wortes ‚Duell‘ als terminus technicus für den Sachverhalt, den man spätestens seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert unter ihm versteht, [...] über

längere Zeit nicht ganz eindeutig“<sup>231</sup>.

Es ist möglich, dass mit der Zeit eine Präzisierung stattgefunden hat. Dabei ist eine Orientierung an duo (zwei) und/oder an dem spanischen duelo (Leid, Schmerz, Klage, Beschwerde) denkbar<sup>232</sup>. Das (Goethe wählt den maskulinen Artikel „der“<sup>233</sup>) neuzeitliche Duell soll schließlich die gekränkte Ehre wiederherstellen; bei ihm kommt es wie Fontane beschreibt - nicht auf Sieg oder Niederlage an. Es ist auf die Rettung männlicher Ehre ausgerichtet, und auch die tiefste Niederlage, der Tod des Duellanten, stellt diese Ehre wieder her. Denn selbst der Getötete hat sich als tapferer Verteidiger wie Rächter seiner Ehre erwiesen. In dieser Lesart blieb das Duell bis in das 20. Jahrhundert hinein männliche Übung.

Innstetten und Crampas unterziehen sich dem Herkommen: Der Baron nach langer Diskussion, der Major offenbar ohne Zögern<sup>234</sup>.

Nur von wenigen Männern wird berichtet, die den Mut hatten, sich über solche Konventionen hinwegzusetzen und ihre Ehre anderweitig zu begründen. Einer von diesen weitsichtigen Männern war der Kapitän-

230

Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 16, Leipzig 1954, S. 1058. 231 Guttandin, a.a.O., S. 218. 232 Fries, a.a.O., S. 231. 233 Darauf weist Schopenhauer, a.a.O., S. 392, hin. 234 Fontane, Effi Briest, S. 197-200.

52

leutnant Alfons von Bentheim. Er mußte seinen Verstoß gegen die Konvention freilich teuer bezahlen. Als er bei der Heimkehr nach einer längeren Reise von der Untreue seiner Frau erfuhr, reichte er die Scheidung ein und verzichtete auf einen Zweikampf, woraufhin er aus der Marine entlassen wurde. Vor dem Ehrengericht<sup>235</sup>, dieser „Institution zur Durchsetzung des Duellzwangs“<sup>236</sup>, gab Alfons von Bentheim an, erst den Scheidungsprozeß abwarten zu wollen, damit seine Kinder im Falle seines Todes beim Duell nicht der Mutter überlassen werden. Diesen Grund ließ das Gericht nicht gelten, da die Ehre des Mannes allem vorangestellt werden müsse<sup>237</sup>.

Bei Studenten wie bei Offizieren hatte sich mittlerweile zur Kanalisierung des - unbestrittenen, ja stabilisierten - Duellwesens die Einrichtung des Ehrengerichts entwickelt, das einen jeden Ehrenhandel **prüfen, alle Mittel zum gütlichen Ausgleich suchen und nur in allerschwersten Fällen zum Austragen mit der Waffe seine Zustimmung geben durfte**<sup>238</sup>. **Auch die Schwere der Waffen (bei Säbel auch der Schutzvorrichtungen, bei Pistole Zahl der Schüsse, Schußentfernung etc.) bedurfte der Zustimmung des Ehrengerichts. Ohne diese konnten Duelle nicht durchgeführt werden.** Dem Spruch des Ehrengerichts hatten sich alle Beteiligten be-

Verweigerte ein Offizier die Teilnahme an einem Duell, so kam er vor ein Ehrengericht, das die Möglichkeit hatte, ihn aus dem Offizierskorps auszuschließen. Vgl. dazu: Demeter, Karl: Das deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat 1650/1945, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1965, S. 116 ff.; Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, 1. Bd., Reform und Restauration 1789-1830, 2. Aufl. Stuttgart - Berlin - Köln - Mainz 1975, S. 238 f.; Messerschmidt, Manfred: Die preußische Armee, in: Militärgeschichtlichen Forschungsamt (Hg.): Deutsche Militärgeschichte (1648-1939), 2. Bd., 2. Teil, München 1983, S. 1 ff. und 37 ff.; Messerschmidt, Manfred: Werden und Prägung des preußischen Offizierskorps - ein Überblick, in: Meier-Weicker, Hans (Hg.): Offiziere im Bild von Dokumenten aus drei Jahrhunderten, Stuttgart 1964, S. 66 und 77 ff. sowie Frevert, Ehrenmänner, S. 105 ff. und Dieners, a.a.O., S. 210: „Der Zweck der Ehrengerichte blieb die Wahrung der Ehre der Genossenschaft und die des einzelnen Offiziers.“ Vgl. Anonymus, Die conventionellen Gebräuche beim Zweikampf unter Berücksichtigung des Offizierstandes, 5. Aufl. Berlin 1893, S. 34 ff. 236 Dieners, a.a.O., S. 247. 237 Frevert, Ehrenmänner, S. 226. 238 <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Satisfaktion&printable=yes>, abgerufen 8. 11. 2005, 18.10 Uhr.

235

53

dingungslos zu unterwerfen. Fontane nennt ein solches Ehrengericht nicht.

Die einschlägigen Verhandlungen fanden ohne Zustimmung und Wissen der Obrigkeit (bei Offizieren die Militärgerichte, bei Studenten die Universitätsbehörden) statt. Sie waren faktisch rechtswidrig. Deshalb reagierten die Behörden empfindlich, falls ein Duell bekannt wurde, besonders wenn es Schwerverletzte oder gar Tote gab. Innstetten, der immerhin einen Menschen

getötet hat, bleibt unbehelligt. Er wird von seinem Vorgesetzten gedeckt<sup>239</sup>.

Peter Dieners berichtet von einem Fall, in dem zwei Offiziere vor das Ehrengericht zogen, um ihrem Herausforderer die Satisfaktionsfähigkeit absprechen zu lassen. Als die beiden sich weigerten, sich mit dem Kontrahenten zu duellieren, obwohl das Gericht die Satisfaktionsfähigkeit festgestellt hatte, verlor der Reserveoffizier seinen Rittmeistertitel und der aktive Offizier seine Stellung<sup>240</sup>.

In Effi Briest ist von solchen Sanktionen nicht die Rede.

Während Alfons von Bentheim in seinem Umfeld nur auf Unverständnis gestoßen war, hatte der Landrat Adolf von Bennigsen die volle Unterstützung der Gesellschaft. Er forderte 1902 den langjährigen Liebhaber seiner Frau, Oswald Falkenhagen, zu einem Pistolenduell, das für ihn tödlich ausging. Daraufhin wurde Falkenhagen zu 6 Jahren Festungshaft verurteilt. Das Gericht, das nur aus Männern bestand, war empört über Falkenhagens ehrloses Verhalten. In den Augen des Gerichtes hatte Bennigsen vollkommen richtig gehandelt, da er und seine Familie durch den Liebhaber seiner Frau entehrt worden waren<sup>241</sup>.

„Diese massive Aufkündigung männlicher Loyalität konnte nach Ansicht des satisfaktionsfähigen Männerbundes nicht anders beantwortet werden<sup>239 240</sup>

Fontane, Effi Briest, S. 206. Dieners, a.a.O., S. 246 f. 241 Frevert, Ehrenmänner, S. 226 f.

54

den als mit einer männlichen Tat, durch die Bennigsen seine so empfindlich gekränkte Ehre als Mann wiederherstellte.“<sup>242</sup>

Zwischen dem männlichen und dem theologischen Ehrbegriff klappte freilich eine große Lücke, deren Ursache der Unterschied zwischen Held und Heiligen war: „Der Held verachtet den Tod, der Heilige verachtet das Leben“<sup>243</sup>.

Und, nicht ganz nebenbei gefragt, die „Ehre als Frau“?

## 2. Ehre der Frauen

„Ich sehe nicht ein,“ sagt eine Protagonistin bei Fontane<sup>244</sup>, „warum wir uns immer um die Männer oder gar um ihre Seeschlachten kümmern sollen; die Geschichte der Frauen ist meist viel interessanter [...]“.

Norbert Frei konstatiert in diesem Zusammenhang „ein Mißtrauen gegen offizielle Geschichtsdeutungen, die sich auf Kategorien wie Nationalität, Krieg und Männlichkeit beschränken“, gegen ein „abstraktes Normendenken“ auch, „das sich gewalttätig durchsetzen muß“<sup>245</sup>. Wo nämlich Roheit eine Welt bestimmt<sup>246</sup>, wo „Kraftnaturen“ das Sagen haben (und welcher Mann zählte sich nicht, selbst in bescheidenstem Zusammenhang, dazu?), wo Frauen sogar nach dem Namen und Titel ihres Mannes klassifiziert sind<sup>247</sup>, wo von Frauen eine Ergebenheitshaltung erwartet wird<sup>248</sup>, wo eine (dienstlich zur Ehelosigkeit verpflicht-

242 243

Frevert, Ehrenmänner, S. 227. Guttandin, a.a.O., S. 89. Zum Ethos der Ehre: **Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, 2 Bde., München 1999, S. 416 f. und Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft**, Frankfurt a. M. 1976, S. 43 und 101. 244 Ebba Rosenberg in Unwiederbringlich: Frei, a.a.O., S. 83. 245 Frei, a.a.O., S. 85. 246 Herrmann, Vaterliebe, S. 19-21. 247 „Die verwitwete Registrator Rode“: Fontane, Effi Briest, S. 88. 248 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 98.

55

tete) Lehrerin bis ins hohe Alter hinein als „Fräulein“ angesprochen wird<sup>249</sup>, wo Frauen beispielsweise in Preußen erst 1908 zum Studium zugelassen werden<sup>250</sup>, „verliert die Ethik ihren Anspruch oder ist keine solche“ <sup>251</sup>. Findet sich überhaupt eine eigenständige „Geschichte der Frauen“?<sup>252</sup> Angesichts der „rigiden Sozialisationsmechanismen“ <sup>253</sup>, welche die patronome Ordnung seit eh und je bereithält, kann nur sehr eingeschränkt von einer solchen gesprochen werden. Doch die Hoffnung auf eine Aufarbeitung des Vergangenen und auf eine gewandelte Zukunft besteht. Und Fontanes „Zauber des Evatums“? Grawe: „Kein anderer Autor [...] hat im 19. Jahrhundert [...] das frustrierende Leben der unbefriedigten und unausgefüllten jungen Frau mit größerer Einfühlung zum zentralen Thema seiner Romanwelt gemacht als Fontane, und in keinem seiner Romane ist die

Darstellung dieser weiblichen Spannung zwischen aufgezwungener gesellschaftlicher Rolle und natürlichem Lebens- und Freiheitsbedürfnis [...] in einem reicheren und konsistenteren Symbolgewebe und mit einer lebenswürdigeren Heldin gestaltet als gerade in diesem Werk [Effi Briest, Y. B.]“ .254 Freilich kann Fontane auch vernichtend über eine Frau urteilen, so über Effis Freundin Hulda: „[...] Pastor Niemeyers einziges Kind: sie war damenhafter als die beiden anderen, dafür aber langweilig und eingebildet, eine lymphatische Blondine, mit etwas vorspringenden, blöden Augen, die trotzdem beständig nach was zu suchen schienen, weshalb denn auch Klitzing von

249 250

Weber-Kellermann, a.a.O., S. 100. Weber-Kellermann, a.a.O., S. 145. 251 Frei, a.a.O., S. 95. 252 Zum Ganzen: Lange, Helene: Lebenserinnerungen, Berlin 1930 sowie Otto Peters, Louise: Frauenleben im deutschen Reich, Leipzig 1876, und Weber-Kellermann, a.a.O., S. 97 f. 253 Frei, a.a.O., S. 103. 254 Grawe, a.a.O., S. 225.

56

den Husaren gesagt hatte: „Sieht sie nicht aus, als erwarte sie jeden Augenblick den Engel Gabriel?“ Effi fand, dass der etwas kritische Klitzing nur zu sehr recht habe [...].“ 255 Diese Charakterisierung trumps für Fontanes Verhältnisse ziemlich auf - bis hin zu der leicht blasphemischen und schwer antifraulichen Äußerung über den Erzengel Gabriel, der nach dem Bericht des Neuen Testaments der Jungfrau Maria die Botschaft überbracht haben soll, sie werde schwanger werden vom Heiligen Geist (Lk 1, 26-38). Fontanes Effi schweigt, nachdem sie verheiratet ist und nicht mehr kindlich unbesonnen reden darf. Es gehörte zur guten Erziehung eines Fräuleins, so wenig wie möglich über die Wirklichkeiten einer Welt der Männer zu wissen, über Politik etwa, über Arbeitsbedingungen, über Erotik und Sexualität<sup>256</sup>. Von daher gesehen ist Frauenbildung keine vordringliche Aufgabe. Friedrich Schleiermacher hatte bereits in seiner Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen als zehntes Gebot formuliert: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre“ . 257 Bildung und Ehre sind hier programmatisch aufeinander bezogen. Nicht von ungefähr können Männer ein solches Programm nicht akzeptieren. „Bildung übt einen schädlichen Einfluß aus“ , läßt Tolstoi einen Mann in seiner Kreuzersonate (1889) behaupten<sup>258</sup>. Doch fragt eine Frau sofort nach, ob es etwa besser sei, „so zu heiraten wie in alter Zeit, wo Braut und Bräutigam einander kaum zu Gesicht bekamen“ , wo beide „nicht wußten, ob sie sich liebten oder ob sie sich lieben konnten, und heirateten, wen ihnen der Zufall zuführte“ und sich schließlich „ein Leben lang quälten“ .

255 256

Fontane, Effi Briest, S. 5. Weber-Kellermann, a.a.O., S. 100. 257 Zitiert bei: Menschik, a.a.O., S. 32. 258 Tolstoi, Kreuzersonate, S. 16.

57

Am tunlichsten bleibt eine Frau nun aber einmal so kindlich, dass die häufig auch bei Fontane gebrauchte Anrede „Kind“<sup>259</sup> genau auf sie paßt. Das ist nicht ungewöhnlich. Nicht ohne Grund stellt Marianne Wex fest, dass selbst „die in der Geschichte des Patriarchats ranghöchste Frau, die es je gegeben hat, Maria, die ‚Muttergottes‘, in das unausgewachsene, unausgeprägte Kindchenmuster [...] erscheint<sup>260</sup>. Tolstoi ließ einen Mann prinzipiell feststellen, dass „die Erziehung der Frau vollkommen der herrschenden, ungeschminkten und allgemeinen Ansicht über das Weib“ entspricht<sup>261</sup>. Effi ist im Vergleich mit Innstetten, einem durchaus eloquenten und rational kalkulierenden Dialektiker, eine „unreflektierte und verschwiegene Frau“<sup>262</sup>, die in einer männerzentrierten Welt voller Ängstigungen zu leben hat und sich nicht zuletzt vor ihrem Mann fürchtet<sup>263</sup>. Sie hat als Ehefrau, anders denn als Jugendliche, wahrhaftig nicht mehr viel zu sagen. gepreßt“

Starke Skepsis, die der ganzen Männerwelt gilt, bringt jedoch die Gräfin Zwicker in Effi Briest zum Ausdruck, zumal Männer „durchweg weit zurückbleiben hinter dem, was billigerweise gefordert werden“ kann, „die sogenannten ‚forschen‘ am meisten“ <sup>264</sup>. Schließlich: „Wo soll es auch herkommen.“ Frauen, die Fontane liebt, zeichnet ein menschlicher (deshalb auch möglich gefährdeter und gefährdender) Überschuß aus<sup>265</sup>, der gegen die Gesellschaft steht. Eine dieser Frauen ist Effis Kinderfrau Roswitha Gellenhagen. Von dieser einfachen Frau<sup>266</sup> sagt der hohe Beam-

259 260

Fontane, Effi Briest, S.22 f., 99 und 138. Wex, Marianne: „Weibliche“ und „männliche“ Körpersprache als Folge patriarchalischer Machtverhältnisse, 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1980, S. 319. 261 Tolstoi, Kreuzersonate, S. 53. 262 Grawe, a.a.O., S. 227. 263 Fontane, Effi Briest, S. 181. 264 Fontane, Effi Briest, S. 217. 265 Frei, a.a.O., S. 130. 266 Zu Dienstboten: Weber-Kellermann, a.a.O., S. 123 f.

te Wüllersdorf zu dem hohen Beamten Innstetten: „Die ist uns über“, und dieser stimmt zu<sup>267</sup>. Die herrschende Klasse aber, solange sie die Gültigkeit des Bestehenden verteidigt, kann solches nicht akzeptieren; sie weiß die Individuen in ihrer Hand, ohne die Gefährdung, die von ihnen ausgeht, unterschätzen zu dürfen. Die betroffenen sind, kommen aus einem präzisen sozialen Raum, den sie nicht leugnen können und wollen. Ihre Ansprüche versuchen nur einzufordern, was die historische Entwicklung bereithält. Metaphysisches ist hier nicht mehr im Spiel. Gerade weil Fontane die geschichtlich notwendige Chance der Veränderung wahrnehmen will in seiner Kunst, gegen modern sein wollende Auffassungen von der aussichtslosen Determinierung der Individuen, hält er neben die Ebene der realistisch erzählten Welt eine solche des romantischen Wollens. Dieses ist den Exponenten zwar als Wunsch im Hinblick auf die eigene Existenz bewußt; letztlich verwehrt bleibt aber der Blick auf die gesamtpolitische Dimension des Zusammenhangs.

Effi erscheinen ja „die Geschichten von den Grausamkeiten der Gesellschaft wie bloße Märchen“<sup>268</sup>. Sie glaubt beispielsweise nicht daran, dass untreue Frauen einst mit dem Tod durch Ertränken bestraft wurden. So etwas kommt nicht mehr vor, schon gar nicht in Preußen, allenfalls in Konstantinopel<sup>269</sup>.

August Bebel zitiert freilich in seiner Studie *Die Frau und der Sozialismus* (1883) George Sand (1804-1876):

„Es gibt Männer, die ohne weiteres nach orientalischer Manier ihre treulose Gattin totschiessen, weil sie dieselbe als gesetzliches Eigentum betrachten. Andere schlagen sich mit ihrem Nebenbuhler, töten oder

267 268

Fontane, Effi Briest, S. 243. Mittelmann, a.a.O., S. 92. 269 Fontane, Effi Briest, S. 9.

59

entfernen ihn und bitten alsdann die Frau, welche sie zu lieben behaupten, um Küsse und Liebkosungen [...]“<sup>270</sup>

Effi, ein Beispiel kindlicher Unerfahrenheit und Unreflektiertheit, lebt zum einen noch mehr als ihr Vater den Hang aus, spontan der Stimme ihrer Natur zu folgen, und das ohne irgendwelche Rücksicht auf Konventionen<sup>271</sup>.

Ihre Mutter urteilt: „Du bist ein Kind. Schön und poetisch. Das sind so Vorstellungen. Die Wirklichkeit ist anders.“ <sup>272</sup>

Zum anderen zeigt Effi sich (zunächst) nicht gerade skeptisch gegenüber den vorgegebenen Konzeptionen von Liebe, Ehe und der Rolle, die die Gesellschaft einer Frau darin zugewiesen hat<sup>273</sup>. Ob sie jedoch „irgendwo gelesen hat, Liebe sei nun mal das Höchste, das Schönste, das Herrlichste“<sup>274</sup>, wie ihre Mutter argwöhnt?

Und ob sie schon weiß, dass Liebe die eindrücklichste, doch auch die trügerischste, vergänglichste aller Emotionen ist? Eine Emotion, die hin und wieder langsam, über Jahre hinweg stirbt, manchmal aber auch abrupt, spontan, von einem Augenblick zum anderen zu Ende ist? Und nach ihrem Tod sehend macht, sehend für Kleinigkeiten?

Anton Tschechow: „Er erinnerte sich, dass Anna Karenina, als sie ihren Mann nicht mehr liebte, vor allem seine Ohren mißfielen, und er dachte: Wie richtig das ist! Wie richtig!“<sup>275</sup>

Effi gibt schließlich „die glückliche Braut wie sie früher Verstecken gespielt hat“<sup>276</sup>. Sie kann sich nicht entscheiden, neben ihren Aufstiegs<sup>270 271</sup>

Aus „Jacques“, zitiert bei: Menschik, a.a.O., S. 87. Mittelmann, a.a.O., S. 92. 272 Fontane, Effi Briest, S. 23. 273 Mittelmann, a.a.O., S. 90. 274 Fontane, Effi Briest, S. 31. 275 Tschechow, a.a.O., S. 237. 276 Mittelmann, a.a.O., S. 95.

60

wünschen - sie sieht wie ihre Mutter die Ehe als Mittel, die sozialen Aufstiegschancen einer Frau zu verbessern<sup>277</sup>, - will sie ihre Ungebundenheit nicht aufgeben<sup>278</sup>. Bevor aber die Diskrepanz zwischen gesellschaftlicher Forderung und eigenem Wesen<sup>279</sup> produktiv und autonom gelöst werden kann, wird ihr ein soziales Verhaltensmuster aufgezwungen, das sie eben nur als Rolle zu



erfüllen imstande ist.

280

Ihr „Schritt vom Wege“

führt in die gesellschaftliche Acht. In der

Offenlegung der gängigen moralischen Vorurteile gelingt Fontane am überzeugendsten die Analyse der Wilhelminischen Gesellschaft. Wo die Beurteilung sich nicht am realen Verhalten, an inhaltlichen Qualitäten orientiert, sondern an formalen Klassifikationen, wird seine Kritik radikal.

In Effi Briest wird die Problematik verdeutlicht und geschärft durch den Kunstgriff, zwischen dem Ehebruch und seiner Entdeckung einige Zeit verstreichen zu lassen. „Wo liegt die Grenze?“, räsontiert Innstetten, der erkennen muß, die Konsequenzen „einer Vorstellung, einem Begriff zuliebe“<sup>281</sup> gezogen zu haben. Im vollen Wissen, Effis und auch sein Glück zu zerstören, reagiert er nach den vorgezeichneten Mustern. In diesem Vollzug enthüllt sich nicht die Schuld der Einzelnen, sondern der Skandal einer Sozialstruktur<sup>282</sup>. Am Schicksal Effis, die ihr innerstes Wesen verriet, Glück in der Befriedigung ihres gesellschaftlichen Ehrgeizes zu finden suchte und bereit war, die gesellschaftlichen Vorstellungen vom „richtigen“ Ehemann zu übernehmen<sup>283</sup>, bevor sie in ihrem Schritt vom Wege die letzte Konsequenz aus einem als Eheschließung getarnten Kaufvertrag zog<sup>284</sup>, stellt Fontane die Hohlheit der preußischen Gesellschaft bloß.

277 278

Mittelman, a.a.O., S. 90. Frei, a.a.O., S. 132, auch zum folgenden. 279 Mittelman, a.a.O., S. 91 und 98. 280 Fontane, Effi Briest, S. 120. 281 Fontane, Effi Briest, S. 205. 282 Frei, a.a.O., S. 132. 283 Mittelman, a.a.O., S. 93. 284 Mittelman, a.a.O., S. 105.

61

Auch Innstetten und Crampas haben ihre Leidensgeschichte - Fontane war weit entfernt, an ihnen ein Exempel von Schuld statuieren zu wollen -, aber im Bild der Frauen gestaltet er sein eigentliches Anliegen, das über die Diagnose hinaus in die Zukunft weist. Für Effi ist noch das Scheitern kennzeichnend, ihre Liebeshörigkeit wird letztlich aufgezehrt durch eine persönliche Tragik, die die Umwelt diktiert. Ihr moralisches Verhalten ist untragbar in der Welt, aus der sie herkommen und sie akzeptieren letztlich ihre Ausweglosigkeit. Gleichwohl verweist das Flair, das sie umgibt, die positiven Qualitäten, mit denen sie der Erzähler gleichsam versteckt auszeichnet, auf Künftiges. Die romantischen und poetischen Details verraten in ihrer Zusammenschau und Deutung dem Leser, worauf es Fontane letztlich ankommt<sup>285</sup>. Wie schon so häufig, erweist sich scheinbar Weitabliegendes und Unverbundenes als zusammengehörig, verknüpft durch die List eines kritischen Autors<sup>286</sup>. In der Thematik von Moral und Sittlichkeit bewährt sich aufs neue das Frauenmotiv. Seine Aussagekraft ist nicht plakativ, sondern poetisch. Hierin gipfelt die Leistungsfähigkeit des literarischen Bildes - Inhalt, Struktur und Funktion entsprechen sich. In immer deutlicher werdender politischer Akzentuierung verteidigt Fontane Freiheit, Menschenrecht und Menschenwürde gegen Sklaventum und Hörigkeit. In diesem Zusammenhang wird auch Schopenhauers Stellung zu den Frauen scharf kritisiert: „Das ganze Kapitel ‚Über die Weiber‘ zählt zu dem Schwächsten, was man sich denken kann; es ist das Gequackel eines eigensinnigen, vorurteilsvollen, persönlich vergrätzten alten Herrn.“<sup>287</sup>

Die Souveränität des unkonventionellen Urteils erlaubt es Fontane, sehr genau den Zusammenhang zwischen Sittenstrenge, Pflichtethos und

285 286

Frei, a.a.O., S. 132. Ebda. 287 Zitiert bei: Frei, a.a.O., S. 134.

62

aggressivem Nationalismus in Preußen zu erkennen<sup>288</sup>. Moral, Kunst und Politik erweisen sich ständig als aufeinander bezogen. So beispielsweise, wenn Fontane unter dem 8. November 1881 zu Putlitz' „Idealisten“ - „ein sehr schwaches Stück“ - in sein Tagebuch notiert:

„Deutsches Haus, deutsche Familie, deutsche Idealität, 1870, Gravelotte, ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ und zwei



lederne Liebespaare, c'est tout. Und solch Mann glaubt ganz ernsthaft, er vertrete die bessere, sittlichere Seite deutscher Kunst. Dann bin ich für Unsittlichkeit und Schweinerei.“<sup>289</sup>

Oder er teilt Moritz Lazarus mit, er verachte den „Urphilister“ und seinen „höheren Sittlichkeitsgaul“ und wolle „gleich nach Sodom ziehn“<sup>290</sup>. Wahrheit bleibt der letzte Bezugspunkt von Fontanes Urteil. Daraus resultiert notwendig seine Kritik. „Denn dass der alte sogenannte Sittlichkeitsanspruch ganz dämlich, ganz antiquiert und vor allem ganz lügnerisch ist“, will Fontane „beschwören“<sup>291</sup>. Die Hohlheit und die Phraseologie eines erstarrten moralischen Regelsystems bringt ihn immer wieder in Rage; dagegen stehen Wahrheit, Echtheit, Natürlichkeit, Kritik und bon sens<sup>292</sup>. Die Frage nach der Moral in ihren verschiedensten Facetten, Hauptthematik der meisten seiner Romane, wird Fontane nicht zum Anlaß zur Darstellung des Sensationellen. Das ästhetisch dankbare Sujet wird poetisch genutzt nicht um seiner selbst willen, sondern weil in ihm zur Darstellung gelangt, was Fontane für menschenwürdig und -möglich hält. Um dahin zu gelangen, werden ihm wieder die Frauen zum Modell.

288 289

Frei, a.a.O., S. 135. Zitiert bei: Frei, a.a.O., ebda. 290 Brief vom 21. Februar 1889, in: Erler, a.a.O., II, S. 182. 291 Brief vom 22. Juni 1888 an Paul Schlenker, in: Erler, a.a.O., II, S. 204. 292 Frei, a.a.O., S. 135.

63

„Wir stecken ja bis über die Ohren in allerhand konventioneller Lüge und sollten uns schämen über die Heuchelei, die wir treiben, über das falsche Spiel, das wir spielen.“ <sup>293</sup>

Die Schärfe der Kritik richtet sich beispielhaft gegen die Institutionen der Kirche, der Presse und das Beamtentum. Bei der Interpretation solcher Eindeutigkeiten ist allerdings Vorsicht geboten. So reizvoll es wäre, Fontane als (altersbedingtes und literarhistorisches) Paradoxon den Naturalisten zuzurechnen in der Destruktion des Menschlichen durch ein exzentrisch-dekadentes Milieu oder der undifferenzierten Stilisierung alles Weiblichen - entweder zum unverschuldeten Leiden oder zur Inkarnation des Guten - so falsch wäre es.

„Fontanes Modell, die Frau zum Paradigma seines Begriffes von Welt zu wählen, ist subtiler; gegen plakative Eindeutigkeit verzichtet er nicht auf die Vielfalt poetischer Kunstreize, deren Zukunftsoffenheit allerdings die Orientierungslosigkeit von Anarchie und Nihilismus übersteigt.“<sup>294</sup> Fontane überprüft, so die Deutung von Norbert Frei, in einem Brief an Paul und Paula Schlenker auch das Frauenbild der „neuen Schule“. Die meisten ihrer Stücke seien „auf der Anschauung von der Größe des Weibes aufgebaut“. „Wie sich vor ein paar Jahren die Franzosen eine âme russe zurecht machten, so haben sich bestimmte Dichter eine âme feminine zurecht gemacht, die dem ein für allemal inferior Männlichen, das immer feige, selbstisch und dürtig ist, gegenübersteht. Nun, gewiß gibt es so was in der Welt, auch heutzutage noch, und wenn unsre Dichter solche hohen Frauenseelen (die einer Prinzessin und auch einer Köchin, viel, viel öfter einer Köchin angehören können) finden und, wenn sie sie gefunden, darzustellen verstehen, so will ich eine Mark in den Klingelbeutel tun [..].“<sup>295</sup>

293 294

Brief vom 8. September 1887 an den Sohn Theo, in: Erler, a.a.O., II, S. 171 f. Frei, a.a.O., S. 135. 295 Brief vom 6. Dezember 1894, in: Erler, a.a.O., II, S. 360 f.

64

Zwar folgt die Liebeserklärung dessen, „der für Frauen schwärmt“ und der nicht weniger als sieben seiner Romane mit einem Frauennamen geschmückt hat, an den „ganzen Zauber des Evatums“. Aber Fontane fährt fort: „[...] alles muß seinen Stand und Namen behalten, und wenn ich die echten, ehrlichen Magdalenen unwiderstehlich finde, so kann ich mich mit krankhaft verliebten Weibern nicht befreunden, die ihre ganz landläufige Verliebtheit oder sonstige Gefühlsüberschwenglichkeit zu was Anbetenswertem heraufpuffen möchten.“<sup>296</sup> Das Gewissen ist nach Fontane das einzige Sittengesetz: „Unser Gewissen spricht uns frei oder verurteilt uns; das äußere Urteil, das Urteil der Welt hat neben unserem eigenen inneren Urteil keine Bedeutung [...] So gewiß die Gesellschaft das Recht hat, diesen Ich-Standpunkt zu korrigieren, so gewiß hat das Ich ein Recht, den Gesellschaftsstandpunkt zu korrigieren.“ <sup>297</sup> In dieser Dialektik entfalten sich die Konflikte der meisten Romane Fontanes. Entgegen dem qualitativ höherwertigen Sittengesetz des Gewissens, der Gesinnung, diktiert oft genug das äußere Urteil der Konvention die Tragik. Was die persönliche Integrität ausmacht wird zur fragwürdigen Illusion, wenn versucht wird, dies gesellschaftlich durchzusetzen - „wer mal ‚drinsitzt‘, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus“ <sup>298</sup>.

Dabei unterscheidet Fontane zwischen freien Verhältnissen, wobei nur „die sogenannten natürlichen Konsequenzen“ zu tragen sind, die aber „mit der Moralfrage gar nichts zu schaffen“ haben, und dem „Pakt“ der Ehe - ihn zu brechen bedeutet „Unrecht, wenn nicht ein ‚Abkommen‘ die Sache anderweitig regelt“ 299.

296 297

Ebda. Zitiert bei; Frei, a.a.O., S. 137. 298 Brief vom 2. Juni an Paul Schleuther, in: Erler, a.a.O., II, S. 355. 299 Brief vom 8. September 1887 an den Sohn Theo, in: Erler, a.a.O., II, S. 172.

65

Dies markiert den Hauptstreitpunkt mit Ibsen. In der berühmten Rezension der Gespenster verteidigt Fontane das Ehescheidungsgesetz:

„Weder das Gesetz noch die Sitte behindern das siegreiche Durchkämpfen einer freien und wohlmotivierten Entschließung“  
300

. Doch er ver-

weigert seine Zustimmung, diese Möglichkeit zu einer allgemeinen Pflicht zu erheben.

„Unsere Zustände sind ein historisch Gewordenes, die wir als solche zu respektieren haben. Man modle sie, wo sie der Modlung bedürfen, aber man stülpe sie nicht um. Die größte aller Revolutionen würde es sein, wenn die Welt, wie Ibsens Evangelium es predigt, übereinkäme, an Stelle der alten, nur scheinbar prosaischen Ordnungsmächte die freie Herzensbestimmung zu setzen. Das wäre der Anfang vom Ende. Denn so groß und stark das menschliche Herz ist, eins ist noch größer: seine Gebrechlichkeit und seine wetterwendische Schwäche.“<sup>301</sup> Worauf es Fontane ankommt? „Der natürliche Mensch will leben, will weder fromm noch keusch noch sittlich sein, lauter Kunstprodukte von einem gewissen, aber immer zweifelhaft bleibenden Wert, weil es an Echtheit und Natürlichkeit fehlt. Dies Natürliche hat es mir seit lange angetan, ich lege nur darauf Gewicht, fühle mich nur dadurch angezogen, und dies ist wohl der Grund, warum meine Frauengestalten alle einen Knacks weg haben. Gerade dadurch sind sie mir lieb, ich verliebe mich in sie, nicht um ihrer Tugenden, sondern um ihrer Menschlichkeiten, d. h. um ihrer Schwächen und Sünden willen.“ 302

Als Kern dieser Aussage kann eine natürliche Liebenswürdigkeit gelten, eine Qualität sozialen Verhaltens, die sich bewußt an einem konkreten historischen Ort entfaltet<sup>303</sup>. Um dies zu erreichen, muß Fontane, realistischer Erzähler, Umwege zu beschreiten. In seinen herausragenden Frau<sup>300</sup> 301

Zitiert bei: Frei, a.a.O., S. 137 Zitiert ebda. 302 Brief vom 10. Oktober 1895 an Colmar Grünhagen, in: Erler, a.a.O., II, S. 382. 303 Frei, a.a.O., S. 139, auch zum folgenden.

66

enfiguren gelingt es, diese (im Hinblick auf Gegebenes) Außenseiterposition zu schildern, ohne den Gefahren der Extravaganz zu erliegen. Im poetischen Bild der Weiblichkeit harmonieren ästhetischer Reiz und historisch erkannte Notwendigkeit.

Es ist nach Richard Brinkmann die Verquickung von „Bezauberung und Beunruhigung“, ohne dass sich dies zum normativen Klischee auswächst:

„[...] ohne dass dies Weibliche zum forciert Weiblichen gesteigert würde, zum Heroischen, zum Machtweiblichen, zum Chthonischen, zum Mütterlichen, zum Pathos des leidenden Weibes, oder idyllisiert zum Typus des guten Hausgeists, der trauten Lebensgefährtin, der wackeren Dienerin des Mannes“. 304

Bezauberung meint nicht die Ausweglosigkeit einer Berückung, sondern das Interesse an einem besonderen menschlichen Schicksal; Beunruhigung nicht die Angst vor der Zwangsläufigkeit des Schicksals, sondern historische Mahnung und humanen Auftrag<sup>305</sup>.

Jene Frauen der aristokratischen Kreise aber, die wie Effi Briest Außenseiterinnen darstellen, „bedeuten dem bürgerlichen

Realisten etwas Besonderes, in ihnen sah er einen Menschen, der die Grenzen seiner eigenen bürgerlichen Welt jederzeit überschreiten konnte“ . 306

Margarete Fingerling: „Die aristokratischen Mädchen sind oft entstanden als Gegentypus zur lebenden Puppe der herrschenden Gesellschaft, sie sollen eine reizende individuelle, wenn auch oft extravagante Spielart des natürlichen Menschentums innerhalb einer verknöcherten Gesellschaft,

Brinkmann, Richard: Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen, München 1967, S. 74. 305 Frei, a.a.O., S. 139. 306 Fingerling, Margarete: Der realistische Frauentypus in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, Diss. Heidelberg 1935, S. 94.

304

67

gegenüber den wesenlosen, nur für diese Gesellschaft dressierten Frauen darstellen.“ 307 Der Reiz des natürlichen Menschentums als Potential der Gesellschaftskritik - dies könnte Fontane meinen. Allerdings ist er zu noch größerer Differenzierung gezwungen<sup>308</sup>. Die Kenntnis von der Mediokrität des adeligen ebenso wie des bürgerlichen Alltags verlangt eine noch stärkere Forcierung des Außenseitertums. Dieses kann nicht mehr individuelle Spielerei und Extravaganz bedeuten, sondern hat nur Wert, wenn es sich als gesellschaftlich verantwortlich und notwendig erweist. Fontanes Kritik, dargestellt an günstigen Einzelercheinungen aus der aristokratischen Welt, ist nicht mehr „zugleich die romantische Sehnsucht des bürgerlichen Realisten“<sup>309</sup>. Das Schielen nach solchen Ausflüchten bleibt unterbunden durch ein genaues Festhalten an der imaginierten Biographie. Leid und oft auch Scheitern des konkreten Einzelnen verhindern das Abgleiten in die folgenlose Idylle bürgerlicher Träume. Die freie Selbstbestimmung gegen die Konvention ist auch in der Exklusivität des Adels, von Ansehen und Geld, nicht möglich. Effi Briest, die „Aparte“ <sup>310</sup>, steht für diese Annahme. Christian Grawe: „Fontanes Effi Briest ist auch darin repräsentativ, dass der eigentlich problematische und zentrale Charakter in der Ehe tragödie die Frau ist, denn in der patriarchalischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts ist rechtlich und moralisch ihr Spielraum zur Entfaltung ihrer geistigen, seelischen und auch körperlichen Bedürfnisse [...] unvergleichlich enger als der des Mannes, der nicht nur juristisch die Verfügungsgewalt über seine ganze Familie ausübte, sondern dessen soziales Prestige auch durch ‚Seitensprünge‘ eher stieg, solange diese diskret gehandhabt wurden.“ 311

307 308

Ebda. Frei, a.a.O., S.140, auch zum folgenden. 309 Fingerling, a.a.O., S. 94. 310 Fontane, Effi Briest, S. 71. 311 Grawe, a.a.O., S. 222.

68

Nach herrschender Meinung lebte die Frau in Preußen unter der Vormundschaft des Mannes, der sie kontrollieren und über sie verfügen, ihre Post lesen und ihren Umgang bestimmen konnte<sup>312</sup>. Neben der Repräsentation - als geschliffener „Edelstein“ des Mannes<sup>313</sup> und als charmantes Mittel, um dessen Karriere zu fördern<sup>314</sup>, - war die Sphäre der bürgerlichen und adeligen Frau der Haushalt und vor allem die Aufsicht über das Personal, das die Arbeit verrichtete, oft sogar die Kindererziehung in die Hand nahm. Darauf war die Erziehung der höheren Töchter ausgerichtet, eine richtige Bildung war nicht nötig, Frauen konnten sich höchstens im sozialen Bereich engagieren<sup>315</sup>.

Oft waren die Männer älter als die Frauen, da sie eine Stellung haben mussten, um ihre Familien versorgen zu können. Der Altersunterschied förderte zudem die „erzieherische Tätigkeit“ des Ehemannes an seiner Frau<sup>316</sup>.

Effi hatte ihre Rolle verinnerlicht, das läßt sich an ihrer schweigenden Zustimmung und an Äußerungen ihren Freundinnen gegenüber erkennen. Fraglos akzeptiert Effi die offizielle Aufgabe der Frauen, ihren Mann bei der Karriere zu unterstützen:

„ Du sollst recht haben; ich sehe ein, das geht nicht. Und dann wollen wir ja auch höher hinauf. Ich sage wir, denn ich bin eigentlich begieriger danach als du [...]“<sup>317</sup>

Der Mann draußen, seine Frau drinnen: Bis ins 20. Jahrhundert hinein galt es in höheren Kreisen als unschicklich, wenn Frauen arbeiteten. Nur langsam änderte sich das, Frauen wurden zur Universitätsausbildung zuge-

Patzer, a.a.O., S. 40, auch zum folgenden. Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 90 und 131. Vgl. Weber-Kellermann, a.a.O., S. 97. 314 Franke, a.a.O., S. 55. 315 Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 88-92 sowie 101 f. 316 Fontane, Effi Briest, S. 123. 317 Fontane, Effi Briest, S. 64.

313

312

69

lassen und konnten ihren Beruf frei wählen, und nach dem Ersten Weltkrieg bekamen sie in Deutschland und anderen Ländern das Wahlrecht.

Helene Lange stellt aber noch 1924 fest: „Die Rechtsordnung der Ehe stellt die Frau fast allgemein unter eine Bevormundung, die heute zu ihrer Urteilsfähigkeit und zu ihrem Willen zur Selbstbestimmung in keinem Verhältnis mehr steht und sich durch nichts anderes mehr begründen lässt, als durch das traditionelle Ansehen der ‚patria potestas‘.“ 318

Bei einer Scheidung galt das Schuldprinzip, vor allem für die Frau, die mit dem Ehebruch den Zusammenhalt einer Familie riskierte, während die Sphäre des Mannes sowieso der Beruf war, ein Seitensprung gefährdete da vergleichsweise nicht viel.

Eine Männerdebatte bei Tolstoi, von der die Damen ausgeschlossen worden sind, dreht sich denn auch, in Sachen Rechtsungleichheit der Ehegatten, um die ebenso offensichtliche wie legalisierte Benachteiligung der Ehefrau:

„[...] sowohl das Gesetz wie die öffentliche Meinung beurteilen die Untreue der Frau ganz anders als die Untreue des Mannes.“ 319

Untreue und sexuelle Hörigkeit liegen, so die Herrenmoral<sup>320</sup>, im Wesen der Frau. Michail Lermontow in seinem Roman Ein Held unserer Zeit (1840):

„Diese Frau wird ihren [älteren] Mann achten wie einen Vater und ihn um die eheliche Treue betrügen. Ein seltsames Ding, dieses Menschenherz ... vor allem aber das Frauenherz.“ 321

318 319

Zitiert bei: Menschik, a.a.O., S. 71. Vgl. dies., a.a.O., S. 81. Tolstoi, Anna Karenina, S. 547. 320 Helene Lange 1924, zitiert bei: Menschik, a.a.O., S. 79. 321 Lermontow, Held, S. 100.

70

Eine Frau ist launenhaft und wetterwendisch. Ein Mann kann sich alles in allem nicht auf eine Frau verlassen. Frauen haben nun einmal keinen Charakter, „so etwas kommt ihrer Natur nicht zu ...“<sup>322</sup>.

Iwan Turgenjew spricht in seiner autobiographisch gefärbten Erzählung Erste Liebe (1860) über seinen Vater (der die erste Frau, die sein heranwachsender Sohn anheimgelobt, längst zur eigenen Geliebten gemacht hatte):

„Mein Sohn, schrieb er, traue nicht der Liebe eines Weibes, traue nicht diesem Glück, diesem Gift.“ 323

Männer, so eine in der Literatur oft anzutreffende Meinung, „brauchen“ nun einmal „mehr Sex“, und dies vor wie in der Ehe. Tolstoi läßt die Hauptfigur seiner Erzählung Der Teufel (1889) denn auch über die Beziehung zu einer verheirateten Frau urteilen, die ihm später zum Verhängnis wird und ihn in den Selbstmord<sup>324</sup> oder, in einer zweiten Fassung der Erzählung<sup>325</sup>, zum Mord<sup>326</sup> treiben wird:

„Er hatte nun einmal entschieden, dass es für seine Gesundheit nötig war, er hatte gezahlt, und damit basta, irgendwelche Bindungen zwischen ihm und ihr gab es nicht, hatte es nicht gegeben, konnte und durfte es nicht geben. Es war nicht so, dass er hätte die Stimme seines Gewissens beruhigen müssen, nein, gerade das Gewissen sagte ihm nichts.“ 327

Den schuldig gewordenen Ehefrauen jedoch wurden die Kinder weggenommen<sup>328</sup>, Anspruch auf Unterhalt hatten sie nicht, selbst den Namen durften sie nur mit Zustimmung des Mannes weiterführen.

Lermontow, Held, S. 101. Turgenjew, Iwan: Erste Liebe, in: Ders.: Erzählungen, Dortmund 1985, S. 143. 324 Tolstoi, Leo N.: Der Teufel, in: Ders.: Die Kreuzersonate und andere spätere Erzählungen, hg. von Josef Hahn, München 1977, S.180. 325 Hahn, Josef (Hg.), in: Tolstoi, Leo N.: Die Kreuzersonate und andere spätere Erzählungen, München 1977, S. 874. 326 Tolstoi, Der Teufel, S. 178. 327 Tolstoi, Der Teufel, S. 144. 328 Fontane, Effi Briest, S. 228.

71

Ein solches soziales System, gestützt auf die Hohlheit eines bestimmten Ehrbegriffs<sup>329</sup>, war freilich nur noch als toter und tötender Automatismus zu deuten<sup>330</sup>.

Zu den offiziellen Strafen kam jedoch die öffentliche Moral, die den Umgang mit einer Ehebrecherin verbot, gesellschaftlich war eine solche Frau geächtet. Der Brief von Effis Mutter schildert das sehr genau<sup>331</sup>.

Effi Briest selbst: „Das, was man gute Sitte nennt, ist doch immer noch eine Macht.“ <sup>332</sup>

Fritz Martini: „Das Problem des Fontane-Menschen liegt in der Vergesellschaftung, d. h. eine Einbindung in die Determinationen durch Herkunft, Schicht, Milieu und legt ihm auf, nur als gesellschaftliches Wesen in der Gruppe zu existieren. Sie verlangte von ihm, sich den gegebenen Verhältnissen bis zum Verlust von Glück und Freiheit seines Ichs unterzuordnen.“ <sup>333</sup>

Infolge des erwähnten Duelltodes ihres Gatten hatte sich für Elisabeth von Bennigsen die Frage der Scheidung erledigt. Allerdings wurde sie sowohl von der Familie ihres Mannes als auch von ihrer eigenen verstoßen. Sie verließ ihren Wohnort und baute sich eine neue Existenz, zunächst als Krankenschwester, dann als Musiklehrerin, auf. Die Beziehung zu ihren Töchtern mußte sie abbrechen, bis diese die Volljährigkeit erreicht hatten. In der Zwischenzeit wurde die Erziehung von den Tanten väterlicherseits, die sich als überfordert herausstellten, übernommen<sup>334</sup>.

Ehre ist nicht gleich Ehre. Zwischen den Geschlechtern wurde seit jeher unterschieden und wird es immer noch. Bedenklich ist, dass trotz aller

329 330

Guenther, a.a.O., S. 269. Vgl. Guenther, a.a.O., S. 267 zu G. Lukács. <sup>331</sup> Fontane, Effi Briest, S. 215. <sup>332</sup> Fontane, Effi Briest, S. 212. <sup>333</sup> Martini, Fritz: Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus, Stuttgart 1964, S. 743. <sup>334</sup> Frevert, Mann, S. 181.

72

familiären und sozialer Wandlungen „die ‚weibliche Ehre‘ privilegierter Anlaß männlicher Ehrenhände!“ war und noch ist <sup>335</sup>.

Allerdings gilt dies nur für bestimmte Kreise. Gerade die weibliche Ehre war Jahrhunderte hindurch schichtspezifisch definiert: Während in den oberen Schichten dauernd um diese Ehre debattiert und gerungen wurde, ließ das Problem die unteren Schichten der Gesellschaft relativ unberührt. Dies ist bei den folgenden Ausführungen mitzubedenken.

### 2.1 Eine speziell geschlechtsbezogene Ehre

Untreue und Tod - auf dieses Geschehen ist der Leser im ersten Kapitel von Effi Briest nicht zuletzt durch vorausdeutende, vorwegnehmende Zeichen<sup>336</sup> vorbereitet<sup>337</sup>. Seine Erwartungshaltung lässt das sich anschließende Geschehen folgerichtig vor ihm ablaufen. Die Vorausdeutungen des ersten Kapitels stehen in einem engen Beziehungsgeflecht mit der Person des Ehemanns von Innstetten. Der Erzähler, der freilich durchaus nicht alles und jedes eigens sagt<sup>338</sup>, hat Effis Mitteilungen über ihn eng mit entscheidenden Gelenkstellen des Romans: Heirat - Untreue - Tod verknüpft.

Die Konfliktrichtigkeit des Ganzen verdeutlicht sich in der von Effi abverlangten Entscheidung zwischen der Geborgenheit des Elternhauses und der Ehe mit Innstetten; denn während des sich dem Trauermarsch anschließenden Spiels übermittelt die Mutter ihrer Tochter die Werbung des Landrats, die begleitet wird von der vorausdeutenden Warnung, in dem gewohnten Kreis zu verbleiben: „Effi, komm!“

Ott, Michael: Das ungeschriebene Gesetz. Ehre und Geschlechterdifferenz in der deutschen Literatur um 1800, Freiburg i. B. 2001, S. 78 f. 336 Guenther, a.a.O., S. 258. 337 Hamann, a.a.O., S. 68. 338 Guenther, a.a.O., S. 264.

73

Die volle Tragweite dieser Warnung eröffnet sich erst am Ende des Romans, wenn der alte Briest, einer der „großen abgeklärten Alten“<sup>339</sup> bei Fontane, die gleichen Worte verwendet, um die gebrochene Effi nach Hohen-Cremmen zurückzuholen, eine tragische Ironie insofern, als jetzt der Tod als letzte Geborgenheit auf sie wartet.

Effi hat durch ihre Tat für immer ihre Ehre verloren. Aber welche genau? Ich hole weiter aus.

Der Begriff Ehre hat bekanntlich eine innere und eine äußere Bedeutung<sup>340</sup>. Mit Ehre im inneren Sinn ist die Achtung gemeint, die dem Menschen aufgrund seines Menschseins und der damit verbundenen Würde zusteht. Diese Achtung wird ihm im Rahmen der Menschen- und Grundrechte garantiert. Die äußere Ehre bezieht sich auf das Ansehen eines Individuums, das ihm aufgrund seiner persönlichen Leistung von der Gesellschaft zuteil wird. Sie steuert das gesellschaftliche Zusammenleben, indem sie ein normiertes Verhalten und Handeln von den Mitgliedern dieser Gesellschaft fordert. Doch die Ehre sollte nicht aufgrund von Rasse, Klasse und, besonders zu betonen, von Geschlecht diskriminiert werden.

Nicht nur in der deutschen Geschichte trifft dies nicht zu. Immer wieder ist zu beobachten, dass die Ehre der Frauen eine andere ist als die Ehre der Männer.

Schopenhauer kann lapidar feststellen: „Die Sexualehre zerfällt ihrer Natur nach, in Weiber- und Männer-Ehre, und ist von beiden Seiten ein wohlverstandener esprit de corps.“<sup>341</sup>

339

Frei, a.a.O., S. 79. Zum „antidogmatischen“ Satz Briests vom „weiten Feld“: Rösel, Manfred: „Das ist ein zu weites Feld“. Wahrheit und Weisheit einer Fontaneschen Sentenz, Frankfurt a. M. 1997, S. 15. 340 Maurer, Tugend, S. 238 und S. 242 f. und Schopenhauer, a.a.O., S. 359 f. 341 Schopenhauer, a.a.O., S. 363.

74

Otfrid Ehrismann legte 1995 die folgende Deutung vor: Handelten Personen nach dem Gebot der Ehre, war Tugend (nach Thomas von Aquino, der sich auf Aristoteles bezog) eine wichtige Voraussetzung:

„[...] honor est exhibitio reverentiae in testimonium virtutis ( ‚Ehre ist die Verursachung der Ehrfurcht gemäß der Tugend‘ ... )“<sup>342</sup>

Ging es um die Ehre der Frauen, läßt sich eine besondere Nähe von Ehre und Tugend ausmachen. Dabei ist meist das gesellschaftliche Ansehen der Frau gemeint, das sich auf züchtiges Verhalten zurückführen läßt<sup>343</sup>.

Ehre war also, und ist es weithin noch heute, ein durchaus nach dem Geschlecht differenzierter Begriff. Während die Ehre des Mannes im Mittelhochdeutschen über arbeit<sup>344</sup> und manheit<sup>345</sup> definiert wird und geradezu einen männerbündischen<sup>346</sup> Begriff darstellt, gründet die weibliche Ehre vor allem, wenn nicht ausschließlich, auf Zucht<sup>347</sup> und Schönheit<sup>348</sup>. War eine Frau schön<sup>349</sup> und keusch<sup>350</sup>, was seinerzeit die höfische Dame war, lebte sie ehrenvoll<sup>351</sup>.

Freilich, ein Jahrtausend später wird es bei Leo Tolstoi heißen:

„Es ist merkwürdig, wie tief wir in der Illusion stecken, dass Schönheit ein kostbares Gut sei. Eine schöne Frau redet Dummheiten - du hörst ihr zu und hörst die Dummheiten nicht, sondern nur Kluges. Sie redet  
Ehrismann, a.a.O., S. 66. Ehrismann, a.a.O., S. 248 ff. und Maurer, Tugend, S. 248. 344 Ehrismann, a.a.O., S. 17-22. 345 Ehrismann, a.a.O., S. 66, 68, 175 und 187. 346 Ehrismann, a.a.O., S. 154. 347 Hierzu: Ehrismann, a.a.O., S. 248 ff. 348 Ehrismann, a.a.O., S. 68; Herrmann, Vaterliebe, S. 41 ff. 349 Zum schönen Körper (lîp), zu decus corporis und descriptio corporis: Ehrismann, a.a.O., S. 126-128. 350 Ir lîp ist sô reinli, „sie ist so keusch“ : Ehrismann, a.a.O., S. 126. Vgl. dens., a.a.O., S. 161 ff. 351 Ehrismann, a.a.O., S. 228-238.

343 342

und benimmt sich unziemlich, du aber siehst nur Anmutiges. Wenn sie jedoch weder Dummheiten noch Unziemliches redet und nur schön ist, so bist du sofort überzeugt, dass sie wunder wie klug und sittenrein ist.“

352

Frauen war es nicht möglich, wie Männer um ihre Ehre zu kämpfen, sie selbst zu erlangen oder zu mehren: Frauen blieben in dieser Hinsicht passiv, waren gar „zur Passivität verdammt“ 353. Die einzige Möglichkeit, ihre Ehre zu wahren, bestand in einer zuchtvollen („schamhaften“), sich bewahrenden Lebensweise<sup>354</sup>.

Es ist offenbar über Jahrhunderte hinweg so geblieben.

Schopenhauer: „Die weibliche Ehre also ist die allgemeine Meinung von einem Mädchen, dass sie sich gar keinem Manne, und von einer Frau, dass sie sich nur dem angetrauten hingegeben habe.“ 355

1897 stellte die Frauenrechtlerin Marie Raschke fest, dass Ehre nach „Geburt, Beruf und Geschlecht“ 356 definiert wird, wobei der Beruf die Ehre der Männer definiert. Die weibliche Ehre säße vor allem im Geschlecht.

Der Paternologe Horst Herrmann erklärt diesen geschlechtsbezogenen Ehrbegriff als einen zutiefst patriarchal und entsprechend patronom („vätergeregelt“) bestimmten<sup>357</sup>. Patriarchal denkende, führende und handelnde Männer („Patriarchen“ 358) sind gewohnt, den Körper der Frau auf eine eigentümliche Weise zu sehen und zu normieren.

Tolstoi, Kreutzeronate, S. 31. Ehrismann, a.a.O., S. 70. 354 Ehrismann, a.a.O., S. 68. 355 Schopenhauer, a.a.O., 363. 356 Raschke, Marie: Die weibliche Ehre, in: Die Frauenbewegung, Jg. 3, Nr. 24 (1897). 357 Herrmann, Vaterliebe, S. 41. 358 Dieser Begriff meint im vorliegenden Zusammenhang nicht die Patriarchen (Erzväter), die im Alten Testament genannt sind (vgl. Ap 7, 8 und Heb 7, 4), sondern eben jene Männer, die sich patriarchal gebärden - unter uns (Herrmann, Vaterliebe, S. 46 ff.).

353

352

76

Diese Sicht ist einseitig, anachronistisch ist sie kaum. Sie bleibt, von den Ausnahmen in den westlichen Industriestaaten abgesehen, nach wie vor in weiten Teilen der Erde gebräuchlich.

Seit die sogenannten äußeren Geschlechtsteile der Frau eine eng umschriebene Funktion in der Männerwelt übernehmen mußten und unter dem Oberbegriff Scham zusammengefaßt wurden, weiß die Frau (und Mutter) genau, was ihre Tugend (Tauglichkeit<sup>359</sup>) ist und wo diese, als Sitz weiblicher Ehre, geortet werden muß. Horst Herrmann hierzu:

„Jede Frau im Geltungsbereich der Patronomie mußte schon sehr früh lernen, dass ihre eigene Ehre an den genannten Schambereich gebunden ist.“ 360

Im Gegensatz zur männlichen Ehre bleibt die weibliche Ehre demnach vor allem auf den Körper der Frau fixiert. Ute Frevert schreibt dazu:

„Weibliche Ehre war in noch viel stärkerem Ausmaß als die Ehre von Männern als Geschlechtschre definiert, die an die körperlich-sexuelle Integrität der Frau gebunden war. Verlor sie diese Integrität, indem sie ihren Körper einem Mann hingab (oder hinzugeben gezwungen war), der dazu kein ‚Recht‘ hatte, büßte sie auch ihre Ehre ein.“ 361

So wurde in der Männersprache der Mehrbesitz des Mannes und dessen Pendant, der Minderbesitz der Frau, festgelegt<sup>362</sup>. Die äußeren Geschlechtsteile der Frauen wurden in patriarchalen Gesellschaften stark herabgewürdigt. Georg Christoph Lichtenberg merkt folgerichtig über diese Art Ehre an: „Es ist eine schöne Ehre, die die Frauenzimmer haben, die einen halben Zoll vom Arsch abliegt“<sup>363</sup>.

Ehrismann, a.a.O., S. 251. Herrmann, Vaterliebe, S. 42. 361 Frevert, Ehrenmänner, S. 224. 362 Herrmann, Horst: Begehren, was man verachtet. Männer haben Angst vor Frauen, 2. Aufl. Münster 2004, S. 78-84. 363 Lichtenberg, Georg Christoph:



Sudelbücher, München 1987, S. 265.

360

359

77

Gleichwohl: Hatte eine Frau ihre Scham verloren, war sie „geschändet“ und „entehrt“, hatte nichts mehr zu verlieren<sup>364</sup>. Tacitus (um 51- um 120 u. Z.) zieht seine Folgerungen: „Kein Weib, das seine Frauenehre verloren hat, wird weiteres versagen.“ <sup>365</sup>

Dabei ist es gleichgültig, ob eine Frau in den Geschlechtsverkehr eingewilligt hat oder nicht. Sie gilt ebenso als entehrt, wenn sie „von einem Mann, der kein Besitzrecht“ <sup>366</sup> an ihr hat, vergewaltigt worden ist. Dabei bleibt die Ehre des Schänders weithin intakt.

„In der patriarchalen Klassifikation kommt sie [die Frau: Y.B.] sogar noch unter einem Genußmittel wie dem Alkohol zu stehen, das selbst durch Mißbrauch nicht an Wert in der Männergesellschaft verliert.“<sup>367</sup>

Während Alkohol und Nikotin frei konsumierbar und überall erhältlich sind sowie jedem gehören, der sie sich leisten kann, gehören Frauen nach der patriarchalen Regel (Geschlechtsvormundschaft<sup>368</sup>) nur einem einzigen Mann. Entweder dem Vater oder dem Ehemann.

„Besitzansprüche werden dadurch angezeigt, dass frauliche Sexualität angstbelegt abgedrängt wird ins Blumige. Nur der Penis oder seine Ersatzstücke können deflorieren.“ <sup>369</sup>

Nebenbei: In Effi Briest wird, frauentypisch zu jener Zeit, allenfalls verklausuliert über Sexualität und Schwangerschaft gesprochen:

„[...] wenn unser Hausstand sich mehr belebt“, schreibt Effi an ihre Mutter, „und das wird der Fall sein, meine liebe Mama. Was ich neulich andeutete, wird nun Gewißheit.“ <sup>370</sup>

Schopenhauer, a. a. O., S. 364. Zitiert bei: Eine Henne, die da krähet ... Sprüche der Weisheit aus dem abendländischen Geistesleben, hg. von Barbara und Horst Herrmann, Basel 1998, S. 28. <sup>366</sup> Herrmann, Begehren, S. 84. <sup>367</sup> Ebda. <sup>368</sup> Schröder, Recht, S. 479. <sup>369</sup> Herrmann, Begehren, S. 85.

<sup>365</sup> <sup>364</sup>

78

Dabei galt Theodor Fontane mit manchen seiner Romane „noch als allzu freizügig und daher moralisch untragbar!“ <sup>371</sup>

Was Effi betrifft, so gibt schon ihre Kleidung den orthodox Gestrengen zu denken und zu reden. Die kleinadeligen Damen in Kessin mustern ihre Toilette, „die von einigen als zu prätentios für eine so jugendliche Dame, von anderen als zu wenig dezent für eine Dame von gesellschaftlicher Stellung befunden wurde“

<sup>372</sup>

. Im übrigen gilt

Effi als „rationalistisch angekränkt“, ja als „Atheistin“ <sup>373</sup>.

Schon in der Bibel, in einigen ihrer Teile einer der frühesten Texte des Patriarchats<sup>374</sup>, zeigt sich im übrigen die Dezenz, sprich: die Angst der Männer vor dem weiblichen Körper:

„Zur Frau sprach der Herr Gott: Vermehren will ich deine Schmerzen bei deiner Schwangerschaft. Unter Leid sollst du Kinder gebären, und doch geht deine Brunst hin auf deinen Mann, obgleich (oder: gerade weil) der über dich herrscht.“ <sup>375</sup>

Ein Text dreht die Realität um und schiebt die Brunst den Frauen zu. Horst Herrmann deutet dies als ein Zeichen der Angst der Männer vor den Frauen<sup>376</sup>. Außerdem haben patriarchale Denker hier ihren Anspruch gegenüber den Frauen legitimiert. Welcher Platz wäre dafür besser geeignet gewesen als das Buch der Bücher? Seit über 2000 Jahren können sich Männer auf sie, und damit auf ihren Herrschaftsanspruch, berufen.

Fontane, Effi Briest, S. 81. Grawe, a.a.O., S. 220. 372 Fontane, Effi Briest, S. 53. 373 Ebda. 374 Herrmann, Begehren, S. 86. 375 1 Mose 3, 16. 376 Herrmann, Begehren, S. 86 f.

79

## 2.2 Enggeführte idealisierte Wesen

Bevor ich auf die spezielle Definitionsmacht eingehe, kraft der Männer - „alles Egoisten“ (Innsetten<sup>377</sup>) - sich und ihren Interessen wie Wünschen „die Frau“ und ihre Ehre zurechtdefiniert haben, möchte ich exemplifikativ darstellen, wie sich der „Sitz“ weiblicher Ehre oder Unehre ausmachen ließ.

Diese sogenannte Geschlechtsehre, hier nicht allein als Sexualehre verstanden, sondern als Ehre, wie sie einem bestimmten Geschlechtswesen, nämlich der Frau, zugeschrieben wurde, beweist sich vor allem an dem Exempel Jungfräulichkeit, jedoch auch an dem Beispiel der züchtigen Ehefrau.

Das Wort Jungfrau ist ein seit dem 11. Jahrhundert verwendeter Begriff<sup>378</sup> (mittelhochdeutsch juncvrou(we), juncvrowe, althochdeutsch jungfrouwa) und ursprünglich als „junge Herrin“ die Bezeichnung der Edelfräulein, später verallgemeinert zu „junge, ledige Frau“. In der Mystik wird das Wort im Zusammenhang mit der Marienverehrung eingengt auf die unberührte Jungfrau (virgo intacta), so dass das Wort schon bald auf (unberührte) Frauen übertragen werden kann. Auf diese Bedeutung ist das Wort heute weitgehend beschränkt (ähnlich wie das außer Gebrauch gekommene Wort Maid).

In vielen Religionen spielt die Jungfräulichkeit eine wichtige Rolle. Zum Beispiel sind in der griechischen Mythologie die Göttinnen Athene, Artemis und Hestia Jungfrauen. Der Gott Mithras ist nach der mithraistischen Überlieferung von einer Jungfrau geboren worden. Auch im Christentum wird die jungfräuliche Geburt Jesu von Nazaret durch Maria gelehrt, die deswegen auch heilige Jungfrau und Mutter genannt wird.

Fontane, Effi Briest, S. 153. Diese und die folgenden Angaben nach: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Jungfrau&printable=yes>, zuletzt abgerufen 12. 9. 2005, 23.15 Uhr.

378

377

80

Jungfräulichkeit bezeichnet im fachlichen, biologischen, stark von männlichen Vorgaben bestimmten Sinn den Zustand einer Frau, die noch keinen Geschlechtsverkehr hatte und bei der somit keine Defloration oder Entjungferung stattfand. Doch sind selbst Schwangerschaften von Frauen mit intaktem Hymen<sup>379</sup> bekannt. Es handelt sich im Falle der Jungfräulichkeit um einen reinen Männerbegriff, der sich auf Männer selbst kaum übertragen läßt: Von „Burschenschaft“ oder „Jungmannschaft“ ist allenfalls im Scherz die Rede. Bei der Jungfräulichkeit verhielt es sich anders. Hier waren ernsthafte Folgen an den Besitz geknüpft.

Wurde dieser bestritten, war nicht allein die Ehre der betroffenen Frau aufs schwerste geschädigt, sondern auch die desjenigen Mannes, der über diese zu wachen - und sie um seiner eigenen Ehre willen „wiederherzustellen“ hatte<sup>380</sup>, nicht zuletzt im Duell mit dem Bestreiter oder Schädiger („Räuber“) der fraulichen Geschlechtsehre. Die Vorstellung weiblicher Unversehrtheit vor der Ehe fand sich bereits früh. Im Mittelalter wird sie definiert<sup>381</sup>. Zunächst fand eine prinzipielle Einteilung in gute und schlechte Liebe statt. Die geistliche Liebe (amor spiritualis) galt als gute Liebe, als schlechte die fleischliche Liebe (amor carnalis)<sup>382</sup>. Während die geistliche Liebe gut und rein ist und bewirkt, dass der Mensch Weisheit und Tugend liebt, und während sie die Wurzel alles Guten ist, steht die fleischliche Liebe für

Der Hymen (nach dem antiken griechischen Gott Hymenaios = Brautgesang oder Hochzeitslied, lat.: Hymenaeus, deutsch: Hymne) oder Jungfernhäutchen ist eine dünne häutige Membran, die die Vaginalöffnung teilweise verschließt. Da der Hymen in der Regel beim ersten Geschlechtsverkehr, der Defloration, einreißt, wird sein Unbeschädigtsein in Kulturen, die auf Enthaltbarkeit vor der Ehe großen Wert legen, als Beleg für Jungfräulichkeit gewertet. Vgl. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Hymen&printable=yes>, zuletzt abgerufen 11. 9. 2005, 11.50 Uhr. <sup>380</sup> Schopenhauer, a.a.O., S. 366 f. <sup>381</sup> Roper, Lyndal: „Wille“ und „Ehre“: Sexualität, Sprache und Macht in Augsburger Kriminalprozessen, in: Wunder, Heide – Vanja, Christina (Hg.): Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit, Frankfurt 1991, S. 180-197; <sup>382</sup> Schröter, Michael: Staatsbildung und Triebkontrolle. Zur gesellschaftlichen Regulierung des Sexualverhaltens vom 13. bis 16. Jahrhundert,

in: Gleichmann, Peter (Hg.): Macht und Zivilisation, Frankfurt 1984, S. 148-171 und Burghartz, Susanna: Rechte Jungfrauen oder unverschämte Töchter. Zur weiblichen Ehre im 16. Jahrhundert, in: Journal für Geschichte, H. 1, 1991, S. 38-45. 382 Bumke, a.a.O., S. 516.

379

81

alles Unreine und Schlechte, verlockt zum Laster und ist die Wurzel alles Bösen<sup>383</sup>.

„Die eine Liebe zieht den Menschen empor, die andere zieht ihn hinab. Das ist die wichtigste und allgemeinste Aussage über die höfische Liebe. Höfische Liebe ist ein Wert, eine Tugend.“<sup>384</sup>

Die Regeln höfischer Minne zielen auf gesellschaftlichen Umgang ab: „Höfische Liebe war ein gesellschaftlicher Wert, der sich in der Praktizierung höfischer Tugenden und in der Beachtung höfischer Umgangsformen verwirklichte.“ <sup>385</sup>

Die Minnelehre war auch eine Lehre der Tugend. Sie steuerte nicht nur moralisches Handeln, sondern stellte auch Regeln für das gesellschaftliche Leben auf<sup>386</sup>. Diese Regeln wurden im Roman de la rose des Guillaume de Lorris (+ um 1270) vom Gott Amor persönlich verkündet<sup>387</sup>.

Regeln für das gesellschaftliche Leben waren wie immer notwendig. Sie bezogen sich auffallend gerne auf Sexualität, Ehe und Familie:

„Angesichts knapper ‚Nahrungen‘ und entsprechend rigider Eheverbote schien es unbedingt notwendig, die Sexualität der Untertanen im Zaum zu halten und sie nur dann, wenn begründete Aussicht auf eine ökonomisch stabile Ehe bestand, zu erlauben.“ <sup>388</sup> Die Ehe, von der Kirche mehr und mehr als „Sakrament“ betrachtet<sup>389</sup>, stieg zunehmend zu einem hohen gesellschaftlichen Wert auf. Und

Bumke, a.a.O., S. 517. Bumke, a.a.O., S. 522. <sup>385</sup> Bumke, a.a.O., S. 525. <sup>386</sup> Bumke, a.a.O., S. 524. <sup>387</sup> Ebda. <sup>388</sup> Frevert, Mann, S. 202. <sup>389</sup> Herrmann, Horst: Ehe und Recht. Versuch einer kritischen Darstellung, Freiburg/Basel-Wien 1972, S. 38-58.

384

383

82

noch immer lehrt die Kirche über die Heiligkeit der Ehe und des ehelich keuschen, im eigentlichen „menschlichen“ Verhaltens:

„Keuschheit bedeutet die geglückte Integration der Geschlechtlichkeit in die Person und folglich die innere Einheit des Menschen in seinem leiblichen und geistigen Sein. Die Geschlechtlichkeit, in der sich zeigt, dass der Mensch auch der körperlichen und biologischen Welt angehört, wird persönlich und wahrhaft menschlich, wenn sie in die Beziehung von Person zu Person, in die vollständige und zeitlich unbegrenzte wechselseitige Hingabe von Mann und Frau eingegliedert ist.“ <sup>390</sup>

Folgerichtig wurden der Verlust der Ehefähigkeit sowie die Nichtoder Außerehelichkeit im Verlauf der Bildung eines eigenen Kirchenrechts<sup>391</sup> mehr und mehr als Unwert definiert und entsprechend sanktioniert. Verlor eine Frau ihre Geschlechtsehre, indem sie ihre Jungfräulichkeit einbüßte oder ihre Ehe brach, war sie zumindest in den tonangebenden (kirchlichen) Kreisen nicht mehr ehefähig. Da der Verlust der Jungfräulichkeit, also per definitionem der „körperlichen Unversehrtheit“, allein bei Frauen festgestellt werden konnte, waren den einschlägigen (gerade auch kirchlicherseits zugelassenen oder geforderten<sup>392</sup>) Untersuchungen und Definitionsversuchen Tür und Tor geöffnet - in nicht wenigen Fällen bis heute<sup>393</sup>.

Der englische Ausdruck virgin kann sich auf Personen beiderlei Geschlechts beziehen. Dagegen gibt es im Deutschen keinen entsprechenden Begriff für einen Mann mehr, der noch „Jungfrau“ ist (bis ins 19. Jahrhundert hinein hätte man ihn wohl als „reinen Jüngling“ bezeichnet). In der heutigen Umgangssprache wird der Begriff „Jungfrau“ gelegentlich übernommen; da aber der Begriff, auf Männer angewandt, nach Ansicht einiger Unmännlichkeit (Weibisches oder Katechismus der Katholischen Kirche (Vatikan 1992), Nr. 2337. Herrmann, Horst: Die Stellung unehelicher Kinder nach kanonischem Recht, Amsterdam 1972, S. 91-120. <sup>392</sup> Herrmann, Ehe und Recht, S. 135 ff. <sup>393</sup> Vgl. cc. 1697-1706 CIC zum sogenannten Inkonsummationsverfahren.

Impotenz) impliziert, ziehen manche Formulierungen wie „NN hatte noch keinen Sex“ vor.

Die Jungfräulichkeit einer Frau galt jedenfalls Jahrhunderte hindurch als Bedingung für ihre Heirat, die eheliche Zucht als Bedingung für ihr Verbleiben in der Ehe. In vielen Kulturen ist das noch heute so, zum Beispiel bei manchen Formen der arrangierten Heirat. Zur Prüfung der Jungfräulichkeit wurde daher gelegentlich vor der Eheschließung der Hymen der Frau auf seine Unversehrtheit oder das Bettlaken nach der Hochzeitsnacht auf Blutflecken überprüft.

Norbert Elias: „Vorehelicher Geschlechtsverkehr verdammt eine Frau, die etwas auf sich hielt, zu lebenslänglicher Schande.“  
394

In Traueintragungen im Kirchenbuch wurde vor 1800 im allgemeinen sogar die Bezeichnung Jungfrau für die Braut gebraucht, solange der Traupriester nicht vom Gegenteil überzeugt war. War er das, so wurde die Braut als Deflorata oder Impregnata bezeichnet, und die Trauung fand „auf Verordnung“ beziehungsweise „in der Stille“ statt, wobei oft der Name des Brautvaters in der Traueintragung fehlte.

Wurde ein nichteheliches Kind geboren, waren sowohl die Mutter als auch das Kind aus der Gesellschaft ausgeschlossen<sup>395</sup>. Nur durch eine Heirat mit dem Vater des Kindes konnte eine Frau ihre Ehre wiederherstellen. War eine Frau von einem Mann durch ein vorgebliches Eheversprechen „verführt“ worden, konnte sie dieses einklagen<sup>396</sup>.

Elias, a.a.O., S. 59. Herrmann, Uneheliche Kinder, S. 57-73. <sup>396</sup> Vgl. den früheren § 1300 BGB: Als Kranzgeld wurde eine finanzielle Entschädigung bezeichnet, die eine Frau von ihrem ehemaligen Verlobten fordern konnte, wenn sie sich auf Grund eines Eheversprechens von ihm entjungfern ließ **und er anschließend das Verlöbnis löste. Gleiches galt für unbescholtene neuverlobte Witwen**. Der Anspruch auf Kranzgeld war im deutschen Privatrecht ein Fremdkörper, da ursprünglich nur ein Vermögensschaden durch Vermögenszuwendungen entschädigt werden konnte, die Entehrung der Jungfrau aber ein ideeller Schaden war. Daher war das Kranzgeld im Deutschen Reich (später auch in der Bundesrepublik Deutschland) im Familienrecht geregelt. Die Vorschrift stammte aus dem Jahr 1896 und trat am 1. Januar 1900 in Kraft. Sie lautete: (1) Hat eine unbescholtene Verlobte ihrem Verlobten die Beiwohnung gestattet, so kann sie, wenn die Voraussetzungen des § 1298 oder des § 1299 vorliegen, auch wegen des Schadens, der nicht Vermögensschaden ist, eine billige

395 394

Von diesem Recht wurde häufig Gebrauch gemacht, da diese Frauen kaum mehr damit rechnen konnten, einen Mann zu finden, der bereit war, eine Nicht-mehr-Jungfrau zu heiraten<sup>397</sup>.

Frauen waren unter diesen Umständen gezwungen, sich „rein“ zu halten. Diese Forderung wurde nicht nur in klerikalen Kreisen erhoben und durchzusetzen versucht. Die Konvention der sexuellen Enthaltsamkeit der Frau vor der Ehe scheint der Gesellschaft als ein Sicherheitsventil gedient zu haben, um die Sexualität und damit die Fortpflanzung der Gesellschaftsmitglieder in einem bestimmten, nämlich patronomen Sinn regeln zu können. In unehelich schwang im übrigen auch unehrlich mit<sup>398</sup>. Selbst in den Zunftordnungen wurde von ehrlicher Geburt geredet; gemeint war eheliche Geburt<sup>399</sup>. Rechte Ehe bedeutete rechte Ehre - oder nicht. Heirateten Gesellen eine von ihnen vor der Ehe geschwängerte Frau, wurden sie aus der Zunft ausgeschlossen.

Insgesamt galt: Je ökonomisch besser gestellt eine Familie war, desto strikter wurde die voreheliche Enthaltsamkeit der Tochter kontrolliert. Der Vater hatte die völlige Kontrolle über den Besitz, die Nahrung und das Sexualleben der Tochter. Bei der Eheschließung übernahm der Gatte diese Aufgabe. Hier wird deutlich, dass weibliche Ehre nicht

**Entschädigung in Geld verlangen. (2) Der Anspruch ist nicht übertragbar und geht nicht auf die Erben über, es sei denn, dass er durch Vertrag anerkannt oder dass er rechtshängig geworden ist**. - Das Kranzgeld war einer der seltenen Fälle, in denen für einen immateriellen Schaden (Ehrverlust) materieller Ersatz gefordert werden konnte. **Begründet wurde der Schadenersatzanspruch damit, dass die Ledige wegen des Verlusts ihrer Jungfräulichkeit geringere Chancen auf eine standesgemäße Heirat mit einem anderen Mann habe. War die Frau hingegen schon vor der „Beiwohnung“ nicht mehr unbescholtene, so stand ihr auch kein Kranzgeld zu**. - Im Jahr 1993 wurde eine Klage auf ein Kranzgeld von 1.000 DM mit der Begründung abgewiesen, § 1300 BGB verstoße wegen der gewandelten Moralvorstellungen gegen das Grundgesetz und sei **nicht mehr anzuwenden**. **Praktische Bedeutung hatte die Vorschrift zum damaligen Zeitpunkt ohnedies nicht mehr. Sie wurde daher durch das Gesetz zur Neuordnung des Eheschließungsrechtes vom 4. Mai 1998 ersatzlos gestrichen** :

<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kranzgeld&printable=yes>, zuletzt abgerufen 26. 10. 2005, 11.25 Uhr. 397 Ott, a.a.O., S. 77. 398 Frevert, Mann, S. 202 f. 399 Augsburgische Goldschmiede-Ordnung von 1702, in: Herbst des alten Handwerks, hg. von Michael Stürmer, München 1979, S. 51 und 108.

85

aus sich selbst definiert wurde, sondern immer in Bezug zur Familienehre<sup>400</sup> oder zur männlichen Ehre stand - und in manchen Kulturen bis heute steht<sup>401</sup>. Mißachtete eine Tochter die Regeln, konnte das ihre soziale Existenz bedrohen:

„Weibliche Ehre hatte um so höheren Wert, je größere materielle Folgen an ihren Verlust geknüpft waren.“<sup>402</sup>

Ein Bräutigam tat bis in das 20. Jahrhundert hinein gut daran, eine Jungfrau zur Gattin zu wählen. War die Dame bereits „befleckt“, ging die Heiratsstrategie der Eltern, die zur Vermehrung des Besitzes beitragen sollte, nicht mehr auf. In besitzlosen Ständen wurde diese Moral nicht ganz so streng gehandhabt. Sobald eine Frau davon ausgehen konnte, dass es sich bei einem Mann um den künftigen Gatten handelt, war es ihr erlaubt, sich ihm hinzugeben. Wollte er sein Versprechen nicht halten, gab es für sie Möglichkeiten, ihn doch noch zur Ehe zu bewegen<sup>403</sup>.

Sowohl die Krefelder Seidenweberinnen als auch die Berliner Arbeiterinnen des 19. Jahrhunderts sahen im vorehelichen Geschlechtsverkehr eine Art der Ehevorbereitung. Der Koitus war zwar vorgezogen, dennoch ging eine Frau davon aus, von dem jeweiligen Mann geheiratet zu werden<sup>404</sup>.

Farge, Arlette: Familienehre und Familiengeheimnisse, in: Ariès, Philippe – Chartier, Roger (Hg.): Geschichte des privaten Lebens, 3. Bd., Frankfurt a. M. 1991, S. 573-609. 401 Ott, a.a.O., S. 78. 402 Frevert, Mann, S. 202. 403 Beck, Rainer: Illegitimität und voreheliche Sexualität auf dem Land. Unterfinning 1671-1770, in: Dülmen, Richard van (Hg.): Kultur der einfachen Leute, München 1983, S. 112-150 und Benker, Gitta: „Ehre und Schande“. Voreheliche Sexualität auf dem Lande im ausgehenden 18. Jahrhundert, in: Geyer-Kordesch, Johanna – Kuhn, Annette (Hg.): Frauenkörper-Medizin-Sexualität, Düsseldorf 1986, S. 10-27. 404 Kriedte, Peter: Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1991, S. 191 f.; Lipp, Carola: Die Innenseite der Arbeiterkultur. Sexualität im Arbeitermilieu des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: Dülmen, Richard van (Hg.): Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn, Frankfurt 1990, S. 214-259.

400

86

„Als Schande dagegen galt es, unehelich schwanger zu sein und vom Kindsvater sitzen gelassen zu werden. Die Ehre der Frau war auch hier ein Tauschobjekt; blieb die Gegenleistung, die mit einer gewissen Zeitverschiebung erwartet wurde, aus, war sie unwiederbringlich verloren.“<sup>405</sup>

Suchten Männer der oberen Schichten ein vor- oder außereheliches Vergnügen, so hielten sie sich an Frauen niederer Schichten, denn die weibliche Ehre war, laut der Historikerin Ute Frevert, „alles andere als klassenneutral“<sup>406</sup>. Während das sexuelle Verhalten der Frauen genauestens kontrolliert wurde, hatten Männer Narrenfreiheit.

Für Michael Ott zeigt sich darin die „soziale Dominanz von Männern“<sup>407</sup>, die sich „in den Ehrencodes weiblicher Reinheit“<sup>408</sup> äußert. Ott nennt als einen Grund für Duelle den Willen der Männer, über die Sexualität der Frau zu verfügen und sie kontrollieren zu können<sup>409</sup>. Zwei Duellanten kämpften demnach „um die Verfügungsgewalt über den weiblichen Körper“<sup>410</sup>.

Weibliche Ehre und Besitzanspruch des Mannes gehen Hand in Hand.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam die Liebe als Motiv für eine Eheschließung auf<sup>411</sup>, womit sich auch die Bedeutung des Koitus erhöhte. Auch hier hatte die Frau das Nachsehen. Wurde sie vergewaltigt, war ihre Ehre verletzt, obwohl sie nichts dafür konnte. Der Vorteil der neuen Liebessemantik war zwar, dass Frauen nun viel seltener in eine Ehe gedrängt werden konnten, aber der Nachteil lag auf der Hand: Die Männer konnten sich leichter aus ihrer Verant-

Frevert, Mann, S. 204. Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1989, S. 130. 407 Ott, a.a.O., S. 78. 408 Ott, a.a.O., S. 78. 409 Ott, a.a.O., S. 78. 410 Ott, a.a.O., S. 78. 411 Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 83 f.

406

405

87

wortung stehen. So gesehen gewann die voreheliche Enthaltsamkeit für Frauen einen noch größeren Bedeutung<sup>412</sup>.

„Da sie, abgesehen von moralischem Druck, keine Handhabe mehr besaß, den Mann zur Einhaltung seiner mit dem vorehelichen Beischlaf automatisch eingegangene Verpflichtung zu zwingen, tat sie besser daran, solche Kontakte ganz zu meiden.“<sup>413</sup>

Warum aber war die sexuelle Unversehrtheit - und die eheliche Treue - der Frau den Männern so wichtig?

Als erster und einsichtiger Grund kann die Schwangerschaft genannt werden. Es ist verständlich, dass Männer immer Angst vor einem Kuckucksei haben mußten<sup>414</sup>, während eine Frau sicher sein konnte, dass sie die Mutter des ausgetragenen Kindes war. Eine Frau konnte einem Mann, in Zeiten fehlenden Vaterschaftstests, das Kind eines anderen Mannes unterschieben, das dann von ihrem Ehemann ernährt wurde und auch Teile von dessen Besitz erbte<sup>415</sup>.

Martin Luther drückt die allgemeine Angst der Patriarchen aus, die allem Anschein nach zu seiner Zeit auch schon virulent war:

Ein Ehebruch der Frau kommt einer Sünde gleich „gegen Gott, gegen den Heiligen Geist, gegen das Staatswesen und gegen den Hausstand. Denn die Ehebrecherin bringt einen andern Erben ins Haus hinein“<sup>416</sup>.

Frevert, Mann, S. 207. Frevert, Mann, S. 204. 414 Herrmann, Begehren, S. 147 f. 415 Herrmann, Begehren, S. 147 f. 416 Aus Luthers Tischreden, zitiert bei: Höher, Friederike: Hexe, Maria und Hausmutter - Zur Geschichte der Weiblichkeit im Spätmittelalter, in: Kuhn, Annette Rösen, Jörn (Hg.): Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Geschichte der Weiblichkeit vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1983, S. 50.

413

412

88

Und Jean-Jacques Rousseau fragt: „Gibt es etwas Schrecklicheres auf Erden als einen unglücklichen Vater, der, weil er kein Vertrauen mehr in seine Frau hat, es nicht mehr wagt, sich seinen Gefühlen hinzugeben; der, wenn er seine Kinder küßt, daran zweifelt, ob er nicht das Kind eines anderen küßt, das Unterpand seiner Entehrung, den Dieb des Gutes seiner eigenen Kinder?“

417

Zeugte dagegen der Mann ein uneheliches Kind, so hatte dieses „keinerlei Ansprüche auf Namen, sozialen Status und Vermögen des Vaters“<sup>418</sup>. Im übrigen hielt man sich eine eigene „Landesgebäranstalt für uneheliche Schwangere“<sup>419</sup>.

„Da jedes ehelich geborene Kind alle Rechte auf Unterhalt, Erziehung und Vermögen des Vaters genoß, schätzten Männer die ‚Ehre‘ ihrer Gattinnen als Garantie dafür, dass ihr materieller Besitz nur unter den eigenen, legitimen Nachkommen aufgeteilt und nicht von den Sprößlingen anderer Männer usurpiert wurde.“<sup>420</sup>

Aber war das der einzige Grund? Haben Männer nicht auch Angst vor Vergleichen? Warum sind heute in der Werbung so viele nackte Frauen zu sehen, aber kaum ein nackter Mann? Meint ein Mann nicht noch heute häufig, sein Geschlechtsteil sei zu klein? Vielleicht liegt darin auch ein Grund für die sexuelle Einschränkung der Frau seitens der Patronomen. Männer haben Angst davor, dass eine Frau unter ihren Liebhabern Vergleiche ziehen kann. Es kränkt ihre Eitelkeit, ihren Stolz, nicht der erste Mann, nicht der Eroberer, gewesen zu sein<sup>421</sup>. Sie haben Angst, dass die Frau Forderungen an sie als Liebhaber stellt, denen sie möglicherweise nicht gewachsen sind. Ist es da nicht viel einfacher, Frauen zu unterdrücken und sich als Köhner aufzuspielen?

417

Rousseau, Jean-Jacques: Emil oder Über die Erziehung, hg. von L. Schmidts, Paderborn-München-Wien-Zürich 1981, S. 390. 418 Frevert, Mann, S. 209. 419 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 107. 420 Frevert, Mann, S. 209. 421 Frevert, Mann, S. 208.

Haben Männer nicht Angst vor Impotenz oder davor, dass die Frau diese erkennt? Unerfahrenen Frauen kann ein Mann viel erzählen; bei einer aufgeklärten Frau sieht das anders aus. Bei unwissenden Frauen kann die männliche Angst sehr erfinderisch sein: Wird die Impotenz offen gezeigt, ist sie für manche Männer ein „Symbol des Widerstands gegen die dämonische Frau“<sup>422</sup>. Impotente Männer versagen sich selbst, sie versagen nicht, „indem sie die tierische Frau nicht auf ihre Kosten kommen lassen“<sup>423</sup>.

Während auf die Jungfräulichkeit der Frauen (und auf ihre eheliche Treue) besonders geachtet wurde, legten die Männer für sich selbst andere Maßstäbe fest. Durch voreheliche Affären stieg ihr Ansehen in der Peergroup ungemein. Besonders bürgerliche Männer unternahmen schließlich ihre Beutezüge<sup>424</sup> außerhalb ihrer eigenen gesellschaftlichen Kreise. Dabei wählten sie junge Frauen aus niederen sozialen Schichten, die nicht davon ausgehen konnten, geheiratet zu werden.

Eine weitere Beute stellten Ehefrauen dar, weil hier die Gefahr den Reiz steigerte. Bei (aufgedeckten) Affären verloren jedoch sowohl unverheiratete als auch verheiratete Frauen ihre Ehre. So auch im Fall der Effi Briest.

Ein weiterer wichtiger Grund für den Kontrollzwang der Männer über die Frauen dürfte die Veränderung der Gesellschaft und damit auch der Arbeitsverhältnisse gewesen sein. Während im 18. Jahrhundert noch die Einheit von Leben und Beruf herrschte, wurden diese Sphären im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer weiter getrennt<sup>425</sup>. Männer hatten außer Haus zu tun, während Frauen und Kinder zu Hause blie-

Herrmann, Begehren, S. 43. Ebda. <sup>424</sup> Dieser Ausdruck schließt an Stefan Zweig an, der über die Geschlechterpolarität des späten 19. Jahrhunderts schrieb: „Der Mann forsch, ritterlich und aggressiv, die Frau scheu, schüchtern und defensiv, Jäger und Beute, statt gleich und gleich“ (Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt 1949, S. 90). <sup>425</sup> Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 84 und 101 f.

423

422

90

ben und somit nicht mehr der absoluten Kontrolle des Ehemannes und Vaters unterstehen konnten.

„Gleichwohl scheint es plausibel, dass das männliche Mißtrauen in einem Maße zunahm, wie sich ihre Kontrollchancen verringerten. Der nervös-emphatische Appell an die „weibliche Ehre“, an die höhere Sittlichkeit der Frauen und ihre größere Selbstzucht könnte demnach eine Reaktion auf die Befreiung der Ehefrauen von direkter männlicher Zucht und Überwachung gewesen sein.“<sup>426</sup>

Die Rollen der Geschlechter waren im bürgerlichen 19. Jahrhundert klar definiert. Der Mann ging „draußen“ arbeiten und war für das außerhäusliche Leben zuständig, während die Frau für das Familienleben verantwortlich zeichnete. Friedrich Schillers Lied von der Glocke weiß das:

„Und drinnen waltet / Die züchtige Hausfrau, / Die Mutter der Kinder, / Und herrschet weise / im häuslichen Kreise / Und lehret die Mädchen / Und wehret den Knaben / Und reget ohn´ Ende / Die fleißigen Hände / Und mehrt den Gewinn / mit ordnendem Sinn / Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden / Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden / Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein / Die schimmernde Wolle, den schneeigen Leim / Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer / Und ruhet nimmer.“<sup>427</sup>

Schiller zeigt in seinem Gedicht die Tätigkeiten der Bürgerfrau auf, die in einer patriarchal bestimmten Ehe<sup>428</sup>, also in „glücklicher und akzeptierter Abhängigkeit“ lebte. An erster Stelle der Aufzählung steht züchtig. Die ideale Frau war zunächst züchtig, d. h. eben nicht unzüchtig, wie der patriarchale Topos über die prinzipielle Zügellosigkeit der Frauen urteilte <sup>429</sup>. An zweiter Stelle war sie Mutter.

Frevert, Mann, S. 211. Schiller, Friedrich: Das Lied von der Glocke, in: Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden, 1. Bd., Stuttgart und Tübingen 1838, S. 366. <sup>428</sup> Schröder, Recht, S. 482 f. <sup>429</sup> Herrmann, Begehren, S. 24.

427 426

91



Erwerbstätigkeit der Frau war - gerade in bürgerlichen und erst recht adeligen Kreisen - noch immer die Ausnahme. Ich führe Tabellen zu Erwerbstätigkeit und Familienstand zwischen 1861 und 1885 an<sup>430</sup>:

Tabelle 1: Anteil der weiblichen Erwerbstätigen in Berlin 1867/1885 (in Prozentzahlen an den Gesamtbeschäftigten) 1867  
Persönliche Dienste Industrie (einschließlich Hausindustrie) Sonstige Berufe Insgesamt 12,2 8,2 0,2 22,6 1885 10,3 14,1 3,6 28,0

Quelle: Hermann Aubin - Wolfgang Zorn, Handbuch der deutschen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2, Stuttgart 1976, S. 634.

Tabelle 2: Familienstand der weiblichen Personen über 16 Jahre in Preußen (Stand 1864)

Familienstand Ledig Verheiratet Verwitwet Geschieden Summe Anzahl 1.820.638 3.197.841 698.653 14.141 5.731.273 %  
31,8 55,8 12,2 0,2 100,0

Quelle: Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus, redigiert von Ernst Engel, 6. Jg., Berlin 1866, S. 90.

Tabelle 3: Familienstand der weiblichen Personen nach Altersgruppen (Stand 1871)

Altersgruppe 10-19 20-29 30-39 40-49 50-59 60-69 70-79 Über 80 Ledig 2452549 1246059 290253 139994 89457 53056 22  
194 3856 Verheiratet 19863 818823 1291706 1018010 659188 269636 60454 5061 Verwitwet 565 21114 70075 152536  
256198 287040 174090 40245 Geschieden 67 3310 7878 8773 6785 3185 940 184

Quelle: Jahrbuch für die amtliche Statistik des Preußischen Staates, hg. v. Königlich statistischen Bureau, IV. Jg., 1. Hälfte, Berlin 1876, S. 60.

Zitiert bei: Kaiser, Annette: „Frauenemancipation“ wider Willen – Die pragmatische Politik des Lette-Vereins 1866-1876, in: Kuhn, Annette – Rösen, Jörn (Hg.): Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Geschichte der Weiblichkeit vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1983, S. 186-189.

430

92

Ehefrauen, welche die größte Gruppe ausmachten, waren „standesgemäß“ definiert „durch Eigenschaften, die mit Mutterschaft und Kindererziehung assoziiert“<sup>431</sup> werden. Sie galten als Seelen<sup>432</sup> und Hüterinnen des Haushaltes. Im Bürgertum mußte die Frau die Rolle einer unermüdlich schaffenden und tüchtigen Hausfrau erfüllen, die „dem Hauswesen des Mannes nach dessen Stande und Range vorzustehen“<sup>433</sup> und ihrem draußen arbeitenden Mann einen Schutz- und Schonraum zu schaffen und zu gewährleisten hatte<sup>434</sup>. Ihr Leben wurde intensiv auf züchtige, für den abwesenden Ehemann ungefährliche, arbeitsame Häuslichkeit beschränkt.

Tschechow: „Im Familienleben ist die Hauptsache - Geduld [...] Nicht Liebe, sondern Geduld.“ 435

Geduld, vor allem gegenüber den „Fehlern des Gatten“, wird von den Ehefrauen immer wieder verlangt. So beispielsweise im Mahnwort eines Seelsorgers an junge Hausfrauen, das 1882, zur Zeit Fontanes, erschienen ist<sup>436</sup>.

Nichts Neues: Auch ein „Frauen-Spiegel“ aus dem 16. Jahrhundert formuliert die Grundanforderung:

„Gibst du einem Mann deinen Leib, so gib ihm deinen Willen gleich dazu, dann werdet ihr beide in Frieden leben.“ 437

431 432

Höher, a.a.O., S. 13. Höher, a.a.O., S. 53. 433 Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten (1794), § 192. Zum Ganzen auch: Gerhard, Ute: *Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert*. Mit Dokumenten, 7. Aufl. Frankfurt a. M. 1981, S. 455-459. 434 Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 92 ff. und 221 ff. 435 Tschechow, a.a.O., S. 231. 436 Zitiert bei: Menschik, a.a.O., S. 33-43. 437 Zitiert bei: Lauterer-Pirner, Heidi: Vom ‚Frauenspiegel‘ zu Luthers Schrift ‚Vom ehelichen Leben‘ Das Bild der Ehefrau im Spiegel einiger Zeugnisse des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Kuhn, Annette – Rösen, Jörn (Hg.): Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische

93

Die ideale Ehefrau, die aus Liebe und „ehrenhaft“ geheiratet wurde<sup>438</sup> und deren Körper ein „Wunschterritorium“<sup>439</sup> für den Gatten darstellt, die jedoch nicht vor dessen Untreue sicher sein kann<sup>440</sup>, wird auch bei Tolstoi beschrieben:

„Sie hatte unendlich viel Geschmack, Takt und vor allem Unauffälligkeit“ . 441

Es war, Nuancierungen hin oder her, wie immer: Bereits Xenophon (um 430 - um 354 v. u. Z.) hatte der Frau die Rolle der Hausfrau und Mutter zugewiesen. Bei ihm heißt es:

„Der Körper der Frau ist weniger widerstandsfähig, deshalb ist sie besser für die Arbeiten im Hause geeignet. Da sie aber mehr dazu befähigt ist, die kleinen Kinder aufzuziehen, gaben ihr die Götter größere Liebe, und da sie sie zur Hüterin des Eingebachten bestimmten, gaben sie ihr auch dafür die nötigen Fähigkeiten.“<sup>442</sup>

In patriarchalen Ehrengesellschaften ist und bleibt es der Mann, der Patriarch, der Vater, der sich der (Defensiv-)Institutionen<sup>443</sup> Ehe und Familie bedient und sie sich zunutze macht. Er ist es, der die Bedingungen formuliert. Hier beginnt aber auch „ein Prozeß der Abschließung nach außen und der Gründung eines privaten Innenraums, aus dem nur der Mann ausbrechen darf, der Frau und Kinder jedoch isoliert gefangenhält“<sup>444</sup>.

Von solchen traditionellen Zuschreibungen, an die sich Besitz oder Verlust weiblicher Geschlechtsehre knüpften, sahen sich besonders junge Frauen, die noch erlebnishungrig und abenteuerlustig (wie Fontanes Effi) waren, betroffen. War der beschäftigte Ehemann ständig außer Haus,  
438 439

Tolstoi, Teufel, S. 136. Höher, a.a.O., S. 23. 440 Tolstoi, Teufel, S. 158. 441 Tolstoi, Teufel, S. 147. 442 Xenophon: Oikonomikos 7, Übersetzung von E. Bux, Stuttgart 1965, S. 258 f. 443 Herrmann, Vaterliebe, S. 58-61. 444 Lauterer-Pirner, a.a.O., S. 72.

94

konnte die Frau, oft eine femme fragile<sup>445</sup>, leicht Opfer eines aufmerksamen und vor allem anwesenden Mannes werden.

Theodor Fontanes Effi Briest ist hierfür das beste Beispiel. Ihr Mann, Baron von Innstetten, kümmert sich nicht genug um seine junge Frau, die, ähnlich wie die Madame Bovary des Gustave Flaubert, von großen Gesellschaften träumt. Während Effi anfangs um seine Aufmerksamkeit kämpft, ist Innstetten zunehmend mit seinem Beruf beschäftigt. Wen wundert es, dass Major Crampas, ein „Trost- und Rettungsbringer“<sup>446</sup>, aber auch „ein Mann der Rücksichtslosigkeiten“, der „so seine Ansichten über junge Frauen“<sup>447</sup> hat und dieser jungen Frau alle Aufmerksamkeit entgegenbringt, leichtes Spiel hat?

Innstetten in einem Gespräch mit Wüllersdorf:

„[...] Crampas, Major Crampas, ganz Beau und halber Barbarossa, den meine Frau, ich weiß nicht, soll ich sagen unbegreiflicher- oder begreiflicherweise, stark in Affektion genommen hatte ... - Sagen wir begreiflicherweise, warf Wüllersdorf ein, denn ich nehme an, dass er Ressourcenvorstand war und Komödie spielte, Liebhaber oder Bonvivants. Und vielleicht noch mehr, vielleicht war er auch ein Tenor.“<sup>448</sup> Crampas, mit 44 Jahren etwas älter als Innstetten, ist neuer Bezirkskommandeur von Kessin und trägt - zumal er „nichts taugt und bloß Schaden anrichtet“<sup>449</sup> - einen rotblonden Bart. Doch „Vollkommener Kavalier ist er, ungewöhnlich gewandt“<sup>450</sup>.

445

Grundsätzlich: Maurer, Doris: Fontane und die Frauen. Von der femme fragile zur tüchtigen Person. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane (Frauenvorträge an der Fernuniversität 23), Hagen 1999. 446 Fontane, Effi Briest, S. 86. 447 Fontane, Effi Briest, S. 136. 448 Fontane, Effi Briest, S. 187. 449 Fontane, Effi Briest, S. 208. 450 Fontane, Effi Briest, S. 87.

95

Crampas, dessen Frau, „übrigens keine Geborene“<sup>451</sup>, Effi sofort unsympathisch ist (ein Hinweis auf kommende Ereignisse)<sup>452</sup>, stellt fast in allem Innstettens Gegenteil dar. Er ist unkonventionell in seinem Verhalten und seinen Meinungen und nicht so auf Pflicht und Ordnung bedacht. Er badet noch im September im Meer, will Robben jagen, obwohl es verboten ist. Effi ist begeistert. Doch Ordnung, vor allem in Ehe, Familie, Haushalt, ist eine der gesellschaftlich sanktionierten Haupttugenden der Frau. Sie, Hüterin und Seele des Hauses, hat auf Ordnung zu sehen: Ihre eigene Angestellte lehrt sie das Sprichwort „**Wo die Leute den Morgen verschlafen, da gibt es den ganzen Tag keine Ordnung mehr**“<sup>453</sup>. Schlimm genug, wenn die gnädige Frau unordentlich zu denken, zu fühlen, zu handeln beginnt.

Als Effi mit den Herren ausreiten möchte, nicht zuletzt, um ihrer Langeweile zu begegnen, besorgt ihr Crampas ein Pferd, und als Innstetten keine Zeit hat, reiten sie ohne ihn. Crampas organisiert Unterhaltungsabende mit Theater und Musik, für die er auch Effi einspannt. Er behauptet, dass Innstetten, den er vom gemeinsamen Militärdienst kennt, schon immer ein Erzieher<sup>454</sup> und, wie Innstetten später selber einräumt, ein Schulmeister<sup>455</sup> gewesen sei, der sie durch die Spukgeschichte ängstigen und disziplinieren möchte<sup>456</sup>. Innstetten hatte in der Tat sich eines Angstapparates<sup>457</sup> bedient, um seinen Besitzanspruch zu stabilisieren<sup>458</sup>.

Effi aber, deren Wesen Verstellung fremd war, wird angesichts solchen Schulmeistertums mehr und mehr zum Verstecken, Verbergen, Verheimlichen gedrängt: Ihr Ehemann, der „hohe Herr“<sup>459</sup> und ihr Besitzer, darf mittlerweile

Fontane, Effi Briest, S. 86. Fontane, Effi Briest, S. 87. 453 Fontane, Effi Briest, S. 43. 454 Fontane, Effi Briest, S. 123. 455 Fontane, Effi Briest, S. 243. 456 Fontane, Effi Briest, S. 109 f. 457 Fontane, Effi Briest, S. 111. 458 Bindokat, Karla: Effi Briest. Erzählstoff und Erzählinhalt, Frankfurt a. M., 1984, S. 315. 459 Fontane, Effi Briest, S. 19.  
452

451

96

nicht mehr sehen, nicht davon hören<sup>460</sup>, nichts davon wissen<sup>461</sup>. Auf diese Weise bereitet sich die Tat vor. Das anerzogene „Ideal der Konformität“ Macht über sie“<sup>463</sup>.  
462

verliert an Einfluß. Und „das Verbotene, das Geheimnisvolle hatte seine

Effis Schritt vom Wege? Ihr Ehebruch soll „auch ein unterbewußter Protest gegen die Vereinnahmung ihres Mannes durch die Politik auf Kosten der menschlichen Wärme“  
464

gewesen sein. Doch bietet diese Deutung durch

Christian Grawe keine allein gültige Interpretation.

Der Ehebruch dürfte auch ein „Ausdruck eines latenten Gefühls der Auflehnung und der Rachsucht gegenüber Innstetten“  
465

selbst gewesen sein, eine

„weibliche Rebellion aus verletzter Würde“<sup>466</sup>. Der Baron war beispielsweise nicht nur zur Untersuchung von Brandfällen in seinem Landkreis unterwegs, ohne das Feuer im eigenen Haus überhaupt zu bemerken<sup>467</sup>. Er hatte auch versucht, seine junge Frau durch Ausnutzung ihrer Unerfahrenheit an sich zu ketten, statt sie durch Liebe, Güte und Respekt für ihre Menschenwürde für sich zu gewinnen<sup>468</sup>.

Crampas, der Effi bewußt über die Lage informiert und sie über ihren Mann aufklärt, befreit sie „im gewissen Sinne von der moralischen Verpflichtung, Innstetten die Treue zu halten“<sup>469</sup>.

Effi versinkt langsam in ihr ehebrecherisches Verhältnis. Ihre Verführung wird im Roman Schritt für Schritt geschildert: Crampas spricht mit ihr über ihre Ängste und Gefühle<sup>470</sup>, flirtet mit ihr, spricht von Poesie<sup>471</sup> und behält ein Glas,

Fontane, Effi Briest, S. 82. Mittelmann, a.a.O., S. 101. 462 Mittelmann, a.a.O., S. 110. 463 Fontane, Effi Briest, S. 141. 464 Grawe, a.a.O., S. 232. 465 Mittelmann, a.a.O., S. 106. 466 Grawe, a.a.O., S. 232. 467 Grawe, ebda. 468 Mittelmann, a.a.O., S. 108. 469 Mittelmann, a.a.O., S. 107. 470 Fontane, Effi Briest, S. 108-111. 471 Fontane, Effi Briest, S. 115 f.

97

aus dem sie getrunken hat<sup>472</sup>. Sie selbst deutet halb im Scherz eine „Liebeserklärung“ an<sup>473</sup>. Der Rest wird vom Erzähler ausgespart, es wird nur noch berichtet, dass Effi oft allein spazieren geht. Die Briefe, die Innstetten später liest, sprechen von Treffen - und von gemeinsamer Flucht<sup>474</sup>.

Crampas ist ein leichtsinniger Mensch, der sich nicht darum kümmert, was ihm zustoßt. Bereits bei der ersten Unterhaltung sagt er: „Wer für den Strick geboren ist, kann im Wasser nicht umkommen.“ <sup>475</sup> Auch andere sehen ihn so. Innstetten sagt, auf ihn sei „kein rechter Verlaß, eigentlich in nichts, am wenigsten mit Frauen. Eine Spielernatur. Er spielt nicht am Spieltisch, aber er hasardiert im Leben in einem fort, und man muß ihm auf die Finger sehen“ <sup>476</sup>.

Doch auch dieser Liebhaber, das darf festgehalten werden, kann und will seiner Männerrolle nicht entkommen. Er ist „klug und Frauenkenner genug, um den natürlichen Entwicklungsgang, den er nach seinen Erfahrungen nur zu gut kannte, nicht zu stören“ <sup>477</sup>. Doch dieser „Damenmann“ behandelt Effi, bloß seine „Eroberung“<sup>478</sup>, eine Frau, die nicht in einer ihr gemäßen Lebensform leben kann, ähnlich herablassend - und im wesentlichen lieblos - wie Innstetten<sup>479</sup>.

Nochmals stellt sich die Frage, was Liebe sei, was sie Männern bedeute. Tschechow läßt seinen Protagonisten Lajewski kurz und bündig feststellen:

„Eine schöne, poetische, heilige Liebe - das sind Rosen, unter denen man die Fäulnis verbergen möchte. Romeo ist genauso ein Tier wie alle anderen.“ <sup>480</sup>

472 473

Fontane, Effi Briest, S. 118. Fontane, Effi Briest, S. 113. 474 Fontane, Effi Briest, S. 196. 475 Fontane, Effi Briest, S. 103. 476 Fontane, Effi Briest, S. 123. 477 Fontane, Effi Briest, S. 121. 478 Grawe, a.a.O., S. 219. 479 Frei, a.a.O., S. 71. 480 Tschechow, a.a.O., S. 266.

98

Die Solidarität der Männer bewährt sich. Und Frauen haben alles in allem nur eins zu leisten: Sie sind und bleiben „geopferte Gehilfinnen“<sup>481</sup>, männerdienliche Lebewesen.

Und sie wollen doch geliebt werden! Effi vermißt die Liebe ihres Gatten ebenso wie Anna Karenina, die als einzige weiß, wie ihr Mann - eine Marionette, eine Ministerialmaschine, kein Mensch<sup>482</sup> - sie behandelt hat:

„Sie wissen nicht, wie er mich acht Jahre lang unterdrückt, wie er alles getötet hat, was in mir lebendig war; auch nicht ein einziges Mal hat er daran gedacht, dass ich eine lebendige Frau bin, die Liebe braucht. Sie wissen nicht, wie er mich in seiner Selbstzufriedenheit auf Schritt und Tritt verletzt hat [...] Dann aber habe ich begriffen, dass ich nicht mehr fähig war, mich selbst zu betrügen, dass ich ein lebendes Wesen bin, begriffen, dass ich keine Schuld habe, weil Gott mich liebedurstig und lebenshungrig geschaffen hat.“ <sup>483</sup>

### 2.3 Definition und Dienlichkeit

„Spielt nur weiter; ich bin gleich wieder da“ <sup>484</sup>. In diesem Satz steckt die als selbstverständlich geltende Annahme der jungen Effi, alles lasse sich fortsetzen wie gehabt. In Wirklichkeit „endet jetzt das dem Spiel gewidmete Leben mit einer ihr durch die Mutter mitgeteilten Werbung Innstettens“ <sup>485</sup>. Zu Beginn des Romans ist Effi 17 Jahre alt, ein übermütiges Mädchen, das mit seinen Freundinnen Verstecken spielt, Stachelbeerschalen im See versenkt und Geschichten aus der Schule erzählt. Sie fragt im Spaß ihre

481 482

Herrmann, Begehren, S. 91 ff. und 166. Tolstoi, Anna Karenina, S. 505. 483 Tolstoi, Anna Karenina, S. 411. 484 Fontane, Effi Briest, S. 11. 485 Hamann, a.a.O., S. 16.

99

Mutter: „**Warum kriege ich keine Staatskleider? Warum machst du keine Dame aus mir ?**“<sup>486</sup> Effi wird als glückliches, lebenslustiges, im lebhaften Spiel auch unberechenbares Mädchen beschrieben. Innstettens Antrag nimmt sie an, weil es ihre Mutter empfiehlt, ihr Verhalten den Freundinnen Bertha, Hertha und Hulda gegenüber ändert sich. Hertha meint: „**Gott, Effi, wie du nur sprichst. Sonst sprachst du doch ganz anders.**“<sup>487</sup> Sie träumt von einer exotischen und aufregenden Zukunft: „Was ich nicht aushalten kann, ist Langeweile.“<sup>488</sup> Sie will Neues erleben, Alltäglichkeit kann sie nicht ertragen. Die weibliche Hauptperson in Tschschow's Das Duell erlebt ihre Situation ähnlich, exemplarisch sogar für Frauen jener Zeit: „Nadeshda Fjodorowna dachte daran, dass sie tatsächlich noch nichts von ihrem Leben gehabt hatte. Nach Absolvierung des Instituts hatte sie einen ungeliebten Mann geheiratet, dann begann das Verhältnis mit Lajewski, und nun lebte sie schon die ganze Zeit mit ihm an dieser langweiligen, öden Küste in Erwartung von etwas Besserem. Konnte man das Leben nennen?“<sup>489</sup> Und so kommt es, wie es kommen mußte: „Die langen, unerträglich heißen, öden Tage, die wunderbar ermüdenden Abende, die schwülen Nächte und dieses ganze Leben, wo man von morgens bis abends nicht wußte, was man mit der überflüssigen Zeit anfangen sollte, und auch die fixe Idee, sie sei die schönste und jüngste Frau in der Stadt und vergeude zwecklos ihre Jugend [...] das alles hatte dazu geführt, dass sie allmählich Begierde übermannte und dass sie wie eine Verrückte Tag und Nacht immer nur an ein und dasselbe dachte, in ihrem Atem, in den Blicken, in dem Klang der Stimme und in ihrem Gang fühlte sie nur Begierde; das Rauschen des Meeres sagte ihr, man müsse lieben, die  
486 487

Fontane, Effi Briest, S. 4. Fontane, Effi Briest, S. 14. 488 Fontane, Effi Briest, S. 24. 489 Tschschow, a.a.O., S. 283.

100

abendliche Dunkelheit ebenfalls, die Berge desgleichen ... Und als Kirilin ihr den Hof zu machen begann, war sie nicht fähig, Widerstand zu leisten, sie wollte und konnte das auch gar nicht, und sie gab sich ihm hin ...“<sup>490</sup> Auch Effi Briest brauchte eine „stündliche kleine Zerstreung und Anregung“, doch für das, was Langeweile bekämpft, „diese Todfeindin einer geistreichen kleinen Person“<sup>491</sup> würde Innstetten nur sehr schlecht sorgen.

Im Gegensatz zu anderen Frauengestalten Fontanes ist Effi „nicht vom Makel einer fragwürdigen Vergangenheit noch vom Makel der Häßlichkeit belastet. Sie tritt dem Leser am Anfang des Romans als vollkommene Verkörperung des gesellschaftlichen Idealbildes der Frau entgegen, jung und jungfräulich, schön und aus gutem Hause“<sup>492</sup>.

Freilich hat sie keine Bildung im Sinn der bürgerlichen Kategorie aufzuweisen<sup>493</sup>: Ein Faust-Zitat erkennt sie nicht, in der Rechtschreibung ist sie „in Zweifel“<sup>494</sup>, musikalisch<sup>495</sup> und historisch weiß sie fast nichts (später spielt sie freilich Wagner und Chopin<sup>496</sup>), Politik wird von ihr nicht erwähnt.

Zwar steht sie „der Ideologie ihrer Klasse völlig unkritisch und akzeptierend gegenüber“<sup>497</sup>, doch kann sie ihrer Aufgabe, zu repräsentieren, nicht richtig nachkommen und klagt: „**Ach, ich taugte doch gar nicht für eine große Dame. Die Mama, ja, die hätte hierher gepaßt , die hätte, wie's einer Landrätin zukommt, den Ton angegeben [...]**“<sup>498</sup>

Tschschow, a.a.O., S. 257. Fontane, Effi Briest, S. 31. 492 Mittelmann, a.a.O., S. 89. 493 Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 88-91. 494 Fontane, Effi Briest, S. 32. 495 Vgl. grundsätzlich zur einschlägigen Frauenbildung: Rieger, Eva: Die geistreichen aber verwahten Weiber - Zur musikalischen Bildung von Mädchen und Frauen, in: Brehmer, Ilse - Jacobi-Dittrich, Juliane - Kleinau, Else – Kuhn, Annette (Hg.): Frauen in der Geschichte IV. „Wissen heißt leben ...“ Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1983, S. 397-406. 496 Fontane, Effi Briest, S. 224. 497 Mittelmann, a.a.O., S. 89. 498 Fontane, Effi Briest, S. 58.

491

490

101

Erst die Geburt ihrer Tochter („Schade, dass es ein Mädchen ist“<sup>499</sup>), ihre Entscheidung, eine Kinderfrau einzustellen, ihr Umgang mit dem Liebhaber Crampas verleihen ihr mehr Selbstbewußtsein<sup>500</sup>. Sie wird reifer, ihre „**Gesichtszüge hatten einen**

ganz anderen Ausdruck angenommen und das halb rührend, halb schelmisch Kindliche, was sie noch als Frau gehabt hatte, war hin“501.

Auch ihr Mann bemerkt es:

„ Und wie gut du aussiehst! Ein bißchen blaß und auch ein bißchen verändert, aber es kleidet dich. [...] Du hattest so was von einem verwöhnten Kind, mit einemmal siehst du aus wie eine Frau.“502

Vorher aber war sie, nach ihrem eigenen Urteil, „kindisch oder doch wenigstens sehr kindlich“ gewesen503.

Ihr Seitensprung und die Heimlichkeiten machen sie nervös, sie ist erleichtert, als sie von der Versetzung ihres Mannes nach Berlin hört, so dass sie die Beziehung zu Crampas beenden kann. Aus eigenem Antrieb kann sie sich nicht aus der Affäre lösen.

Sie betrachtet allerdings ihre Schuld nicht mit den Augen der offiziellen Moral:

„ Und habe die Schuld auf meiner Seele [...]. Ja, da hab ich sie! Aber lastet sie auch auf meiner Seele? Nein. Und das ist es, warum ich vor mir selbst erschrecke. Was da lastet, das ist etwas ganz anderes - Angst, Todesangst und die ewige Furcht: es kommt doch am Ende noch an den Tag. Und dann außer der Angst... Scham. Ich schäme mich. Aber wie ich nicht die rechte Reue habe, so hab ich auch nicht die rechte Scham. Ich schäme mich bloß von wegen dem ewigen Lug und Trug [...]. Aber Scham über meine Schuld, die hab  
499 500

Fontane, Effi Briest, S. 96. Patzer, a.a.O., S. 25, auch zum folgenden. 501 Fontane, Effi Briest, S. 145. 502 Fontane, Effi Briest, S. 150. 503 Fontane, Effi Briest, S. 67.

102

ich nicht oder doch nicht so recht oder doch nicht genug, und das bringt mich um, dass ich sie nicht habe.“ 504

Sie wundert sich über die Tatsache, dass sich ihre eigenen Gefühle über ihre Tat nicht mit den vorausdefinierten Schuldgefühlen decken, wie sie einer Ehebrecherin anstehen505. Nicht so sehr der Ehebruch belastet sie, sondern vor allem die Angst vor der Entdeckung ihrer Lügen. Hanni Mittelmann stellt in diesem Zusammenhang fest:

„Um dem auf den Grund zu gehen, warum sie nicht das ‚richtige Gefühl‘ hat, müßte Effi kritische Distanz zu der gesellschaftlichen Ideologie haben, deren Produkt sie ist [...] sie erkennt nicht, dass diese angebotenen Definitionen nicht ihre eigene Unzulänglichkeit, sondern die der Gesellschaft entlarven, deren stereotyp gewordenen Deutungen an der menschlichen, individuellen Wahrheit völlig vorbeigehen“.506

Nur einmal greift Effi die öffentliche Moral an: „Mich ekelt, was ich getan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend. Weg mit euch.“ 507 In aller Öffentlichkeit zu tun, was sie will, bleibt ihr versperrt. Am Ende ihres Lebens lenkt Effi ein und sagt von ihrem Mann, er habe Recht gehabt.

Die öffentliche Moral hat Effi nicht nur zu einer Vernunftehe mit einem ihr Unbekannten - edel zwar, doch „ohne rechte Liebe“ 508 - gezwungen und in eine Affäre getrieben, sie hat ihr das Kind und den Mann und für einige Jahre sogar die Eltern geraubt und sie in einem emotionalen Elend zurückgelassen, an dem sie schließlich stirbt, jung, mit 29 Jahren.

Hier, gegen Ende des Romans, da sie im Einklang mit sich und der Welt ist, erreicht Effi die Höhe ihres Menschseins: „[...] es hat nicht

504 505

Fontane, Effi Briest, S. 184. Mittelmann, a.a.O., S. 111. 506 Mittelmann, a.a.O., S. 112 f. 507 Fontane, Effi Briest, S. 233. 508 Fontane, Effi Briest, S. 249.

103

viel zu bedeuten, wenn man von der Tafel etwas früher abgerufen wird.“509

Effi war geradewegs aus ihrer Kindheit und Jugend in eine Existenz hineingefallen, die noch immer generell „das wirkliche Leben“, nämlich das „Erwachsenensein“ genannt wird. Als lebten Kinder und Jugendliche, also alle Nicht-Erwachsenen, lediglich in einer Scheinwelt. Als seien Kindheit und Jugend bloße Phasen der Vorbereitung auf „das Wirkliche“, auf „das Leben“ 510.

Nachdem der Roman mit einer detaillierten Schauplatzexposition des Gutshauses Hohen-Cremmen begonnen hatte, war innerhalb einer Fortsetzung der ausführlichen Beschreibung die Funktionsgebung für den Innenraum der Anlage zur Parkseite hin durch die Einführung der Hauptfigur Effi (auf die der Roman sich konzentriert<sup>511</sup>) zusammen mit ihrer Mutter in einer jeweils für sie typischen Handlungssituation erfolgt:

„Beide [...] waren fleißig bei der Arbeit [...], aber während die Mutter kein Auge von der Arbeit ließ, legte die Tochter, die den Rufhamen Effi führte, von Zeit zu Zeit die Nadel nieder und erhob sich, um unter allerlei kunstgerechten Beugungen und Streckungen den ganzen Kursus der Heilund Zimmergymnastik durchzumachen.“<sup>512</sup>

Die Frau jener Zeit verrichtete nun einmal unverdrossen ihre „fromme Handarbeit“<sup>513</sup>, für Effi eine „langweilige Stickerei“<sup>514</sup>, doch sie bleibt, obwohl hin und wieder aus List „eine kleine Kokette“<sup>515</sup>, auch und gerade Hüterin von Anstand und Sitte: Das war notwendig, zumal die herrschende Meinung der Männer - die nach Fontane am liebsten blonde Frauen sehen und besitzen wollen<sup>516</sup> - den Frauen aus Angst  
509 510

Fontane, Effi Briest, S. 248. Herrmann, Vaterliebe, S. 109-113. 511 Grawe, a.a.O., S. 238. 512 Fontane, Effi Briest, S. 3 f. 513 Grawe, a.a.O., S. 222. 514 Fontane, Effi Briest, S. 5. 515 Fontane, Effi Briest, S. 101. 516 Fontane, Effi Briest, S. 60.

104

vor der ewigen Verführerin Weib („Eva“<sup>517</sup>) - „Wir müssen verführerisch sein, sonst sind wir gar nichts ...“ (Effi)<sup>518</sup> - eine besondere Triebstärke zuschrieb, die immer wieder (zumindest definitorisch) gebändigt werden mußte<sup>519</sup>.

Gäbe es die absolute (Frau und) Mutter, könnte der Rest dieser Welt getrost aus Dirnen bestehen: „Dann hätte man beides, Schutz und Sicherheit und gefahrlose Wollust.“<sup>520</sup> Doch da sich die Wirklichkeit nicht so verhält, wie Männer sie sich wünschen, müssen alle Frauen Huren sein. Otto Weininger weiß das, wenn er über Frauen spricht: „Die eine nimmt jeden beliebigen Mann, der ihr zum Kinde dienlich ist, und bedarf keines weiteren Mannes, sobald sie das Kind hat: nur aus diesem Grunde ist sie 'monogam' zu nennen! Die andere gibt sich jedem beliebigen Mann, der ihr zum erotischen Genusse verhilft: dieser ist für sie Selbstzweck.“<sup>521</sup> Iwan Turgenjew beschreibt in Erste Liebe (1860) Art und Handlungsweise der Frauen am Beispiel einer verführerischen, mörderischen Eva:

„Sinaida erkannte sogleich, dass ich verliebt in sie war [...]; meine Leidenschaft machte ihr Spaß, sie neckte, hätschelte und peinigste mich. Es ist ein süßes Gefühl, der einzige Ursprung, die einzige selbstbewußte, mächtige, unfreiwillige Ursache der größten Freuden wie der tiefsten Trauer anderer zu sein - und ich, ich war in Sinaidas Händen wie ein Stück weiches Wachs. Übrigens hatte nicht ich allein mich in sie verliebt; alle Männer, denen ihr Haus offenstand, waren es bis über die Ohren - und sie hielt alle an der Kette - zu ihren Füßen.“ <sup>522</sup>

Innsetzen nennt Effi in einem Spiel mit ihrem Namen hin und wieder auch Eva: Fontane, Effi Briest, S. 25. 518 Fontane, Effi Briest, S. 102. 519 Herrmann, Begehren, S. 16, 42 f., 95 f., 113 ff., 130 f. Vgl. Grawe, a.a.O., S. 222. 520 Nitzschke, Bernd: Männerängste, Männerwünsche, München 1980, S. 37. 521 Weininger, Otto: Geschlecht und Charakter, Wien-Leipzig 1913, S. 288. 522 Turgenjew, Erste Liebe, S. 112.

517

105

Männer werden allenfalls „zugelassen“, das Wort der Frau ist ihnen Befehl - und sie dürfen, falls sie gehorsam sind, ihr hin und wieder „die Fingerspitzen küssen“<sup>523</sup>. Weshalb sie sich derart erniedrigen? Eine Konsequenz des Eva-Prinzips: Männer, meist dulddende, schwache, farblose Gestalten, können, auch wenn sie sich noch so anstrengen, der bedrohlichen Sinnlichkeit<sup>524</sup> einer Frau - die Hexe, Teufelin, geheimnisvolle Macht<sup>525</sup> ist auf Dauer nicht widerstehen. Sie sind unvernünftig, willenlos, „besiegt“<sup>526</sup>.

Tolstoi spricht in seiner Erzählung Der Teufel (1889) für alle: „Erst am nächsten Tag, als er [...] ohne Unterlaß mit seinen Blicken das bekannte schöne Bild der jungen Frauensperson streichelte, spürte er, dass er verloren war, ganz und gar, unwiderrufflich



verloren. Wieder diese Qualen, wieder dieses ganze Entsetzen und die Angst. Und keine Rettung.“ 527 Keine Rettung? Die als Schwäche der Frau gedeutete Triebhaftigkeit darf sich nun nicht auch noch in der Väter-Ehe breit machen. Die Frau, die lustfähiger und begehrlischer sein soll, muß niedergehalten werden. Ihre Macht wird vom Interesse des Mannes in Ohnmacht umdefiniert.

Horst Herrmann: „Sünde ist immer das, was sexuell unkontrollierbar bleibt, und unersättlich. Die sündige Frau ist stets bereit, auch den tugendhaftesten Mann (sprich: den tauglichsten Krieger) abzuhalten von seinem eigentlichen Lebensgesetz. Eine aus nackter Angst in ihr genaues Gegenteil verdrehte Welt. Eine Welt, von der Strindberg behauptet, sie habe sich mit der Ehebrecherin gegen den treuen Mann verschworen. Eine Welt, in der die Männer die Einehe geradezu  
523 524

Turgenjew, Erste Liebe, S. 114. Höher, a.a.O., S. 43. 525 Tolstoi, Der Teufel, S. 172. 526 Tolstoi, Der Teufel, S. 158 f. 502 Tolstoi, Der Teufel, S. 176.

106

erfinden mußten, um Stabilität in die latent unsicheren Verhältnisse zu bringen, die die schweifende Sexualität der Frauen in sich trägt. Die bürgerliche Ehe als Ordnungsfaktor einer Gesellschaft: Ordnung in das Geschlecht bringen, geordnete Ansprüche auf geregelten Geschlechtsverkehr haben, sich der Legitimität (und der Erbberechtigung) der Kinder gewiß sein.“ 528

Frauen, die alle Schuld auf sich nehmen, finden sich freilich genug. Sie stützen die entsprechende Tradition bis heute. Bei Tschechow sagt eine Frau, die völlig im patriarchalen System aufgegangen und entsprechend domestiziert ist:

„Ich glaube nicht, dass die Männer an unseren Sünden die Schuld tragen. Schuld sind immer die Frauen. Die Männer sind im häuslichen Leben leichtsinnig, sie leben nach dem Verstand und nicht nach dem Herzen, sie verstehen vieles nicht, eine Frau aber versteht alles. Von ihr hängt alles ab. Es ist ihr viel gegeben, von ihr wird auch viel verlangt.“ 529

Frauen sind jedoch, auch bei Fontane, wie Effi Briest zum einen „triebhaft-gesunde Naturwesen“, zum anderen aber „seelisch verkrüppelte Gesellschaftswesen“<sup>530</sup>.

Im unmittelbaren Anschluss an die Stickszene wird ein flüchtiges und verstoßenes Aufblicken der Mutter zur Verdeutlichung ihres positiven ästhetischen Urteils über die Tochter zugestanden, das eine Bestätigung seitens des Erzählers erfährt, der sich nunmehr einer ausführlichen äußeren Beschreibung Effis widmet, um damit gleichzeitig die äußeren Qualitäten der Mutter herauszustreichen:

528 529

Herrmann, Begehren, S. 148. Tschechow, a.a.O., S. 285. 530 Grawe, a.a.O., S. 223.

107

„Effi trug ein blau und weiß gestreiftes, halb kittelartiges Leinwandkleid, dem erst ein fest zusammengezogener, bronzefarbener Ledergürtel die Taille gab; der Hals war frei, und über Schulter und Nacken fiel ein breiter Matrosenkragen. In allem, was sie tat, paarte sich Übermut und Grazie, während ihre lachenden braunen Augen eine große, natürliche Klugheit und viel Lebenslust und Herzengüte verrieten. Man nannte sie die ‚Kleine‘, was sie sich nur gefallen lassen mußte, weil die schöne, schlanke Mama noch um eine Handbreit höher war.“ 531

Eine Beschreibung dieser kindlichen Aufmachung findet sich nochmals am Ende des Romans. Effi trägt ein blau und weiß gestreiftes Kittelkleid mit einem losen Gürtel<sup>532</sup> während ihrer letzten Tage in Hohen-Cremmen, wohin sie nach ihrer Verbannung von ihren Eltern nach langem Zögern zurückgerufen wird. Durch die abermalige Erwähnung dieser Oberbekleidung verleiht Fontane ihr eine symbolhafte Bedeutung.

Das weite, lockere Kittelkleid entspricht Effis Lebensweise in Hohen-Cremmen: ungezwungen und unbelastet, frei von gesellschaftlichen Verpflichtungen und Rücksichten<sup>533</sup>, und es dient gleichzeitig als Symbol dafür, dass Effi erst nach dem Scheitern ihrer Ehe zu ihrem wahren Selbst nach Hohen-Cremmen zurückkehrt.

Nicht von ungefähr sagt ihr ein alter Bekannter: „Effi, du bist doch noch immer, wie du früher warst.“<sup>534</sup> Genau diese Haltung

wird ihr auch, obwohl sie sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat, auch „den Himmel“ einbringen, wie ihr der Bekannte anschließend versichert<sup>535</sup>, ein Pastor, doch keiner von jenen, die „wie kleine Päpste behandelt wurden“<sup>536</sup> und bei denen Effi der Geduldsfaden riß (Effis Mutter hält diesen anspruchslosen Mann freilich für eine Null<sup>537</sup>).

531 532

Fontane, Effi Briest, S. 4. Fontane, Effi Briest, S. 236. 533 Hamann, a.a.O., S. 41. 534 Fontane, Effi Briest, S. 238. 535 Ebda. 536 Fontane, Effi Briest, S. 84.

108

Effi wird sterben „als weißes Lämmchen, weiß wie Schnee“<sup>538</sup>. Auf ihrem Grabstein wird der Name ihres Ehemannes nicht stehen; die Verbindung mit ihm, der ihr den Tod brachte, ist ebenso bedeutungslos wie ihre Schuld<sup>539</sup>.

Es war freilich nicht die Rückkehr eines Kindes in das Elternhaus, sondern die einer gebrochenen Frau auf der Suche nach Ruhe und Geborgenheit. Hohen-Cremmen wird ihr nur noch den Tod, nicht mehr ein Kindheitsglück zu bringen imstande sein. Das weiß sie selbst am besten<sup>540</sup>.

In Effis frühen Jahren konstatierte Fontane Übermut und Grazie, ihre Augen offenbarten ihm Klugheit, Lebenslust und Herzengüte - eine Ausweitung und Vertiefung des Charakterbildes erfolgt daraufhin nicht mehr.

Wesentliche Grundzüge in Effis Wesen eröffnen sich dem Leser allenfalls durch die sich anschließenden Dialoge und Effis Verhalten und Äußerungen in den Begegnungen mit den Freundinnen. Bereits die erste Bemerkung der Mutter als Kommentar zu Effis turnerischen Übungen gibt einen ausdrücklichen Hinweis auf einen hervorstechenden und folgenschweren Charakterzug Effis:

„Effi, eigentlich hättest du doch wohl Kunstreiterin werden müssen. Immer am Trapez, immer Tochter der Luft.“ <sup>541</sup>

Das Motiv des Fluges, das seine konkrete Entsprechung in der zwischen Teich und Rondell gelegenen Schaukel findet, dokumentiert Effis Sehnsucht nach schwerelosem Glück<sup>542</sup>.

537 538

Fontane, Effi Briest, S. 250. Fontane, Effi Briest, S. 172. 539 Hamann, a.a.O., S. 47. 540 Fontane, Effi Briest, S. 172. 541 Fontane, Effi Briest, S. 4.

109

Die aus der Perspektive der Mutter stammende Äußerung stellt den erweiterten Bezug zu Effis Neigung zum Klettern und Schaukeln her; der Kontrast zwischen dem realen Verhalten der Tochter und der gesellschaftlichen Konvention des Adels liegt auf der Hand.

Frau von Briest ist im übrigen eine ähnlich wie Innstetten, doch anders als ihr Mann, „der alte Briest“ mit seinem „kleinen frivolen Zug“<sup>543</sup>, sich zum Normensystem ihrer Gesellschaft (bis hin zum Ehrenduell<sup>544</sup>) vollständig bekennende Frau<sup>545</sup>. Doch eben diese Gesellschaft, als deren herausragende Repräsentanten Effis Mutter und Ehemann, diese beiden wahren Erzieherpersönlichkeiten<sup>546</sup>, fungieren<sup>547</sup>, wird die Schuld an der Katastrophe einer jungen Frau und ihrer Familie tragen.

Und Effi selbst? Ihre Liebe zum Gefährlichen, wie sie später von Major Crampas, ihrem Liebhaber, geteilt wird<sup>548</sup>, stellt die Gefahr selbst dar. Dem Hang zum Fliegen entspricht der Neigung, über die gesellschaftliche Realität dahinzufliegen<sup>549</sup>.

Wie aber die Lust an der Gefahr des Schaukelns den Sturz einschließt, wenn Effi die drei Freundinnen, die durch ihr Auftreten das Gespräch mit der Mutter unterbrechen, auffordert: „[...] **kommt, wir wollen uns schaukeln, auf jeder Seite zwei; reißen wird es ja wohl nicht** [...]“

550

so schließt auch ihre Tendenz, sich vom Boden der gesellschaftlichen Realität zu lösen, den gesellschaftlichen Sturz mit ein.

Schwarz, Peter-Paul: 'Tragische Analysis' und Schicksalsvorausdeutungen in Fontanes Roman Effi Briest, in: Sprachkunst 7 (1976), S. 254. 543 Fontane, Effi Briest, S. 13. 544 Fontane, Effi Briest, S. 248 f. 545 Hamann, a.a.O., S. 57. 546 Herrmann, Vaterliebe, S. 109 f., 126 f. und 188 f. zum „Erziehungsauftrag“ eines Mannes und Vaters gegenüber den Kindern, aber auch gegenüber seiner Frau. Zu Innstetten als dem Erzieher seiner Frau: Hamann, a.a.O., S. 33. 547 Schwarz, a.a.O., S. 247. 548 Hamann, a.a.O., S. 54 f. 549 Hamann, a.a.O., S. 27. Vgl. auch dies., a.a.O., S. 25 ff. zu den Metaphern Fontanes für Freiheit und Ungebundensein von herkömmlichen Traditionen. 550 Fontane, Effi Briest, S. 10.

542

110

Das Schaukelmotiv wird zu einer Vorausdeutung auf Effis Abenteuer mit dem Liebhaber Crampas. Mit ihm verlässt sie die normative Ordnung ihrer Gesellschaftsschicht und erfährt dadurch den Sturz aus eben diesem Normensystem mit allen Konsequenzen<sup>551</sup>.

Anna Karenina erfährt diesen Sturz auf ihre Weise. Ihr Mann hat sich Gedanken über seine Reaktion auf ihr Geständnis, Ehebruch begangen zu haben, gemacht und Duell, Scheidung wie Trennung ausgeschlossen, sich aber innerlich von seiner Gattin gelöst, statt ihr zu verzeihen. Anna reagiert auf den entsprechenden Brief, der ihr die einseitige Entscheidung Karenins mitteilt, mit Entsetzen: Dieser Brief war für sie „das Furchtbarste, was sie sich überhaupt vorstellen konnte“<sup>552</sup>.

Ihre Reaktion: „Er hat recht! Er hat recht! murmelte sie. Selbstverständlich hat er immer recht, er ist ein Christ, er ist edel. Und dennoch - was für ein schlechter, abscheulicher Mensch ist er.“ <sup>553</sup>

Der hohe russische Beamte ist in der Tat herzlos: Er steht nicht zu seiner schuldig gewordenen Frau, nimmt die Angebote ihrer Reue nicht an, gewährt ihr stattdessen „völlige Freiheit und den Schutz seines ehrlichen Namens“  
554

- Haltungen, die auf Anna Karenina nur als

subtile Erscheinungsformen seiner Grausamkeit wirken.

Innstetten geht anders vor, doch nicht weniger hart, grausam und lieblos als Karenin. Vorausdeutend wirkt bereits eine Passage aus der Frühphase der Verbindung mit Effi:

„Effi, du bist ein entzückendes, liebes Geschöpf. Du weißt gar nicht, wie sehr ich's finde und wie gern ich dir in jedem Augenblick zeigen möchte, dass ich's finde. - Nun, dazu ist ja noch vollauf Zeit; ich bin ja erst siebzehn und habe noch nicht vor zu sterben. - Wenigstens nicht

551 552

Hamann, a.a.O., S. 55. Tolstoi, Anna Karenina, S. 410. 553 Tolstoi, Anna Karenina, S. 411. 554 Tolstoi, Anna Karenina, S. 509.

111

vor mir. Freilich, wenn ich dann stürbe, nähme ich dich am liebsten mit. Ich will dich keinem andern lassen; was meinst du dazu? - Das muß ich mir doch noch überlegen. Oder lieber, lassen wir's überhaupt.“ <sup>555</sup>

Die Gesellschaft - oder nach Fontane „das, was sich ‚Gesellschaft‘ nennt“<sup>556</sup> - läßt ihrer nicht spotten. Früher oder später rächt sie sich an denen, die meinten, ihre Regeln mißachten zu können.

Bei Tschekow sagt der haßerfüllte Naturwissenschaftler von Koren, der sich mit dem losen Lajewski duellieren wird:

„Ich bin Zoologe oder Soziologe, was dasselbe ist, du bist Arzt; die Gesellschaft glaubt an uns, und wir sind verpflichtet, auf den furchtbaren Schaden hinzuweisen, der ihr und den zukünftigen Generationen durch die Existenz solcher Damen [...] droht [...]

Meiner Meinung nach ist der geradeste und richtigste Weg die Anwendung von Gewalt.“ 557

Besondere Rache droht jenen, die einen „Mann von Stand“ lächerlich machen, und dies vor fremden Augen. Besondere Rache gilt auch jenen Männern von Ehre, die sich lächerlich machen (lassen). Innstetten lehnt es daher ab, mit Effi aus Kessin (wo es spuken soll) wegzuziehen, um sich nicht lächerlich zu machen:

„Dann bin ich verloren, Effi. Von solcher Lächerlichkeit kann man sich nie wieder erholen.“ 558

Erst viel später, nach dem Duell mit Crampas, als alles schon zu spät ist, überlegt er sich, ob er sich nicht durch eben dieses und den diesem

555 556

Fontane, Effi Briest, S. 45. Fontane, Effi Briest, S. 215. 557 Tschechow, a.a.O., S. 275. 558 Fontane, Effi Briest, S. 65.

112

zugrundeliegenden Ehrbegriff sowie durch seine Prinzipienreitereien grundsätzlich lächerlich gemacht habe:

„Treibt man etwas auf die Spitze, so übertreibt man und hat die Lächerlichkeit.“ 559

Vorerst aber stellt Innstetten - in der Umzugsfrage - gesellschaftliches Ansehen vor menschliches Verstehen und opfert persönliche Empfindungen der Rücksicht auf die Gesellschaft<sup>560</sup>. Effis Bedürfnisse, hier die Angst vor dem Alleinsein und dem Spukhaus im „halbsibirischen“<sup>561</sup> Kessin, werden von ihm, der am liebsten „alles beim alten“<sup>562</sup> beläßt, mit dem Hinweis auf gesellschaftliche Rücksichtnahmen beantwortet<sup>563</sup>.

Der Gegensatz zwischen dem gesellschaftlichen Anspruch an eine junge Dame ihres Standes und dem Verhalten Effis wird eklatant beim Spiel mit den Freundinnen: Anschlag oder Midshipman spielen und Schaukeln sind bevorzugte Betätigungen Effis. Durch die Beschreibung dieser Lieblingsspiele<sup>564</sup> wird die zuvor gegebene Charakterisierung Effis durch Beispiele erläutert, das Persönlichkeitsbild weiter abgerundet: ein übermütiges, teilweise unberechenbares junges Mädchen voll Sehnsucht nach dem schwerelosen, wenn auch „geschützt“<sup>565</sup> Glück. Sie ist dem Elementaren verhaftet<sup>566</sup>, das ihre Welt besser zu repräsentieren scheint als die Gesellschaft. In ihr wohnt ein Hang zum Aparten<sup>567</sup> und zur Zerstreuung sowie eine Lust an der Gefahr.

Fontane, Effi Briest, S. 205. Hamann, a.a.O., S. 49. <sup>561</sup> Fontane, Effi Briest, S. 20. <sup>562</sup> Fontane, Effi Briest, S. 48. <sup>563</sup> Mittelman, a.a.O., S. 99. <sup>564</sup> Fontane, Effi Briest, S. 10. <sup>565</sup> Beispiele etwa: Fontane, Effi Briest, S. 3; hierzu: Hamann, a.a.O., S. 25. In Kessin, wo das Ehepaar Innstetten in beklemmender Enge wohnt, ist schließlich der Schutz völlig verloren, und damit auch das Glück: Fontane, Effi Briest, S. 36 und Hamann, a.a.O., S. 29 und 32. <sup>566</sup> Hamann, a.a.O., S. 42. <sup>567</sup> Metapher mag unter anderem der „wilde Wein“ sein: Demetz, a.a.O., S. 204. Zu den „werkgeschichtlichen Stationen des Aparten“: Frei, a.a.O., S. 124-127.

560

559

113

Die so dargestellte Effi wird aus dem kindlich ausgelassenen Spiel mit den Freundinnen herausgerissen und - gegen die Einwände, ja Warnungen ihrer Freundinnen<sup>568</sup> - noch im Kittel zur Braut des Baron Innstetten, eines Jugendfreundes ihrer Mutter, die zwar „besser zu ihm gepaßt“<sup>569</sup> hätte als Effi, doch aus gesellschaftlichen Gründen eine Werbung Innstettens ausschlagen mußte zugunsten ihres jetzigen Mannes, der schon Ritterschaftsrat war und Hohen-Cremmen hatte<sup>570</sup>.

Effi, die noch nicht ahnt, dass sie über ihren eigenen Mann spricht, hierzu im Gespräch mit den Freundinnen:

„[...] sie erwartet nämlich Besuch, einen alten Freund aus ihren Mädchentagen her, von dem ich euch nachher erzählen muß, eine Liebesgeschichte mit Held und Heldin, und zuletzt mit Entsagung. Ihr werdet Augen machen und euch wundern [...] er ist Landrat, gute Figur und sehr männlich. - Das ist die Hauptsache, sagte Hertha. Freilich ist das die Hauptsache, „Weiber weiblich, Männer männlich“ [...].“ 571 Denn „wenns die Mutter nicht sein konnte, muß es die Tochter sein“<sup>572</sup>. Im Laufe von zwanzig

Jahren ist es Innstetten gelungen, die gesellschaftlich gebotenen Voraussetzungen für eine adlige Eheschließung zu schaffen. Damit wird Effi zum Revenant der Jugendliebe Innstettens zu ihrer Mutter und Innstetten ist als sein eigener Revenant gegenwärtig. Die Literaturwissenschaftlerin Elsbeth Hamann, auf deren Interpretationen ich mich im Zusammenhang mit Effi Briest stütze:

„Nichts ist ursprünglich; die für möglich gehaltene Wiederholung gerät zur zweiten Auflage, das Kraftfeld ehemaliger Leidenschaft degradiert sich selbst zur Leblosigkeit.“ 573

568 569

Fontane, Effi Briest, S. 14; Hamann, a.a.O., S. 28. Fontane, Effi Briest, S. 29. 570 Fontane, Effi Briest, S. 7. 571 Fontane, Effi Briest, S. 5. 572 Fontane, Effi Briest, S. 14. 573 Hamann, a.a.O., S. 42.

114

Effi, „im Selbstdenken nicht geschult“ 574, wurde herausgerissen aus der Normalität ihrer Kindheit. Indem sie aber deren Wünsche und Vorstellungen übertragen will in einen Bereich ihrer Lebenspraxis, der jetzt der öffentlichen Kontrolle unterliegt, ist ihre Tragik im Handlungsgeschehen vorgezeichnet. Effi kommt immer dann der Wahrheit am nächsten, wenn „sie sich allein von ihrem natürlichen, spontanen Gefühl leiten läßt, während sie die Wirklichkeit immer dann tragisch verkennt, wenn sie sich von gesellschaftlichen Vorstellungen leiten läßt“ 575.

Effis Lebenslauf wird mit dem Tage ihrer Verlobung, dem Schritt hin zur auf der Basis von Geld<sup>576</sup> und Rang arrangierten Ehe<sup>577</sup>, ein gesellschaftliches Paradigma. Ihre Eingebundenheit in gesellschaftliche Ordnungen und deren Mechanismen dokumentiert sich weniger aus ihrer - von Fontane nicht eigens behandelten, sondern eher vorausgesetzten Zustimmung zu dieser von anderen geplanten Konventionsehe<sup>578</sup>, sondern in der Beantwortung der Frage ihrer Freundin Hertha, ob dieser Baron denn auch der Richtige sei:

„Gewiß ist er der Richtige [...] Jeder ist der Richtige. Natürlich muß er von Adel sein und eine Stellung haben und gut aussehen.“

579

Der Richtige? Zumindest Effis Mutter hätte wissen müssen, dass dieses Arrangement nicht gut ausgehen würde: Sie kannte als einzige Person im Roman beide Partner, ihre Tochter Effi und ihren früheren Freund Innstetten.

Die kindliche Effi leistet nun aber dem Gebot ihres Standes Folge, unreflektiert<sup>580</sup> übernimmt sie dessen Vorstellungen, nur ansatzweise

574 575

Mittelman, a.a.O., S. 101. Mittelman, a.a.O., S. 100. 576 Do, a.a.O., S. 151. 577 Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 27 und 68. 578 Grawe, a.a.O., S. 229. 579 Fontane, Effi Briest, S. 14. 580 Lukács, a.a.O., S. 158.

115

verrät die Äußerung „Liebe kommt zuerst“ [...] <sup>581</sup> den Anspruch ihrer eigentlichen Wesenhaftigkeit. In einem Nachsatz wird dieser freilich schon wieder relativiert und durch den Wertekatalog ihres Standes ersetzt, indem sie sich zu Reichtum und einem vornehmen Haus bekennt, denn gleich nach der Liebe - ihr Papa sagt, Liebe sei „doch nur ein Papperlapapp (was ich nicht glaube)“<sup>582</sup> - kämen Glanz und Ehre.

Ohne Kommentar Fontanes tritt hier die innere Thematik des Romans zutage: der Widerspruch zwischen Herz und normativer Ordnung eines Standes, der Gegensatz von Gesellschaft und Menschlichkeit<sup>583</sup>.

Der dargestellte Konflikt, der sich auf den ersten Blick aus der Unvereinbarkeit der Charaktere Effis und Innstettens ergeben mochte, erhält also einen erweiterten Bezug. Nicht allein das Einzelschicksal der Effi Briest findet in diesem Roman seinen Niederschlag, sondern gesellschaftliche Zustände erfahren ihre exemplarische Verdeutlichung.

Die Thematik des Romans, der Konflikt zwischen Natur und Ordnung, ist der Hauptfigur immanent; der Widerspruch findet seinen Niederschlag in zahlreichen Dialogen zwischen Effi und den sie umgebenden Personen, in denen sie ihre eigenen Äußerungen relativiert oder gar zurücknimmt. Scheinen ihr einerseits Klettern und Schaukeln lieber zu sein als Äußerlichkeiten, so betont sie andererseits die Wichtigkeit gesellschaftlichen Ansehens. Lässt sie der Mutter gegenüber ihre Kritik an dem von Innstetten in

seinem Brief gehaltenen Maß anklingen, so lehnt sie im gleichen Gespräch größere Zärtlichkeit als Überschwenglichkeit ab<sup>584</sup>. Das kindlich Schwankende ihrer Ziele<sup>585</sup> - Innstetten: „Immer Phantasien, mal so, mal so“<sup>586</sup> - tritt ebenfalls offen zutage in der erwähnten

Fontane, Effi Briest, S. 24 Ebda. 583 Hamann, a.a.O., S. 43. 584 Fontane, Effi Briest, S. 25 f. 585 Frei, a.a.O., S. 132. Zum Ganzen, in Zusammenhang mit der „Wassersymbolik“ des Romans: Grawe, a.a.O., S. 224. 586 Fontane, Effi Briest, S. 71. 582 581

116

Reihenfolge ihrer Wünsche für die Ehe. Bestätigt sie die mütterlichen Erwartungen von einer Musterehe mit Innstetten, gibt sie im Folgesatz zu bedenken, dass sie eine Musterehe nicht anstrebe<sup>587</sup>. Liebe und Ehe haben in Effi Briest nichts miteinander zu tun<sup>588</sup>. Effi selbst und ihre Mutter betonen vor allem den sozialen Aufstieg: Innstetten ist „[...] ein Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten, und wenn du nicht nein sagst [...], so stehst du mit zwanzig Jahren da, wo andere mit vierzig stehen. Du wirst deine Mama weit überholen.“<sup>589</sup> Effis Vorstellungen von der Ehe sind recht oberflächlich, sie gehört nach eigenem Urteil „noch halb in die Kinderstube“<sup>590</sup>, sie ist für Zärtlichkeit und Liebe, aber noch mehr für ein standesgemäßes und wohlhabendes Leben, für einen großen gesellschaftlichen Umgang, für Zerstreuung und Abwechslung. Dabei kennt sie Innstetten gar nicht, von einem persönlichen oder intimen Gespräch ist keine Rede, auch nicht nach der Verlobung, nach der er nur recht oberflächliche Briefe schreibt. Von ihrer Mutter wird sie ermahnt: „Du strahlst nicht und lachst nicht einmal. Und er schreibt doch immer so heiter und unterhaltlich und gar nicht väterlich weise.“<sup>591</sup> Effi selbst hält recht lange an ihrer (arrangierten) Wahl fest. Als Innstetten zu ihr sagt: „Wie gut du zu wählen verstehst“, antwortet sie „Hätte ich sonst nicht dich?“<sup>592</sup> Doch richtig froh wird der Leser über derlei nicht.

Denn auch nach der Hochzeit entwickelt sich keine Liebe. Auf der Hochzeitsreise ermüdet Innstetten, ein „Kunstfex“, sie, das „Naturkind“<sup>593</sup>, mit Vorträgen: „Er ist übrigens engelsgut gegen mich und erklärt mir alles“<sup>594</sup>, schreibt sie von der Hochzeitsreise.

587 588

Fontane, Effi Briest, S. 26. Patzer, a.a.O., S. 36-38, auch zum folgenden. 589 Fontane, Effi Briest, S. 12. 590 Fontane, Effi Briest, S. 81. 591 Fontane, Effi Briest, S. 24. 592 Fontane, Effi Briest, S. 55. 593 Fontane, Effi Briest, S. 29. 594 Fontane, Effi Briest, S. 32.

117

Hans Rudolf Vaget hat darauf hingewiesen, dass Fontane trotz seiner Aversion gegen Richard Wagner<sup>595</sup>, der ihm - als Symbol des damaligen deutschen Kulturfortschritts - nur wenig bedeutet hat<sup>596</sup>, sich in der Charakteristik Innstettens „sehr diskret aber bedacht“ bestimmter Wagnerischer Motive bedient hat:

„Innstettens intellektuelle Physiognomie ist im wesentlichen von zwei zeittypischen Zügen gekennzeichnet: der Bewunderung für Bismarck und der Anfälligkeit für Wagner. Beide Motive sind koordiniert und bergen den Schlüssel für ein Verständnis von Effis Gatten.“<sup>597</sup>

Innstetten wird seine Frau eigens darum bitten, ihm „was aus Lohengrin oder aus der Walküre“ zu spielen, „denn er war ein Wagner-Schwärmer“<sup>598</sup>.

Fontane in vernichtendem Spott:

„Was ihn zu diesem hinübergeführt hatte, war ungewiß; einige sagten, seine Nerven, denn so nüchtern er schien, eigentlich war er nervös; andere schoben es auf Wagners Stellung zur Judenfrage. Wahrscheinlich hatten beide recht.“<sup>599</sup>

Hans Rudolf Vaget: „Selbstredend hat Fontane die Anspielung auf ‚Lohengrin‘ und auf ‚Die Walküre‘ mit Bedacht gewählt. Denn die Gestalt des Schwanenritters, der seiner Gattin mit pädagogenhafter Herablassung die Ehebedingungen vorschreibt und der aus der Spannung zwischen ehelicher Liebe und der Loyalität zu einer höheren Instanz seine Ehe am gegenseitigen Nicht-Verstehen scheitern sieht, ist ebenso erhellend für die Situation und die Psychologie Innstettens wie die Gestalt Wotans, der gezwungen wird, das einzige Wesen, das er liebt, aus Pflichtgehorsam zu bestrafen.“<sup>600</sup>

595 596

Vaget, a.a.O., S. 114. Mommsen, a.a.O., S. 32. 597 Veget, a.a.O., S. 112. 598 Fontane, Effi Briest, S. 85. 599 Ebda. 600 Veget, a.a.O., S. 112.

118

Nach ihrer ersten Nacht in Kessin ist Effi glücklich, endlich in Ruhe im eigenen Haus zu sein, statt durch Italien zu fahren, während ihr Mann bereits arbeitet. Erst jetzt erfährt sie, dass es in Kessin kein gesellschaftliches Leben gibt: „In der Nähe haben wir ein paar Adlige, die du kennenlernen wirst, aber hier in der Stadt ist gar nichts.“ 601

Auch dass Innstetten seine Gefühle kaum ausdrücken kann, befriedigt Effi nicht, einmal wirft sie, im zunehmenden Gefühl der Einsamkeit und der Verlassenheit<sup>602</sup>, ihm ziemlich schroff vor, sie emotional zu vernachlässigen:

„Nur einen Kuß könntest du mir geben. Aber daran denkst du nicht. Auf dem ganzen weiten Wege nicht gerührt, frostig wie ein Schneemann. Und immer nur die Zigarre.“ 603

Darauf geht Innstetten, der „als Führer einer Gesandtschaft nach Marokko“ ausgerechnet „eine große Eismaschine“ überbringen soll, wie ein Kessiner Gerücht kolportiert<sup>604</sup>, gleich gar nicht ein.

Effis Mutter, bekanntlich eine Geistesverwandte, rühmt **freilich seine Kälte** :

„Ein Mann in seiner Stellung muß kalt sein. Woran scheidet man denn im Leben überhaupt? Immer nur an der Wärme.“ 605

Effi fühlt mehr und mehr, was ihrer Ehe abgeht:

„Huldigungen, Anregungen, kleine Aufmerksamkeiten. Innstetten war lieb und gut, aber ein Liebhaber war er nicht.“ 606

Die Zärtlichkeiten des sie besitzenden Mannes, der sich nicht mehr sonderlich anzustrengen braucht, seinen sexuellen Umgang mit ihr empfindet sie, vor

601 602

Fontane, Effi Briest, S. 35. Fontane, Effi Briest, S. 56 f. 603 Fontane, Effi Briest, S. 55. 604 Fontane, Effi Briest, S. 145. 605 Fontane, Effi Briest, S. 28. 606 Fontane, Effi Briest, S. 85.

119

allein nach den einschlägigen Erfahrungen mit Major Crampas, wie eine Pflichtübung.

Einmal erzählt sie: „Mama, es geht jetzt besser. Innstetten war immer ein vortrefflicher Mann, [...], aber ich konnte nicht recht an ihn heran, er hatte so was Fremdes. Und fremd war er auch in seiner Zärtlichkeit. Ja, dann am meisten; es hat Zeiten gegeben, wo ich mich davor fürchtete.“ 607

Auch die Sprachlosigkeit des Paares führt Effi in die Affäre. Nie wird berichtet, dass die Innstettens sich über ihre Gefühle, Erwartungen oder Enttäuschungen unterhalten. Wenn Effi darauf zu sprechen kommt, lenkt Innstetten meist ab. Erst mit Crampas redet Effi über ihre Erlebnisse und das seltsame Verhalten ihres Mannes, aus dem sie nicht klug wird.

Crampas ergreift die Gelegenheit, um ihr näher zu kommen und gegen den Gatten zu intrigieren, bis sie sich schließlich in ihrer emotional wie sexuell unbefriedigenden Situation umwerben und verführen lässt.

Die Ehe endet so wortlos wie sie begonnen hat: Die Zustimmung zur arrangierten Heirat hat Innstetten von ihren Eltern bekommen, nicht von Effi, die Ehe wird von Innstetten mit einem Brief an ihre Eltern beendet, und wieder übernimmt die Mutter die Aufgabe, ihrer Tochter die Fakten mitzuteilen, an denen nichts mehr zu ändern ist. Zwar werden solche Konventionen bereits von Wüllersdorf und Frau Zwicker angezweifelt, sogar die mitleidige Frau des Ministers hilft Effi, aber noch gelten sie. Der konsequenteste Ausdruck dieser Konvention ist das Duell, zu dem sich Innstetten verpflichtet fühlt, um seine Ehre (nicht die seiner Frau) zu verteidigen.



Statt mit Effi zu reden, die Hintergründe zu erfahren, die vielleicht zu einer Änderung ihrer Beziehung geführt hätten, statt ihr zu verzeihen, erschießt er Major Crampas und verstößt seine Frau.

607

Fontane, Effi Briest, S. 181.

120

Fontane hat sich nicht damit begnügt, den „Fall“ mit all seinen fatalen Konsequenzen zu schildern. Den Ehebruch, diese Standardsituation der Romanproduktion<sup>608</sup>, nutzt er, um Absichten zu verfolgen, die seinem Kunstbegriff entsprechen. Das Feld der Moral gilt, und gerade im Preußen der Gründerzeit und der Wilhelminischen Ära, als eines der am besten durch Tabuierung abgesicherten; einer zunehmend dekadenten Libertinage entspricht die Rigidität der Sanktionen. Es braucht kaum betont zu werden, dass und wie es sich hier zentral um „schichtenspezifische Domestizierungsmechanismen“<sup>609</sup> handelt.

Neben den hier zahlreich sich anbietenden Punkten der Gesellschaftskritik interessiert Fontane, wie immer auch Frauen Anteil haben an solchem Geschehen. Und zwar in zweierlei Hinsicht. Erstens gereicht ihnen regelmäßig zu gesellschaftlicher Verurteilung, wofür sich die Männer (allerdings nur der Oberschicht) rühmen dürfen. Ausgenommen sind davon vereinzelte freie Verhältnisse in der Oberschicht sowie außereheliche Beziehungen vor allem der adeligen Offiziere zu jungen Mädchen „aus dem Volke“.

Zweitens aber, und das wird Fontane zusehends wichtiger, sieht er gerade in den mit dieser Problematik ringenden Frauen Möglichkeiten, seinen Begriff des Humanen darstellen zu können. Sie verkörpern maßgeblich die optimistische Zukunftsperspektive; was Fontane sich literaturtheoretisch als „Verklärung“ zurechtgelegt hat, wird ihm jetzt im Bilde der Frauen zur sozialpolitischen Forderung, zur Utopie<sup>610</sup>.

Utopie? Was hatte Effi „verbrochen“? Was war mit ihr, an ihr geschehen?

Selbst die Mitteilungen von ihrer Hochzeitsreise hatten kaum von einer eindeutigen Einstellung zu den an Effi gestellten Anforderungen ihres

608 609

Ebda., auch zum folgenden. Frei, a.a.O., S. 131. 610 Frei, ebda.

121

Ehemannes<sup>611</sup> gezeugt. Die Unbestimmtheit in Effis Charakter wird durch einen Bericht von den - gesellschaftlichen Regeln unterworfenen<sup>612</sup> - Einkäufen in Berlin unterstützt: Zum einen gilt sie als anspruchslos, zum anderen gefällt ihr nur „das Eleganteste“<sup>613</sup>.

Als ein weiteres Beispiel für die „unerwachsene“ Widersprüchlichkeit in Effis Charakter führt Richard Quabius Effis Vorliebe für das Sitzen am offenen Fenster auf. Das Genießen von Licht und Luft erinnert an das Schaukelmotiv, in dem sich allerdings ihr Drang nach Freiheit und Unbeschwertheit, ihr Hang zu Abenteuern<sup>614</sup> und die Lust an der Gefahr dokumentieren, wohingegen die stille Betrachtung der Außenwelt eine distanzierte Haltung zum Leben ausdrückt, und im Verlauf des Romans wird Effi mehr und mehr zum Sinnbild für Einsamkeit und Ausgeschlossenheit und am Ende gar für das tödlich endende Ausgestoßensein<sup>615</sup>.

„Du wirst einsam leben und, wenn Du das nicht willst, wahrscheinlich aus Deiner Sphäre herabsteigen müssen. Die Welt, in der Du gelebt hast, wird Dir verschlossen sein. Und was das Traurigste für uns und für Dich ist (auch für Dich, wie wir Dich zu kennen vermeinen) - auch das elterliche Haus wird Dir verschlossen sein; wir können Dir keinen stillen Platz in Hohen-Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unserem Hause, denn es hieße das, dies Haus von aller Welt abschließen, und das zu tun sind wir entschieden nicht geneigt. Nicht weil wir zu sehr an der Welt hingen und ein Abschiednehmen von dem, was sich ‚Gesellschaft‘ nennt, uns als etwas unbedingt Unerträgliches erschiene; nein, nicht deshalb, sondern einfach, weil wir Farbe bekennen und vor aller Welt, ich kann Dir das Wort nicht ersparen, unsere Verurteilung Deines Tuns, des Tuns unseres einzigen und von uns so sehr geliebten Kindes aussprechen wollen.“ <sup>616</sup>

611 612

Fontane, Effi Briest, S. 32. Mittelmann, a.a.O., S. 96. 613 Hamann, a.a.O., S. 43. 614 Fontane, Effi Briest, S. 31. 615 Quabius, a.a.O., S. 146 f. 616 Fontane, Effi Briest, S. 215.

122

Effis Vorstellungen von Schönheit und Poesie, ihr Wunsch nach dem Leben einer Märchenprinzessin hatten sich nicht erfüllen lassen. Die gerade diesbezüglichen Warnungen der Mutter - „**Aber meine liebe Effi, wir müssen vorsichtig im Leben sein, und zumal wir Frauen**“<sup>617</sup> - erfahren eine tragische Bestätigung<sup>618</sup>.

Nachdem die Gesellschaft entdeckt hat, was sie sich ein für alle Mal vorgenommen hatte, als Fehlritt zu qualifizieren, wird Effi ausgestoßen. Aber selbst noch in der Isolation erpreßt die soziale Norm die Unterwerfung. Sogar rationale Einsicht in die Zusammenhänge, etwa im Dialog zwischen Innstetten und Wüllersdorf<sup>619</sup>, bleibt vereinzelt und folgenlos<sup>620</sup>.

Effi war nicht entschieden, nicht „erwachsen“ genug. Sie blieb schwankend. Sie konnte sich nicht entscheiden, ob sie „Dame“ sein wollte oder nicht; „neben sozialisierten Aufstiegs Wünschen will sie ihre Ungebundenheit trotzdem nicht aufgeben“<sup>621</sup>. Dabei war es unerheblich, dass dieses Schwanken einen gesellschaftlich angelegten Konflikt konkretisierte, den zwischen „Herz“ und Menschlichkeit auf der einen Seite und Standesvorgaben auf der anderen.

Diese Standesvorgaben und Gesittungsformen sind jedoch nicht auf Einzelschicksale wie das der Effi Briest beschränkt; sie stabilisieren eine ganze Gesellschaft - und geben, noch mehr also, die grundsätzliche Differenz zwischen Frauen und Männern wieder.

Frauen - und ihre Funktionen in der patriarchalen Gesellschaft - sind nun einmal im Wesentlichen sowohl männerbestimmt („Definition“) als auch männerdienlich („Dienlichkeit“). Männer - Väter, Ehemänner, Brüder - üben eine besondere Definitionsmacht aus, indem sie festlegen, was „frauliche Ehre“ sei, nämlich geschlechtliche Unversehrtheit sowohl<sup>617 618</sup>

Fontane, Effi Briest, S. 23. Frei, a.a.O., S. 129. 619 Fontane, Effi Briest, S. 199 f. 620 Frei, a.a.O., S. 131. 621 Frei, a.a.O., S. 132.

123

in Form der Jungfräulichkeit als auch in jener der ehelichen Keuschheit, die den Besitzanspruch des Ehemannes dokumentierte.

Männer versuchten, mit ihren eigenen (Kampfes-) Mitteln, eben diese vorab definierte Frauenehre zu schützen. Damit legten sie sich bewußt eine spezielle Schutzfunktion zu. Frauen - und ihre Ehre - mußten geschützt werden, damit die Männergesellschaft „in Ordnung“ war und blieb.

In den sogenannten Ehrenhändeln der Männer ging es nun aber ausschließlich um deren eigene Vorstellungen von Ehre. Die Rettung oder Wiederherstellung der Frauenehre war unter diesen Umständen ein Vorwand: Männer sollten und wollten nichts anderes als ihre eigene Ehre schützen - und dies auf dem Umweg über die ihrer Frauen, Schwestern, Töchter.

Hätte es überhaupt eines Beweises dafür bedurft, dass Frauen im Patriarchat<sup>622</sup> allein über Männer (und von Männern) definiert werden, wäre er hier erbracht. Definitionen bleiben von daher gesehen stets funktionabel und männerdienlich.

Gerade Entehrung und Ehrverlust waren eigens definiert, mußten es sein. Sie gründeten auf vorehelichen und außerehelichen Beziehungen natürlicherweise von Frauen. Eine entehrte Frau hatte, wie gesagt, nicht die Möglichkeit, ihre Ehre durch eigene Tat wiederherzustellen. Das blieb Männersache: Bei unverheirateten Frauen war es die Aufgabe des Vaters, bei dessen Tod die des Bruders. War eine Frau verheiratet, übernahm der Ehemann die Wiederherstellung der Ehre.

Das Patriarchat (von griechisch patér, Vater, und arché, u. a. Ursprung, Herrschaft) ist eine Herrschaftsform, die durch die Vorherrschaft von (leiblichen oder geistigen) Vätern über Familien, Sippen, Gemeinden, Diözesen oder Völker gekennzeichnet ist. Der Begriff ist innerhalb der Frauenbewegung zum bevorzugten Kampfbegriff für die Frauenemanzipation umgeformt worden und kritisiert dann - mit unterschiedlichen Schwerpunkten - jede patriarchale inegalitäre Gesellschaftsstruktur.

622

Dass dies durch ein Duell, also einen „männlichen“ Zweikampf, geschah, war folgerichtig.

Männer konnten im übrigen davon ausgehen, dass sich eine Zweikampfforderung in den entsprechenden Kreisen herumsprach. Es fanden sich sogar Fälle, in denen der Verehrer der Frau vorgab, er habe sich ihretwegen duelliert, um ihr zu imponieren<sup>623</sup>.

„Die Ehre einer Frau im Duell zu verteidigen, brachte Männern demnach Ruhm, Ehre und die ewige Dankbarkeit der von so viel Ritterlichkeit und Mut ‚Betroffenen‘ ein.“<sup>624</sup>

Ein beispielhafter Fall aus dem Jahr 1904 erläutert weitere Zusammenhänge: Ein verheirateter Hauptmann und die zwanzig Jahre jüngere Margaretha Gaup gingen eine intime Beziehung ein. Als Margarethas Bruder ein Jahr später von dieser Beziehung hörte, forderte er den vermeintlichen Verführer zum Duell. Da die junge Dame mittlerweile geheiratet hatte, zog auch der Ehemann die Duellforderung in Betracht. Als sich allerdings herausstellte, dass die junge Frau diese Beziehung freiwillig und vor allem vor der Zeit ihrer Ehe eingegangen war, überließ der Ehemann das Duell dem Bruder<sup>625</sup>.

Ute Frevert erklärt dies so: „Indem Margaretha ihre Jungfräulichkeit dem falschen Mann geopfert hatte, nämlich einem, der bereits verheiratet war und ihre durch den unehelichen Beischlaf verletzte Ehre nicht durch eine nachträgliche Eheschließung reparieren konnte oder wollte, war nicht nur ihre eigene Ehre, sondern auch die ihrer Familie in Mitleidenschaft gezogen worden.“

<sup>626</sup>

Margarethas Bruder stellt hier in erster Linie seine Ehre und die der Familie wieder her. Die junge Frau hat ihre Ehre verloren und keine Möglichkeit, sie wieder vollständig herzustellen. Die einzige Möglich<sup>623</sup> <sup>624</sup>

Frevert, Ehrenmänner, S. 228. Ebda. <sup>625</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 225.

125

keit wäre gewesen, den ehemaligen Liebhaber zu heiraten und dadurch die Beziehung zu legitimieren. Da der Hauptmann bereits verheiratet war, gab es für die junge Frau keinen Weg, ihre verlorene Ehre wiederzugewinnen. Das Duell des Bruders bessert ihre Situation überhaupt nicht, im Gegenteil, nun wird die Affäre öffentlich.

Wäre die junge Frau bereits verheiratet gewesen, als sie die intime Beziehung mit dem Hauptmann einging, so wäre es an ihrem Ehemann gewesen, die Aufgabe der „Wiederherstellung“ zu übernehmen. Allerdings würde der Ehemann in dieser Situation kaum als Vormund seiner Frau handeln, sondern als ein selbst in seiner Ehre gekränkter Mann mit Besitzansprüchen gegenüber seiner Ehefrau. Innstetten weist auf die gesellschaftliche Forderung hin: „Ich muß.“<sup>627</sup>

Durch die Duellforderung zeigte der Ehemann, dass er die Mißachtung seiner Persönlichkeit, die durch den Ehebruch erfolgte, und die Beleidigung seiner Männlichkeit nicht einfach hinnahm.

„Demgemäß fordert die Ehre des Mannes“, so Schopenhauer, „dass er den Ehebruch seiner Frau ahnde und ihn, wenigstens durch Trennung von ihr, strafe. Duldete er ihn Wesentlich, so wird er von der Männergemeinschaft mit Schande belegt [ ...].“ <sup>628</sup>

Tolstoi belegt diese Meinung, als er eine Männerrunde schildert:

„Warum hat sich denn Prjatschnikow duelliert? – Wegen seiner Frau. Er hat sich verhalten, wie ein ganzer Mann sich verhalten muß. Er hat ihn gefordert und erschossen.“ <sup>629</sup>

Frevert führt grundsätzlich aus: „Trotz der Beteuerungen vieler Zeitgenossen, es gebe gar keine männliche Sexual- oder Geschlechtstheorie,

<sup>626</sup> <sup>627</sup>

Frevert, Ehrenmänner, S. 225. Fontane, Effi Briest, S. 199. <sup>628</sup> Schopenhauer, a. a. O., S. 366.

126

agierte der Gatte in einem solchen Fall unverhohlen die sexuelle Kränkung aus, die ihm der Ehebruch zugefügt hatte.“<sup>630</sup> Mit Hilfe des Duells, dieses „einzigsten Universalmittels“<sup>631</sup>, konnte der Ehrenmann der ganzen Gesellschaft und sich selber seine durch den Ehebruch geschädigte Männlichkeit beweisen - und dies nicht etwa „durch Recht und Vernunft, sondern durch Schießen und Stechen“, wie Schopenhauer sich mokiert<sup>632</sup>. Die Rücksicht auf die womöglich nicht unberechtigten Interessen einer Frau stand sowieso, wenn überhaupt, an zweiter Stelle.

„Nicht verletzte Liebe, sondern verletzte Männlichkeit und Ehre bewogen den Ehemann zu diesem Schritt, von dem er seine Frau in der Regel - sofern er dann noch konnte [d. h nicht im Duell getötet worden war: Y. B.] - erst nach dem Duell in Kenntnis setzte.“ <sup>633</sup>

Innstetten informiert allerdings seine Frau gar nicht; die Aufgabe, diese über die Folgen ihrer Tat zu informieren, übernimmt Effis Mutter<sup>634</sup>.

Sogar bei bereits gescheiterten Ehen und getrennt lebenden Paaren forderte die Ehre des Mannes einen Zweikampf - „ein deutlicher Beweis dafür, dass der ‚Kampf ums Weib‘ höchstens den formellen Anlaß, keineswegs aber das eigentliche Motiv des Ehrenzweikampfs abgab“ <sup>635</sup>.

Nebenbei: In Texas gab es seit 1837 ein Gesetz, das es einem gehörnten Ehemann erlaubte, den Liebhaber seiner Frau, sobald er ihn auf frischer Tat ertappt hatte, zu erschießen, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Dieses Gesetz wurde erst 1974 aufgehoben<sup>636</sup>.

629 630

Tolstoi, Anna Karenina, S. 548. Frevert, Ehrenmänner, S. 225. <sup>631</sup> Schopenhauer, a.a.O., S. 370. <sup>632</sup> Schopenhauer, a.a.O., S. 371. <sup>633</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 226. <sup>634</sup> Fontane, Effi Briest, S. 215. <sup>635</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 226. <sup>636</sup> Haefs, Hanswillhelm: Handbuch des nutzlosen Wissens, Augsburg 1996, I, S. 131.

127

Ute Frevert berichtet von einem Duell zwischen dem Stabsarzt Scholz<sup>637</sup> und dem verwitweten Hauptmann Karl von Eckartsberg. Obwohl Scholz seine Frau mehrfach betrogen hat und die Ehe zerrüttet ist, fordert er seinen Regimentskameraden, der ein Verhältnis mit seiner Frau hat, zu einem schweren Zweikampf, in dem er selbst sich schwere Schußverletzungen an Kinn und Hals zuzieht, während sein Kontrahent unverletzt bleibt<sup>638</sup>.

Der Adjutant des preußischen Kriegsministers, Armand Léon Baron von Ardenne, forderte 1886 den ehemaligen Liebhaber seiner Frau Elisabeth (Else), den Amtsrichter Emil Hartwich, zu einem Pistolenduell, obwohl die Affäre Jahre zurücklag. Diesen Fall nahm Theodor Fontane wie erwähnt für Effi Briest zum Vorbild, als er etwa zwei Jahre später bei einer Tischgesellschaft von Emma Lessing, der Gattin des Haupteigentümers der Vossischen Zeitung, davon hörte<sup>639</sup>.

Zwar veränderte Fontane die Handlung, doch inspirierte ihn die Geschichte zu seinem Roman, in dem nicht zuletzt die gesellschaftliche Konvention des Duells kritisch diskutiert wird <sup>640</sup>:

„In ‚Effi Briest‘ war ihm daran gelegen, das Für und Wider zur Geltung zu bringen.“<sup>641</sup>

Als Baron von Innstetten durch Zufall die Briefe des ehemaligen Liebhabers seiner Frau fand, lag diese außereheliche Beziehung bereits Jahre zurück. Da Innstetten im Zweifel war, wie er sich verhalten sollte, zog er einen Freund zu Rate. Obwohl dieser von einem Duell abriet, sah Innstetten keine andere Möglichkeit mehr, da nun mindestens eine weitere Person von seiner Schande wußte.

Trotz mehrtägiger Suche konnte der Vorname aus den Quellen und der Sekundärliteratur nicht erschlossen werden. <sup>638</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 226. <sup>639</sup> Fontanes Briefe: Erler, a.a.O., II, S. 385. <sup>640</sup> Budjuhn, Horst: Fontane nannte sie „Effie Briest“. Das Leben der Elisabeth von Ardenne, Berlin 1985, S. 13-16. <sup>641</sup> Wirsing, a.a.O., S. 296.

637

128

„Die Genugtuung, Satisfaktion genannt, muß sein. So verlangt es das tyrannische Gesellschafts-Etwas, und so hat es auch der Romancier selbstverständlich vorgesehen.“<sup>642</sup>

Effi, die zur Kur in Bad Ems ist, erfährt durch einen Brief ihrer Mutter von dem Geschehen und ihrer Scheidung. Von nun an wird Effi bekanntlich von der Gesellschaft wie von ihren Eltern verstoßen. Erst als sie todkrank ist, nehmen die Eltern ihre Tochter in Hohen-Cremmen wieder auf. Hier stirbt Effi.

In dem Roman wird deutlich, wie die gesellschaftliche Konvention ein Leben zerstören kann, nur weil Baron von Innstetten ihr genauestens folgt. Während die Frau ihre Ehre auf immer eingebüßt hat und im Verlauf des Romans auch ihr Leben verliert, ändert sich für den Mann nichts. Er hat durch das Duell seine Ehre wiederhergestellt.

„Denn anders als die hinschwindende Frau, die schließlich dem Ruf nach Hause folgt, ‚Effi komm!‘<sup>643</sup>, dem Appell ihrer Eltern zur Heimkehr und zum Ableben in Frieden, bleibt der Mann auf seinem Posten im politischen Dienst. An der Achtung, die er sich bis dahin erworben hatte, dem Wohlwollen seines obersten Chefs, des Kanzlers Bismarck persönlich, änderte sich nichts. Der erlittene Bruch wirkt sich weder auf die Karriere noch auf die Grundsätze aus, denen Innstetten als Angehöriger seiner Kaste verpflichtet ist.“<sup>644</sup>

Auch bei diesem Duell ging es nicht darum, die Ehre der Frau wiederherzustellen, sondern die des Mannes. Auch im Fall der Effi Briest gilt, dass die Frau durch das Duell lediglich bloßgestellt wird und ihre gesellschaftliche Stellung einbüßt. Effi hat mit ihrem Seitensprung gegen den Ehrbegriff ihres gesellschaftlichen Umfeldes verstoßen. Da ein solcher Kreis nur zusammenhalten kann, wenn alle sich an die Regeln halten,

Wirsing, a.a.O., S. 297. Ein ominöses (Mittelman, a.a.O., S. 94) Stichwort von erheblicher Bedeutung: Fontane, Effi Briest, S. 15 und 234 f. <sup>644</sup> Wirsing, a.a.O., S. 298.

643

642

129

muß bei einem Verstoß, wie Effi ihn begangen hat, eine Gegenmaßnahme erfolgen.

Je exklusiver und kleiner der Gesellschaftskreis ist, desto besser und einfacher kann er seine Angehörigen an sich binden. Erst durch Lockerung dieses Gruppendrucks wird es dem Individuum möglich, nach eigenen Vorstellungen zu handeln.

„Je mehr Kreisen eine Person angehörte, desto größer wurde schließlich ihre Fähigkeit, die Geltungsmacht des Ehrencodes zu unterlaufen. Die Differenzierung der Gesellschaft ging folglich einher mit der Individualisierung des Ehrbegriffs, was nichts anderes bedeuten konnte als seine vollständige Erosion.“ <sup>645</sup>

Denn ein Ehrbegriff, den jeder selbst bestimmen kann, ist keiner mehr<sup>646</sup>.

Der „wahren“ Effi, Elisabeth von Ardenne, erging es nicht ganz so schlimm wie ihrem Romanebenbild. Zwar reichte Oberst Armand von Ardenne 1887 die Scheidung ein und bekam beide Kinder zugesprochen, doch seine Ex-Ehefrau baute sich eine neue Existenz, fernab des ehemaligen gesellschaftlichen Kreises, auf. Sie arbeitete nach der Scheidung als Pflegerin in einer Heilanstalt<sup>647</sup> und starb 1952, fast hundertjährig, in Lindau am Bodensee.

„In diesem Kontext war auch Fontanes Effi-Briest-Geschichte angesiedelt, in der die individuellen Glücksvorstellungen der Hauptfiguren den Spielregeln des Ehrenkodexes bedingungslos geopfert werden mußten.“<sup>648</sup>

645 646

Frevert, Mann, S. 174. Ebda. <sup>647</sup> Fontanes Briefe: Eler, a.a.O., II, S. 375; Seiffert, Hans Werner: Zeugnisse und Materialien zu Fontanes „Effi Briest“ und Spielhagens „Zum Zeitvertreib“, in: ders.: Studien zur neueren deutschen Literatur, Berlin 1964, S. 255-300. <sup>648</sup> Frevert, Mann, S. 174.

130

Die Regeln des Ehrenkodex, von Schopenhauer seltsam, barbarisch und lächerlich<sup>649</sup> geheißen, wurden streng kontrolliert. Der von einer Frau verursachte oder zumindest eingewilligte Ehebruch war ein Vergehen und dazu ein geschlechtsspezifisch sanktioniertes: 1843 entschied eine Kommission des preußischen Staatsrates mit 21 zu 14 Stimmen, dass der Ehebruch einer Frau ein sehr viel schlimmeres Vergehen sei als der eines Mannes. Während der Ehebruch der Frau den häuslichen Frieden zerstöre, tangiere der Ehebruch des Mannes diesen nicht<sup>650</sup>.

„Die ‚gute‘, tonangebende Gesellschaft stimmte offenbar über viele Jahrzehnte hinweg darin überein, dass die Ehre eines Mannes durch den Ehebruch seiner Frau auf das tiefste verletzt wurde. Umgekehrt aber galten andere Grundsätze.“<sup>651</sup>

Die Frau fiel nach der herrschenden Meinung durch einen begangenen Ehebruch tiefer als ein Mann, weil als ihr eigentlicher Daseinszweck männerdienlich - das Leben als Mutter und Ehefrau definiert worden war<sup>652</sup>.

„Im Klartext: Die Frau verlor ihre Ehre durch einen Ehebruch, der Mann nicht. Zugleich aber verletzte ihr Ehebruch seine Ehre, während sein Ehebruch der ihren nichts anhaben konnte. Ihr Ehebruch bewirkte demnach eine doppelte Ehrverletzung; er beschädigte oder zerstörte die soziale Identität zweier Personen, wogegen sein Ehebruch diese Identität vollkommen unberührt ließ.“<sup>653</sup>

Hier wird die Ungleichheit zwischen den beiden Geschlechtern nochmals deutlich. Ähnliches galt für den Fall, dass eine Frau einen Ehrenmann beleidigte. Den Frauen sprach man die Verantwortung für ihre

649 650

Schopenhauer, a.a.O., S. 372. Frevert, Mann, S. 182. 651 Frevert, Mann, S. 183. 652 Frevert, Mann, S. 183. 653 Frevert, Mann, S. 184.

131

Taten ab, ja es wurde den Männern sogar nahegelegt, Worten wie Taten einer Frau keinen Ernst beizumessen und sie zu übergehen<sup>654</sup>.

„Da Frauen generell im Ruf besonderer Affektabhängigkeit und geringer emotionaler Disziplin standen, war es ein leichtes, beleidigende Äußerungen auf diesem Konto abzubuchen und nicht weiter zu beachten.“<sup>655</sup>

Nicht jeder hielt sich an den Kommentar. Doch konnte die Betroffene, deren Worte von dem Beleidigten eben nicht mit dem angeratenen Schweigen übergangen worden waren, nicht selbst für ihre Tat einstehen. Sie benötigte einen „Beschützer“. Der sich von einer Frau beleidigt Fühlende wandte sich in der Regel an diesen und forderte von ihm eine Entschuldigung. Erfolgte diese nicht, erhielt der Beschützer eine Forderung zum Duell, nicht aber die Frau.

So forderte im Jahr 1913 der Leutnant a. D. Edgar Freiherr von Dusterlohe einen Arzt, dessen Gattin ihn beleidigt hatte. Da der Arzt sich nicht für die Beleidigung seiner Frau entschuldigt hatte, wurde er konsequenterweise zu einem Pistolenduell gefordert<sup>656</sup>.

Ich fasse zusammen: Gewiß konnte ein Zweikampf im Hinblick auf die Ehre der Männer durchweg als positiv, sogar als notwendig gelten. Aber wie empfanden die Frauen diese Situation? Für sie stellte sich die Lage offensichtlich ambivalenter dar. Einerseits konnte es manche Frau als reizvoll empfinden, wenn zwei Männer ihretwegen ihr Leben aufs Spiel setzten, andererseits blieb ihr Ruf wahrscheinlich nicht ohne Makel.

„Selbst wenn sie ohne eigenes Zutun und gegen ihren erklärten Willen ein Duell provoziert hatte, trübte allein schon das öffentliche Gerede, das dadurch ausgelöst wurde, ‚den Glanz ihres guten Rufes‘.“<sup>657</sup>

654 655

Frevert, Mann, S. 194 f. Frevert, Mann, S. 195. 656 Frevert, Mann, S. 194 f.

132

Eine Frau hatte sich nun einmal inmitten eines durch und durch patriarchal geprägten Milieus tadellos zu verhalten. Das

bedeutete auch, dass sie gar keinen Anlaß für Gerede oder gar für ein Duell geben durfte.

Ute Frevert: „Anstatt Frauen als die eigentlichen Leidtragenden der konventionellen Ehrbegriffe wahrzunehmen, neigte man vielmehr dazu, sie für die Zweikämpfe der Männer aktiv verantwortlich zu machen. Nicht ein ins Absurde übersteigerte Männlichkeitskult, sondern die Schwäche des ‚starken Geschlechts‘, leichtsinnigen Verführungen der Frauen nicht widerstehen zu können, galt vielen Duellkritikern als Quelle des Übels.“ 658 Den Frauen, ansonsten wie Effi Briest „als Ware behandelt“ 659, wurde damit die Schuld für das Unvermögen der Männer zugewiesen. Die Duellkritiker mahnten daher immer wieder die Frauen, die Schwäche der Männer nicht auszunutzen, sondern Duellanten aus ihrem gesellschaftlichen Umfeld ausgrenzen und so auf ihre Weise zum Ende der Zweikämpfe beitragen.

Diese Forderung scheint nicht die erwünschte Wirkung erzielt zu haben. Auf der 50. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands (1903) mißbilligte der Zentrumsabgeordnete Carl J. E. Bachem Äußerungen katholischer Damen über bestimmte Duellanten, die ihnen interessant erschienen waren. Dieses Verhalten lag für Bachem in der angeblichen, viel zitierten Natur der Frau begründet<sup>660</sup>.

Frevert erklärt: „Wie sehr sich Bachem und die heiteren katholischen Bürger auch über diese ‚Natur‘ belustigen mochten - Tatsache war, dass Frauen dort, wo sie auf ein weibliches Rollenmodell festgelegt wurden, das ihnen kaum Spielräume für autonomes Handeln zugestand, ihre soziale Geltungsansprüche nur durch Männer befriedigen konnten.“ 661  
657 658

Frevert, Ehrenmänner, S. 228. Frevert, Ehrenmänner, S. 229. 659 Mittelman, a.a.O., S. 94. 660 Frevert, Ehrenmänner, S. 229. 661 Frevert, Ehrenmänner, S. 230.

133

Kam es nun aber zu einem Zweikampf, konnte die Frau nach allgemeiner Ansicht nicht völlig frei von Schuld gewesen sein. Und endete „der Zweikampf gar tödlich, hatte sie massive Vorwürfe und, im schlimmsten Fall, soziale Ächtung zu gewärtigen“ 662.

Spätestens auf dem Weg über das Duell gelangte die Nachricht der Entgleisung einer Frau an die Öffentlichkeit, einer Entgleisung, die ihr bisheriges Leben zerstören konnte. Der Fehltritt einer Frau war ein gefundenes Fressen für eine stets skandalbereite Gesellschaft.

„Der männliche Ehrenkodex erlegte daher auch Frauen immense Verhaltenszwänge auf - ohne sie aber gewissermaßen als Ausgleich, an dem partizipieren zu lassen, was das Duell als Akt autonomer Selbstbestätigung für viele Männer so attraktiv machte.“<sup>663</sup>

Frauen mußten, ob sie wollten oder nicht, die männlichen Definitionen akzeptieren. Diese bedeuteten nach wie vor Männerdienlichkeit. Eine Frau konnte sich in der von Männern dominierten Gesellschaft nur über ihren Ehemann definieren: Um in der Gesellschaft zu gelten, mußte der Mann gelten. Über seine Geltung galt die Frau an seiner Seite.

„Wenn sich aber Frauen nur im Schatten von Männern bewegen, als Spiegelbilder erscheinen durften, konnte es nicht überraschen, dass sie Männer bevorzugten, die Kraft und Stärke demonstrierten und deren ‚Ehrenschild‘, um eine beliebte zeitgenössische Wendung zu benutzen, so blank geputzt war, dass sich Frauen ungetrübt darin spiegeln konnten.“<sup>664</sup>

Die männerdienliche Definition der Frau ging soweit, dass Frauen mit dem Titel ihres Mannes angeredet wurden. Die Frau eines Landrates wurde zur „Frau Landrat“, die Gattin eines Professors ließ sich mit

662 663

Frevert, Ehrenmänner, S. 229. Ebda. 664 Frevert, Ehrenmänner, S. 230.

134

„Frau Professor“ anreden, und die Frau des Bankdirektors wurde mit „Frau Bankdirektor“ betitelt<sup>665</sup>.

Diese Konvention war bekanntlich ein wichtiges Element weiblicher Identifikation. Verfügte der Mann über keinen Titel, so hieß die Frau schlicht Madam<sup>666</sup>. Unter diesen Umständen scheint es verständlich, dass eine Frau nach einem erfolgreichen,



titeltragenden Mann Ausschau hielt. Ein mutiger, männlicher Mann erschien begehrenswert, der das berufliche und persönliche Risiko nicht gescheut hatte, einen Titel zu erlangen, durch den sich seine Frau definieren konnte.

„Wenn Frauen zuweilen sogar größere Begeisterung für das Duell aufzubringen schienen als Männer, läßt sich dies gleichfalls aus dem ihrer Lebenssituation entspringenden Bedürfnis erklären, in Männern das zu lieben, was ihnen selber nicht gestattet war und worin sich Männer dezidiert von Frauen unterschieden.“<sup>667</sup>

Erst mit dem Aufkommen der Frauenrechtsbewegung verloren solche Ehrsuchte - und auch die Verteidigung solch mannbestimmter „Frauenehre“ - an Bedeutung. Immer mehr Frauen betrachteten die nicht nur schmeichelhafte Symbolik von Ehre, Kampf und Duell kritischer.

Offensichtlich waren auch die Männer gefragt. Sie mußten sich wohl oder übel der neuen Zeit stellen.

Tolstoi beschreibt die Lage der Herren, die das heikle Thema angehen müssen und dabei die eigentlich Betroffenen besser aussparen:

Fontane, Effi Briest, S. 88. Bähr, Otto: Von der „Mamsell“ zum „Fräulein“, vom „Ihr“ zum „Sie“: Der Wandel in der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert (1884), in: Piereth, Wolfgang (Hg.): Das 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1815-1918, München 1997, S. 306-312, hier: S. 308. <sup>667</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 230.

666

665

135

„In der Debatte über die Frauenrechte wurden auch einige Fragen angeschnitten, die die ungleichen Rechte der Frauen in der Ehe betrafen und in Gegenwart von Damen ziemlich verfänglich waren.“ <sup>668</sup>

Und 1895 war beispielsweise im Deutschen Adelsblatt von der Unvereinbarkeit von Emanzipation und Ritterlichkeit zu lesen, Ritterlichkeit setze einen schwächeren Partner voraus, somit stürbe sie bei aufkommender Gleichberechtigung aus<sup>669</sup>.

Ritterlichkeit, eine romantische Reminiszenz, eine Erinnerung an die Epoche der Ehrenritter: Sie ist nicht nur „feines Betragen gegen achtbare Frauen“ <sup>670</sup>, sondern Prinzip für ein faires und rücksichtsvolles Handeln, ja für die positiven Möglichkeiten menschlichen Tuns. Dies beinhaltet das Einhalten von Regeln, sowie Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Verständnis, Großmut, Hilfsbereitschaft und Güte.

Geprägt wurden diese Idealvorstellungen durch das erwähnte mittelalterliche (Ehren-) Rittertum. Sie sind somit als nichtkodifizierte ethische und moralische Wertvorstellungen zu betrachten<sup>671</sup>. Doch ist das nicht alles, kann es nicht sein. Gleichberechtigung<sup>672</sup> bedeutete unter anderem den bewußten Verzicht auf alle Arten von Ritterlichkeit im Sinne von Kavallerstum und Beschützerfunktion:

„Tatsächlich ließen Frauen, die Stärke und Autonomie zunehmend auch für sich selber beanspruchten, Männern immer weniger Spielraum, sich als ihre ‚natürlichen Beschützer‘ zu gerieren.“<sup>673</sup>

So weit sind wir noch lange nicht. Der Weg war beschwerlich, und das Duellverhalten hielt sich. Es paßte nun einmal in die dualistische

Tolstoi, Anna Karenina, S. 547. Frevert, Ehrenmänner, S. 231. <sup>670</sup> Karl Herzog zu Mecklenburg am 12. Juni 1828, zitiert bei: Anonymus, a.a.O., S. 71. <sup>671</sup> <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Ritterlichkeit&printable=yes>, zuletzt abgerufen 6. 11. 2005, 9.15 Uhr. <sup>672</sup> Schröder, Recht, S. 480.

669 668

136

Weltsicht von Patriarchen, die Männer und Frauen kämpferisch unterschieden<sup>674</sup> sowie deren spezifische Ehren mit all ihren Mitteln verteidigten.

Es gab in der Tat viel zu verteidigen.

### 3. Männertypische Ehre

Jener Konflikt, der Effi - schon durch den Titel des Romans zur Hauptfigur erklärt - zugrunde richtet, entfaltet sich auf dem Hintergrund ihrer tragischen Konstellation zu dem als Kontrastfigur konzipierten Baron von Innstetten. Sind in Effi selbst noch Widersprüche zwischen irrationalen Momenten eines schicksalhaften Lebensablaufes und gesellschaftlicher Bestimmung angelegt, wobei schicksalhaftes Selbstverständnis als Widerspruch zu gesellschaftlicher Bedingtheit dominiert, verkörpert Innstetten ein die Konvention festigendes Element des Ganzen, das man Gesellschaft nennt<sup>675</sup>.

Bevor Innstetten als Romanfigur in Erscheinung tritt, erfolgt seine Charakterisierung aus Effis Perspektive im Gespräch mit den Freundinnen. Sein Aussehen findet kaum einen Niederschlag in ihren Betrachtungen, sodass es dem Erzähler überlassen bleibt, ihn als schlank, brünett und von militärischer Haltung<sup>676</sup> zu kennzeichnen.

Bereits die Nennung seines Namens und seines Adelsstandes sowie die Reaktion der Freundinnen auf „Altertümlichkeit und Ungewöhnlichkeit“<sup>677</sup> dieses Namens: „[...] Und Geert? So heißt hier doch kein Mensch“<sup>678</sup> liefern ein Indiz für Innstettens Rolle innerhalb des Geschehens.

673 674

Frevert, Ehrenmänner, S. 231 Herrmann, Vaterliebe, S. 22 ff. 675 Hamann, a.a.O., S. 48. 676 Fontane, Effi Briest, S. 12. 677 Mittelman, a.a.O., S. 89. 678 Fontane, Effi Briest, S. 7.

137

Die Fremdartigkeit wird noch einmal betont, als der Ortsname Kessin wiederum Überraschung auslöst: „Was ist Kessin? Ich kenne hier kein Kessin“<sup>679</sup>. Die indirekte Nennung des Alters von Innstetten<sup>680</sup> legt eine zweite Komponente der Funktion Innstettens offen; da er beinahe Effis Mutter geheiratet hätte, mag es Effi nicht unwahrscheinlich anmuten, ihn in einer Vaterrolle zu akzeptieren, nicht zuletzt aufgrund einer fehlenden erotischen Verbundenheit. Ohne Zögern übernimmt Innstetten im Verlauf des Romans die Rolle eines gestrengen, erziehenden Vaters, dem nichts von der Güte des alten Briest anhaftet<sup>681</sup>. Innstetten ist zu Beginn des Romans 38 Jahre alt, so alt wie Effis Mutter. Er wird von dieser als ein „Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten“<sup>682</sup> beschrieben, steif und eher Beamter als liebender Gatte. Effi sagt einmal: „Er ist so lieb und gut gegen mich und so nachsichtig, aber... ich fürchte mich vor ihm.“<sup>683</sup> Er hat sich im Lauf der Jahre verändert, bei der Werbung um Effis Mutter war er noch „ein Zärtlichkeitsmensch und unterm Liebesstern geboren“<sup>684</sup>. Doch wichtig sind für ihn, eine Art Ministerialmaschine<sup>685</sup>, mittlerweile Pflicht und Karriere. Sein Tagesablauf ist geregelt, er steht früh auf, geht pünktlich zur Arbeit. Er muss Respektsperson sein. Von Zärtlichkeit und Liebe ist im Roman keine Rede, selten werden gemeinsame Stunden geschildert. Es wird dem Leser bewusst, was Effi in ihrer Ehe vermisst:

„Er hatte das Gefühl, Effi zu lieben, und das gute Gewissen, dass es so sei, ließ ihn von besonderen Anstrengungen absehen. Es war fast zur Regel geworden, dass er sich, wenn Friedrich die Lampe brachte, aus seiner Frau Zimmer in sein eigenes zurückzog. , Ich habe da noch eine verzwickte Geschichte zu erledigen.' Und damit ging er.“<sup>686</sup>

679 680

Fontane, Effi Briest, S. 8. Fontane, Effi Briest, S. 7. 681 Hamann, a.a.O., S. 48. 682 Fontane, Effi Briest, S. 12. 683 Fontane, Effi Briest, S. 27. 684 Fontane, Effi Briest, S. 102. 685 So, in ähnlichem Zusammenhang, Tolstoi, Anna Karenina, S. 505. 686 Fontane, Effi Briest, S. 85.

138

Liebe, Erotik gar, findet sich nicht, höchstens etwas müde „Zärtlichkeiten, die sich Effi gefallen ließ“<sup>687</sup>.

Auch Effis Vater fällt auf, dass Innstetten sie nicht besucht, als sie lange bei ihren Eltern ist, Effi verteidigt ihren Mann, sagt ihm aber, zumal er sie wie einen eroberten Besitz behandelt, um den er sich nicht mehr zu sorgen braucht:

„Ja, Geert, wenn du nur ein bißchen Sehnsucht gehabt hättest, so hättest du mich nicht sechs Wochen mutterwindallein in Hohen-Cremmen sitzen lassen wie eine Witwe [...].“<sup>688</sup>

Ähnliche Vorwürfe hörten wir von Tolstoi, als er die über Jahre hinweg lieblos behandelte Anna Karenina über ihren Gatten klagend ließ Ehefrauen generell trifft?

. Ob dieses Los

Innstettens Motto scheint eigentlich von Anfang an zu sein: „Ich habe keine Wahl. Ich muß.“<sup>690</sup> So stellt er Bismarcks Einladungen über die Einsamkeit seiner Frau, die sich nachts allein im Spukhaus ängstigt:

„[...] meine liebe Effi, ich lasse dich ja nicht allein aus Rücksichtslosigkeit oder Laune, sondern weil es so sein muß; ich habe keine Wahl, ich bin ein Mann im Dienst, ich kann zum Fürsten oder auch zur Fürstin nicht sagen: Durchlaucht, ich kann nicht kommen, meine Frau ist so allein, oder meine Frau fürchtet sich.“<sup>691</sup>

Innstettens Steifheit mildert sich erst, als er den Karrieresprung nach Berlin geschafft hat, er wird menschlicher und versucht, auf das gezwungenermaßen einsame Leben in Kessin ein gesellschaftlich angeregteres folgen zu lassen, um sich und vor allem ihr einen Gefallen zu tun. In Berlin hat er einen Freund, Wüllersdorf, mit dem er seinen größten Konflikt diskutieren wird.

687 688

Ebda. Fontane, Effi Briest, S. 121. 689 Tolstoi, Anna Karenina, S. 411. 690 Fontane, Effi Briest, S. 199. 691 Fontane, Effi Briest, S. 64.

139

War dieser Mann, den die junge Effi selbst nicht wegen seines Alters kritisiert<sup>692</sup>, schlichtweg zu alt für Effi? Walter Müller-Seidel<sup>693</sup> macht deutlich, dass Effis Jugendlichkeit in diesem Roman nicht allein eine Frage des Alters an Jahren bedeutet; so vertritt der Landrat als der Ältere an Jahren auch eine andere Gesellschaftsordnung, die er schließlich selbst für überholt hält, sich ihr aber trotzdem bis zum bitteren Ende verpflichtet fühlt, denn sogar in jungen Jahren war seine Unterwerfung unter dieses System bedingungslos, was durch die Erzählungen von Crampas deutlich wird<sup>694</sup>.

Neben Fremdartigkeit und dem seinem physischen und psychischen Alter entsprechenden Rollenverständnis findet der dritte Aspekt seines Seins Erwähnung durch Effi:

„[...] und es heißt, Bismarck halte große Stücke von ihm und auch der Kaiser“<sup>695</sup>, „ein Mann von Prinzipien, ein Mann von Charakter“.<sup>696</sup>

Dem Gebot des Herzens folgt Innstetten nicht. Mag sein Verhalten den Spukängsten Effis gegenüber zunächst noch aus Effis subjektiver Betrachtungsweise als harter Charakterzug gedeutet werden, so legt sich diese Härte durch eine weit distanziertere Einstellung der Frau des Ministers, an die Effi appelliert hat, um ein Wiedersehen mit ihrer Tochter Annie herbeizuführen, offen dar.

Innstetten ist ein Mann, „[...] der nicht nach Stimmungen und Laune, sondern nach Grundsätzen handelt und diese fallen zu lassen oder auch nur momentan aufzugeben, wird ihm hart ankommen. Läg' es nicht so ,

692 693

Fontane, Effi Briest, S. 26. Müller-Seidel, a.a.O., S. 120 f. 694 Fontane, Effi Briest, S. 108. 695 Fontane, Effi Briest, S. 8. 696 Fontane, Effi Briest, S. 26.

140

so wäre seine Handlungs- und Erziehungsweise längst eine andere gewesen. Das, was hart für Ihr Herz ist, hält er für richtig.“<sup>697</sup>

Die hier umschriebene Härte - „Und ein weicher Charakter ist doch besser als ein harter“<sup>698</sup>, stand schon vorausweisend zu lesen - findet ihre konkrete Darstellung in der Begegnung Effis mit Annie, der „langsam beigebracht“ worden war, dass sie „keine Mutter mehr hat“<sup>699</sup>, und die der Vater zu einer Marionette abgerichtet hat<sup>700</sup>.

Karl Richter sieht in der Härte Innstettens mehr als nur einen Charakterzug, er versteht sie als Ausdruck von Gehorsam gegen die Gesellschaft und als Konsequenz seiner Gesellschaftsgebundenheit<sup>701</sup>. Dies zeigt sich nach dem verhängnisvollen Fund der

ominösen Briefe, in denen das Eigentliche in Effis Verhältnis zu Crampas zutage tritt, das, wie die Mutter sagt, beim Herzausschütten doch zurückbleibt<sup>702</sup>. Baron von Innstetten fand wie bekannt die Jahre zurückliegende vertrauliche Korrespondenz zwischen Crampas und Effi und sah, nicht ganz nebenbei bemerkt, kurz darauf sein Töchterchen Anni „aufmerksam“ an<sup>703</sup>. Ob er Zweifel an seiner Vaterschaft hatte? Diese wären in einer patriarchalen Gesellschaft normal. „Die Gattung Mannmensch läßt sich ihre Heimatgefühle von der eigenen Urangst vermitteln: Werde ich je aufrichtig geliebt von einer Frau? Kann ich je der Treue einer geliebten Frau sicher sein?“<sup>704</sup>

Rousseau hatte gefragt, ob es etwas Schrecklicheres auf Erden gebe als einen unglücklichen Vater, der, weil er kein Vertrauen mehr in

Fontane, Effi Briest, S. 229. Fontane, Effi Briest, S. 59. 699 Fontane, Effi Briest, S. 207. 700 Fontane, Effi Briest, S. 231 f.

701 Richter, Karl: Resignation. Eine Studie zum Werk Theodor Fontanes, StuttgartBerlin-Köln-Mainz 1966, S. 45. 702

Fontane, Effi Briest, S. 181. 703 Fontane, Effi Briest, S. 195. 704 Herrmann, Begehren, S. 147.

698 697

141

seine Frau hat, es nicht mehr wage, sich seinen Gefühlen hinzugeben, zumal er vielleicht das Kind eines anderen küsse, das Unterpfand seiner Entehrung<sup>705</sup>. Horst Herrmann: „Gibt es wirklich nichts Schrecklicheres auf Erden als unglückliche Männer, die an der Treue ihrer Frauen zweifeln und Angst davor haben, dass sie ein fremdes Kind küssen müssen oder dass irgendein unechtes Kind ihren Besitz erbt? Ich halte die Frage selbst für den Skandal. Aber in einer Männerwelt wirkt sie keineswegs skandalös. Sie drückt Urängste aus.“ <sup>706</sup>

Auch in Tolstois Anna Karenina scheint der betrogene Ehemann sich über sein Verhältnis zu seinem Sohn Gedanken gemacht zu haben<sup>707</sup>, bevor er sich über seine „demütigende“<sup>708</sup> Lage und seine Stellung zum Thema Ehebruch, Ehre und Duell klar zu werden versucht:

„Ihre und ihres Sohnes Zukunft - ihm gegenüber hatten sich seine Gefühle ebenso verändert - beschäftigten ihn nicht mehr. Das einzige, was ihn noch interessierte, war die Frage, wie er auf die beste, geschickteste, bequemste und daher auch gerechteste Weise diesen Schmutz abschütteln konnte, mit dem sie ihn durch ihren Fall befleckt hatte, und wie er dann seinen nutzbringenden Weg als Ehrenmann fortsetzen konnte. - Ich kann, weil ein verächtliches Frauenzimmer ein Verbrechen begangen hat, nicht unglücklich sein. Ich muß nur versuchen, den besten Ausweg aus dieser schwierigen Situation zu finden, in die sie mich hineingezogen hat [...] Ich bin nicht der erste, dem so etwas widerfährt, und ich werde auch nicht der letzte sein [...] Ich habe in der Untreue nie etwas anderes gesehen als ein Unglück [...] Das ist ein Unglück, das jeden treffen kann, beschwichtigte er sich, und jetzt hat es eben mich getroffen. Man muß sich bloß geschickt aus der Affäre ziehen - und er untersuchte in Gedanken die Methoden, die

<sup>705</sup>

Rousseau, a.a.O., S. 390. Herrmann, Begehren, S. 147 f. 707 Tolstoi, Anna Karenina, S. 550 nennt eigens Karenins Zweifel an seiner Vaterschaft. 708 Ebda.

706

142

die andern in seiner Lage angewandt hatten [...] Er konnte nicht ohne Schrecken an eine auf ihn gerichtete Pistole denken und hatte nie in seinem Leben eine Waffe in die Hand genommen.“ <sup>709</sup>

Ein solcher oder ein ähnlicher Hinweis findet sich bei Fontane nicht. Innstetten hat zwar Bedenken, ein Duell zu fordern, doch von Angst ist bei ihm keine Rede. Während Innstetten nun aber ihre Untreue entdeckt, ist Effi zur Kur in Bad Ems: „Äußerst kunstvoll kontrastiert Fontane dem Eintreffen der Hiobsbotschaft eine Erholungsidylle, die der Leser aber alsbald als gefährdet durchschaut. Eine Summe von Hinweisen stellt das angebotene Tableau gesellschaftlicher Ordentlichkeit in Frage; die harmlose Plauderei des Kurortes präludiert Tragik und Bedeutung des Kommenden.“<sup>710</sup>

Hinter der gestellten Kulisse des kleinen Gesprächs zwischen Effi und der Gräfin Zwicker in Ems spuken praktisch alle Inhalte des Romans. In diffizilen Konfigurationen deutet Fontane den Sachverhalt an. Beschworen wird in einer Episodenhandlung nochmals Effis Dilemma, aus dem sie nicht ausbrechen kann. Der Brief aus Hohen-Cremmen und die Verurteilung durch die Mutter zerstört nicht nur ein Frühstücksgespräch, sondern stellvertretend Effis Existenz<sup>711</sup>. Was sich in der Episode angedeutet hat, erklärt sich nun genauer. Die Frau Geheimrätin in Zwicker verkörpert Anschauungen und Vorurteile der Gesellschaft und formuliert sie

auch. Ihre Vermutungen bestätigen sich; aber obwohl sie ihr Mitleid mit Effi betont, gelingt ihr kein unmittelbarer Zugang zum Geschehen, weder pro noch kontra. Von einer individuellen Schuld kann nicht gesprochen werden (die Geheimrätin verurteilt den „Duellunsinn“712), sondern es zeigt sich die Befangenheit des Einzelnen in

709 710

Tolstoi, Anna Karenina, S. 393 f. Frei, a.a.O., S. 128. 711 Frei, a.a.O., S. 128 f., auch zum folgenden. 712 Fontane, Effi Briest, S. 218.

143

überkommenen Konventionen. Mitleid, Anteilnahme und Interesse entlarven sich als Neugierde; es geht um neuen Stoff für die Konversation. Ganz ähnlich ist die Entscheidung der Eltern vorbestimmt, Effi eine Rückkehr nach Hause zu verweigern. Bereits im ersten Brief nach Ems betont die Mutter, es handle sich darum, „vor aller Welt“ eine „Verurteilung“ auszusprechen713. Auch nach der Rückkehr Effis ins Elternhaus wird sich die Perspektive nur scheinbar ändern. Im Bemühen um Effis Gesundheit reproduzieren sich die beschriebenen Motive der Geheimrätin, insbesondere „[...] die Mama, die nach Frauenart nicht ganz abgeneigt war, die ganze Sache, so schmerzlich sie blieb, als einen interessanten Fall anzusehen, wetteiferte mit ihrem Manne in Liebes- und Aufmerksamkeitsbezeugungen“714. Doch die Idylle des Romananfangs läßt sich nicht wiederholen, das Vorgefallene nicht wegdisputieren, ja in diesem Kreis nicht einmal bewältigen715.

Das Auffinden der Briefe in Effis Nähtisch in der Berliner Wohnung sechs Jahre nach dem Geschehen - hat, ein deus-ex-machina-Vorgang? - zu zahlreichen Stellungnahmen in der Fachliteratur geführt716. Fontane sah diese Befremden ausdrückenden Reaktionen voraus, indem er die Geheimrätin Zwicker fragen läßt: „Wozu gibt es Öfen und Kamine?“ 717

Ingrid Mittenzwei hält die Kritik des Autors an sich selbst nicht für die zuständige Instanz, sondern sie empfindet diese Briefe als ein Medium, menschliche Beziehungen im Dialog zu thematisieren718. Und damit sind die Voraussetzungen für das Gespräch mit Wüllersdorf geschaffen, in dem Innstetten die theoretischen Grundlagen für seine Kapitulation

Fontane, Effi Briest, S. 215. Fontane, Effi Briest, S. 235. 715 Frei, a.a.O., S. 129. 716 Hamann, a.a.O., S. 50. 717 Fontane, Effi Briest, S. 218. 718 Mittenzwei, Ingrid: Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen, Bad Homburg-Berlin-Zürich 1970 , S. 143 f.

714

713

144

vor der Gesellschaft entwickelt und das Conrad Wandrey für die größte Sprechszene des deutschen Romans 719 hielt.

Es kommt nicht - wie vielleicht noch zu erwarten gewesen wäre - zu einer privaten Aussprache zwischen Innstetten und Effi, sondern zu einem öffentlichen Dialog mit Wüllersdorf. Ohne dem Privaten eine Chance zu gewähren, wird gesellschaftliche Ordnung als Maß aller Dinge zum Richter über private Konflikte berufen - trotz einer zugegebenen Ahnung vom Ablauf der Dinge, wie sie die Pflicht als Ehemann verlangt hätte: „Ich mußte die Briefe verbrennen, und die Welt durfte nie davon erfahren.“ 720.

Doch die Welt erfährt davon: Innstetten schrieb einen Zettel an Wüllersdorf und gab damit das Spiel aus der Hand721. Vorwürfe, sich nicht beherrscht, nicht in Ordnung gehalten zu haben, formulierte er, löschte sie allerdings gleichzeitig mit der Entschuldigung einer zu plötzlichen und harten Konfrontation mit der Tatsache des Ehebruchs aus722.

In dem Gespräch mit Wüllersdorf kommt zum Ausdruck, dass dieser Ehemann nicht von unmittelbaren, konkreten Interessen geleitet wird, sondern von einer formalen Ethik, die andere Menschen vernichtet und am Ende gar zur bewussten Selbstzerstörung führt.

Der Baron kann nicht von seiner Ehre lassen, genauer: von dem Begriff, den er von dieser hat.

Ute Frevert: „Ebenso wie die auf sexuelle Treue bzw. Enthaltbarkeit rekurrende Ehre ausschließlich das weibliche Geschlecht in die Pflicht nahm, bezog sich der auf Stärke, Mut und Todesverachtung setzende Ehrbegriff exklusiv auf Männer.“

Wandrey, Conrad: Theodor Fontane, München 1919, S. 285. Fontane, Effi Briest, S. 205. 721 Fontane, Effi Briest, S. 199. 722 Fontane, Effi Briest, S. 198 f.

Mut, oft sogar als Tugend angesehen, von Schopenhauer im Zusammenhang mit dem männlichen Ehrenkodex als „bloße Unteroffizierstugend“ angesprochen<sup>724</sup>, bezeichnet die Fähigkeit und das Selbstvertrauen, bereitwillig etwas zu wagen, vor dem ein Mensch für gewöhnlich Angst hat<sup>725</sup>. Dabei muß es sich nicht zwingend um eine wirkliche Gefahr handeln. Ähnliches umschreibt Kühnheit.

Tapferkeit betont demgegenüber eher die Charakterstärke, unter widrigen Umständen auszuhalten. Sie benennt die menschliche Fähigkeit, als Individuum oder als Gruppe Gleichgesinnter einer schwierigen bis ausweglosen Situation entgegenzutreten und sie zu bestehen; meist mit der Überzeugung, für etwas Übergeordnetes zu kämpfen. Tapferkeit zeigt sich in dem Willen, ohne Garantie für die eigene Unversehrtheit einen Konflikt durchzustehen - mit der Motivation, gegen alle Wahrscheinlichkeit den Sieg - und damit Ehre - zu erringen.

Standhaftigkeit steht in einem ähnlichem Kontext. Sie bezeichnet den Willen, sich in aussichtslos erscheinenden Situationen zu behaupten. Anders jedoch als der Mut hat die Standhaftigkeit ihre Wurzel in der Gewohnheit, mit der ein Mensch einer Gefahr gegenübertritt<sup>726</sup>. Die konkreten Zuschreibungen und Aberkennungen von Mut, Tapferkeit und Standfestigkeit unterliegen fast immer dem jeweiligen Zeitgeist<sup>727</sup> und können auch ein „Tummelplatz von Vorurteilen“ sein.

Ein Mann, wollte er diesen Namen verdienen, hatte jedenfalls stark und tapfer zu sein oder zumindest zu erscheinen. Diese am Kampfesverhalten orientierten Kriterien waren Voraussetzung für seine Ehre. Zeigte ein Mann Schwäche oder verhielt er sich gar feige, galt er als ehrlos. Um sich in der eigenen Gesellschaft zu profilieren und als richtiger

Frevert, Mann, S. 215. Schopenhauer, a. a. O., S. 378. <sup>725</sup> [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Mut\\_%28Tugend%29&printable=yes](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Mut_%28Tugend%29&printable=yes); zuletzt abgerufen 2. 11. 2005, 22. 45 Uhr. <sup>726</sup>

<http://de.wikipedia.org/wiki/Tapferkeit>, zuletzt abgerufen 4.11.2005, 16.35 Uhr. <sup>727</sup> Vgl. zum „Rückzug“ der Ehre aus dem ritterlichen Kontext und dem Bedeutungswandel von Tapferkeit: Guttandin, a. a. O., S. 149.

Mann dazustehen, mußten Mutproben und Kämpfe bestanden werden. Diese zeigten, um wen es sich handelte: um einen Ehrenmann.

„In Gesellschaften, die auf die Unterscheidung von Männlichem und Weiblichem großen Wert legten, bedurfte es klarer Kennzeichen dafür, was als weiblich und was als männlich zu gelten hatte.“<sup>728</sup>

Wie erwähnt bestand die Rolle der Frau schlicht im Hausfrauendasein und in der Mutterschaft. Bei Männern war die Kennzeichnung ihrer Rolle komplizierter. Sie benötigten andere Formen zur Identifizierung<sup>729</sup>. Damit gewann der Zweikampf eine besondere Position in der patriarchalen Gesellschaft. Damit ein Mann sich als solcher beweisen konnte, trat er mit anderen Männern in Form von Ehrenduellen oder Messuren in „kämpferische Konkurrenz“<sup>730</sup>. Ehre und Kampf gehören nun einmal in einer Männergesellschaft zusammen.

Ebenso wie eine entehrte Frau ihre Ehre nicht wiederherstellen konnte, hatte ein Feigling seine Chancen in der Gesellschaft verspielt<sup>731</sup>. Doch mit Hilfe des Duellrituals war es ihm, im Gegensatz zu einer Frau, möglich, seine verlorene Ehre wiederherzustellen. Demonstrierte er seinen Mut und trat dem Tod entgegen, konnte er seine Ehre in der Gesellschaft wiedererlangen.

„Schließlich war das Duell von Anfang bis Ende eine Sache unter Männern, bei der nicht die weibliche, sondern die männliche Ehre

in Frage stand. Wenn sich Männer duellierten und zuweilen zu Tode brachten, gaben Frauen höchstens den Anlaß dazu, waren aber keineswegs Verursacherinnen.“732

Frevert, Mann, S. 215. So die Argumentation von Gilmore, David D.: Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder, München 1991, passim. Hier auch diverse ethnologische Beispiele für kampfbetonte männliche Identifizierungspraktiken. 730 Frevert, Mann, S. 215. 731 Welcker, Carl: Geschlechtsverhältnisse, in: Staats-Lexikon, Bd. 6, 1838, S. 641. 732 Frevert, Mann, S. 218. 729

728

147

Galt ein Mann als Ehrenmann, so gründete diese Einschätzung auf der Zustimmung seiner Standesmitglieder, „an ständischer Kommunikation teilnehmen zu können“733 und deren Regeln entsprechend zu handeln. Dazu gehörte es nicht zuletzt, bestimmte Symbole zu verstehen, die in dieser gesellschaftlichen Gruppe als Beleidigung gewertet wurden.

Ein Ehrenmann wußte nun einmal, welches Symbol dokumentierte, „dass der Beleidigte den Akt der Beleidigung dem Verständnis der Gruppe gemäß auch als einen solchen auffaßt“734. Die Zugehörigkeit zu einer abgegrenzten gesellschaftlichen Gruppe verstärkte sich durch sofortiges Verstehen eines bestimmten Symbols735. Ein Symbol verlangte nach einer Antwort.

„Dass Ehre, Duell und Männlichkeit eng zusammengehörten, war für den badischen Liberalen Carl Welcker eine ausgemachte Sache. Männliche Ehre bewies sich seiner Meinung nach in einer ‚mutvollen Gesinnung und Tüchtigkeit zu ihrer Verteidigung‘, und da jene Gesinnung im Duell ihren feierlichsten und erhabensten Ausdruck fand, erachtete er es als ‚für die Ausbildung von Ehre und Männlichkeit förderlich.“736

Ehre und Männlichkeit, diese Ehre und diese Männlichkeit gehörten untrennbar zusammen. Ein Mann von Ehre nahm folgerichtig in seiner als elitär betrachteten Gruppe einen Ehrenplatz ein. Er mußte danach trachten, von der gesamten Gesellschaft ebenso bewertet zu werden:

„Eben um diesen Ehrenplatz aber ging es im Leben von Männern, die sich aus der Masse emporheben und eine besondere, allseits anerkannte Rolle spielen wollten.“737

Die Mitglieder einer sich als satisfaktionsfähig deutenden Gesellschaft waren dazu gezwungen, regelkonform zu handeln. Sie durften auf  
733 734

Guttandin, a.a.O., S. 262. Guttandin, a.a.O., S. 258. 735 Luhmann, a.a.O., S. 96 f. 736 Frevert, Ehrenmänner, S. 217 f. 737 Frevert, Ehrenmänner, S. 216.

148

keinen Fall eine Verletzung der Umgangsformen dulden oder gar eine Beleidigung einfach ignorieren. Sie mußten eine solche Verletzung als eine Herausforderung betrachten, der es sich als Mann und Gruppenmitglied zu stellen galt738:

„Das Duell ist eine Zeremonie, in dem die Duellanten letztlich für den Bestand des Normensystems der Gruppe kämpfen.“739

Das Handeln für eine höhere Instanz bedeutet eine Anerkennung bestimmter Werte, die ein Mann als höher einschätzt als sich selbst. Pierre Bourdieu verweist auf heilige Dinge, für die es sich lohnt, sein Leben zu riskieren. Nur für eine Person, die Heiliges anerkennt, hat Ehre eine Bedeutung740.

Das Zeitalter der Industrialisierung hatte allerdings seine spezifischen Schwierigkeiten:

„Die wachsende Einförmigkeit und Standardisierung industrieller Produktion, die sich von körperbetonter Virilität immer deutlicher distanzierende Technik, die Erfahrung der ‚Vermassung‘ und Entindividualisierung in den schnell wachsenden Großstädten - all das trug dazu bei, dass Männer sich ihrer Männlichkeit nicht mehr sicher waren. Selbst der Krieg, jene zutiefst männliche Situation, bot offensichtlich nicht unbedingt die Gewähr, die gefährdete Männlichkeit zu stabilisieren.“741



Übte das Verhalten im Duell, eine historische, romantisch verklärte Erinnerung an die sogenannte Ritterzeit, hier eine spezifische Ersatzfunktion aus?

Der Soziologe Friedhelm Guttandin meint: „Solange sich Männer noch duellierten, blieben sie wahre Männer, die ihrem Geschlecht Ehre  
738 739

Guttandin, a.a.O., S. 265. Guttandin, a.a.O., S. 282. 740 Bourdieu, Entwurf, S. 35.

149

machten und zeigten, dass sie in einer geschlechterdualistisch konzipierten Welt auf der richtigen, Macht und Autonomie verkörpernden Seite standen.“ 742

Duell und Minne, Männer zwischen Liebe und Lebensgefahr, so wollten sie selbst es sehen. Liebe und Tod stehen im männlichen Denken eng beieinander. Manche Beschreibungen von Besetzungen und Schlachten lesen sich wie Ausschnitte aus erotischer Literatur. Kanonen und Raketen dienen als Phallussymbol, sie ragen empor wie männliche Geschlechtsteile. Aber auch der Penis dient als Instrument. Ist er geschwächt, kraftlos, ohne Potenz, wird er zu einem „gräßlich scharfen Richtschwert“ 743.

„Was den Mann von der Frau unterscheidet, ist zur Dauererektion hochstilisiert, und die ist nochmals verstärkt und gesichert: Sie ist Metall geworden. Keine Frau kann es mehr wagen, Zweifel an der Potenz des Trägers zu haben. Die Ritter-,Kultur lebte von solchen Schwertmythen.“ 744

Im Deutschen ist eine Scheide sowohl das Geschlechtsteil der Frau, in das der Penis eingeführt wird, als auch das Behältnis, in das ein Schwert gesteckt wird. Horst Herrmann fragt, ob die Lust beim Kämpfen und Töten etwa identisch sei mit der beim Lieben. Falls aber die Lust ein und dieselbe ist, könnte da nicht auch die Angst vor dem Feind der Angst vor dem anderen Geschlecht ähneln?

„Geschlechtsverkehr ist Kampf, und Krieg ist Geschlechtsverkehr. Männer lieben nicht die Liebe; die käme ihrer Niederlage gleich. Sie sind auf den Sieg aus: War ich gut? War ich besser? Bin ich der erste, der Beste? Oder nur der erstbeste?“ 745

Frevert, Ehrenmänner, S. 216. Frevert, Ehrenmänner, S. 216. 743 Hatebur, Norbert: Antikes Patriarchat und Frauenfeindlichkeit. Entwurf einer nicht-patriarchalen Kultursoziologie, Münster 1987, S. 28. 744 Herrmann, Begehren, S. 28. 745 Herrmann, Begehren, S. 28.

742

741

150

Wer wollte bestreiten, dass das Denken, Fühlen, Handeln vieler Männer nach solchen Kriterien zu beurteilen ist?

### 3.1 Die patronome Basis

Kein Mann, der in patriarchalen Gesellschaften (und welche wären das nicht?) sozialisiert worden ist, kann die autoritäre Persönlichkeit einfach schnell und folgenlos ablegen. Sie ist in seinen Vater-Generationen verankert. Hinter der autoritären Persönlichkeit steht ein System, das (gewaltbereite) Autorität sanktioniert und deren Ausübung belohnt. Horst Herrmann nennt es patrotrop (vaterbezogen)746.

Auch die Zusammenhänge zwischen Ehre und Kampf, die Definitionszwänge gegenüber fraulichem Verhalten, die Duelle in einer satisfaktionsfähigen Gesellschaft können gleichsam gemeinsam und „auf einmal“ erklärt werden, wenn sich das sie umgebende und stützende patrotrope Denk- und Handlungssystem erschließt. Diese patronome Basis stelle ich im folgenden dar.

Patriarchat heißt bekanntlich nicht nur Männerherrschaft, sondern Herrschaft der Väter. Das ist mehr. Und um präziser als üblich fassen zu können, was Vatergewalt (-gesellschaft) meint, wurde der Begriff Patronomie eingeführt747. Als Wort im Sinn von väterlicher Gewalt ist die Patronomie, die sich von patèr (Vater) und nómos (Gesetzesordnung) herleitet, schon der griechischen Antike bekannt.

Als wissenschaftliche Benennung hat Patronomie ihre Berechtigung im Rahmen einer eigenen Theorie und der darin erfolgenden  
746 747

Herrmann, Vaterliebe, S. 11. Herrmann, Vaterliebe, S. 18.

151

Bestimmung. Dann ermöglicht der Begriff „mit die Formulierung des Gegenstandes und des Ziels des Erkenntnisinteresses - und ist eine der Voraussetzungen des Erkenntnisprozesses selbst“<sup>748</sup>. Die in dieser Arbeit vorgestellten Zeiten waren geprägt von einer sich ständig aktualisierenden Überlieferung siegreicher Patronomien, die in verselbständigten Institutionen (Ehe, Familie, Schule, Kirche, Staat) wirksam wurden. Die Epochen patronomer Vergangenheit existieren allerdings nicht nur für sich. Patronomien sind mächtig, ihre Zeit auch noch fortauern zu lassen, nachdem diese bereits um ist. Der Kreislauf der Gewalt läßt sich mit Hilfe einer neuen Reihe von Vater-Kindern von Generation zu Generation fortzeugen. Als dominant kann sich immer und ausschließlich die Gewalt bestätigen. Bis heute und wohl noch weit in die Zukunft hinein. Patronomie hebt sich zum einen von jener Männergewalt ab, die als Gewalt gegen Frauen die feministische Literatur prägt. Zum anderen meint Patronomie nicht nur körperliche Gewalt. Sie ist strukturell. Patronomie ist Leitwort für die Definitionsmacht, die vor dem Patriarchat als solchem steht. Auch der Begriff Patriarchat ist nur Folge, Ergebnis jener ersten Definitionsmacht, die allen Nicht Vätern zu denken und zu fühlen gegeben hat, dass Väter - und nur die - am Anfang stehen (arché). Diese Definitionsmacht geht dem Begriff voraus. In der Definition wird, typisch patronom, mit der Gewalt einer Vater-Logik freies Land besetzt, ab-, aus-, ent- und begrenzt, bis der abgegrenzte Begriffsbezirk für alle dieser Definitionsmacht Unterworfenen definitiv feststeht<sup>749</sup>.

Definitionsmacht schaltet Ordnungswillen und Ordnungskraft in natürliche Prozesse ein. Sie ist eine doppelt interessengelenkte Gewalt des Kopfes. Definitionsmacht setzt Gewalt des Blickes (Über-Sicht) über die niederzuwerfende Wirklichkeit voraus. Der Mächtige ist der von oben her Beobachtende, dessen fiktives Auge  
748

Ebda.

152

die Perspektiven lenkt - und sich damit selbst zum Mittelpunkt der geschauten Welt macht<sup>750</sup>.

Helene Lange, die Vorkämpferin: „Es ist ein Stück naiver männlicher Eitelkeit, ihre Welt für die beste der Welten, für die einzig mögliche Welt zu halten. Frauen, die daran zu rütteln wagen, die insbesondere die Herrenstellung und Herrenmoral des Mannes anzugreifen wagen, erscheinen ihm als persönliche Feinde. Das Odium muß jede Frau auf sich nehmen, die jene zwingende Verpflichtung fühlt, aus der Welt des Hasses, des Krieges aller gegen alle, der Zerstörung, eine Welt zu machen, in die die Frau ihre Güter trägt: der Liebe, der Achtung vor dem Seelischen, der Pflege und Schonung des einzelnen Lebens.“<sup>751</sup> Patronome Definitionsmacht verlangt, dass sie akzeptiert wird. Dass es sich dabei um sehr einfache Muster handelt, spricht für stärkste Prägung. Einfachste Strukturen - wie „oben und unten“ sind noch in der mittlerweile komplex gewordenen Gesellschaft am mächtigsten:

„Die patronome Ordnung wirkt logisch unangreifbar. Doch besagt solche Ordnung notwendig, dass es differenzierte Ränge und Klassen geben muß, der Vatermacht der Definition und nicht etwa einer Natur entstammen.“<sup>752</sup>

Erkenntnis ist nicht das Privileg reiner Geister. Sie ist ein Berufsgeheimnis von besonders tüchtigen Inhabern bestimmter Rollen<sup>753</sup>. Von Inhaberinnen ist keine Rede. Der Schritt vom Weiblichen zum Männlichen geschieht in diesem geschlossenen Denken durch „Erlösung vom chaotischen Innern zum worthaften Kosmos“<sup>754</sup>.

Herrmann, Vaterliebe, S. 22. Herrmann, Vaterliebe, S. 22 f. <sup>751</sup> Lange, a.a.O., S. 264. <sup>752</sup> Herrmann, Vaterliebe, S. 32. <sup>753</sup> Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie, München 1963, S. 378 f. <sup>754</sup> Blüher, Hans: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft, Stuttgart 1962, S. 263. Vgl. Theweleit, Klaus: Männerphantasien. II Männerkörper. Zur Psychoanalyse des weißen Terrors, Reinbek 1982, S. 440.  
750 749

153

Freilich sind solche Werte nicht ungefährdet. Doch haben sie bisher noch immer gesiegt:

„Auf dem Schlachtfeld der Bezeichnungen und der Klassifikationssysteme nehmen die Unterworfenen ständig von oben gelenkte Ordnungsakte vor. Sie sind angewiesen, den sozialen Raum ihrerseits in Klassen zu teilen und Positionen, Merkmale wie Individuen so zu werten, wie die Definitionsmacht anderer sie haben will. Indem sie Werte und Wertungen übernehmen, schließen sie sich selbst von der Definitionsmacht aus.“<sup>755</sup>

Das ist patronomes Erbe - und aktuelle Patronomie. Macht ist ohne fixierte wie flexibel nachgebesserte Relationen des Oben zum Unten nicht möglich. Körperliche Gewalt braucht sie neuerdings nicht mehr so häufig wie in der Sippe und Horde anzuwenden<sup>756</sup>. Und auch die Zeit der Duelle ist vorbei.

Doch muß diese Gesetzesordnung getreu internalisiert, d. h. im Gehorsam gegen die Väter angenommen und durchgehalten sein. Sie setzt eine Hierarchie von Werten, Gegenwerten und Unwerten durch. Das Beispiel Ehre steht für viele.

Patriarchen waren Eigentümer durch Verfügungs- und Entscheidungsmacht, durch Nutzung und Aneignung von Körper und Geist derer, die - wie Frauen und Kinder - als unfreie Personen galten<sup>757</sup>.

Herrmann, Vaterliebe, S. 23. Als Zeichen gesellschaftlicher Anerkennung und sozialer Macht verleiht das symbolische Kapital (P. Bourdieu) den Akteuren und den verschiedenen Klassen über eine bestimmte distinktive Sprache und andere Ausdrucksformen wie Kleidung, Stil und Verhalten, Prestige, Reputation, Ehrenzeichen, Privilegien und Positionen. Symbolisches Kapital kann nur dort erfolgreich eingesetzt werden, wo es auf dem Hintergrund eines gemeinsamen kulturellen Musters als überlegen erkannt und anerkannt wird. Als Beispiel symbolischen Kapitals, das als symbolische Gewalt genutzt wird, kann nach Bourdieu die männliche Herrschaft dienen. Es ist jene sanfte, für ihre Opfer unmerkliche Gewalt, die über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Anerkennens oder äußerstenfalls des Gefühls ausgeübt wird. So: [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Symbolisches\\_Kapital&printable=yes](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Symbolisches_Kapital&printable=yes); zuletzt abgerufen 4. 11. 2005, 19.20 Uhr. <sup>757</sup> Schröder, Hannelore: Feministische Gesellschaftstheorie, in: Pusch, Luise F. (Hg.): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, Frankfurt a. M. 1983, S. 469.

756 755

154

Patriarchen eigneten sich „die Hausarbeit, die personalen Dienste, die Produktion von Gebrauchswerten, den Lohn der Frau und vor allem die Produktion von Menschen selbst an“<sup>758</sup>.

Doch trotz der Definitionsmacht blieb die Urangst der Männer vor der Gefährdung durch die Frauen lebendig. Folgerichtig wurde die als Mutter gedeutete<sup>759</sup> - Natur mehr und mehr zu einem Kosmos gebändigt. Schließlich wurde sie durch stets von Männern (nicht von Menschen!) erfundene Werkzeuge (als Phallussymbole<sup>760</sup>) und Maschinen zu beherrschen gesucht. Aber nicht nur die Mutter Natur wurde unterworfen. Auch Frauen und ihre Körper wurden zu Objekten patronomer Wahrnehmung (Blick) und Bearbeitung (Wort) herabgedrückt<sup>761</sup>. Das Beispiel der fraulichen Ehre und deren Lokalisierung steht für andere.

Um ihrer Angst vor der Wirklichkeit (gerade auch der Frauen) wirksam zu begegnen, nahmen die Patriarchen eben jenes Instrument zu Hilfe, das ihnen Vorsprünge garantierte: Sie definierten um. Sie erfanden neue Werte. Sie interpretierten den Besitz- und Leistungsvorsprung der Frauen zunehmend als Nachteil, als Besitz von Minderem:

„Aus dieser Perversion gewannen sie herrschaftlichen Profit. Indem sie den eigenen Kopf verstärkt gegen den fremden Schoß und die fremde Brust ausspielten und ihn schließlich - als weiteren Akt von Natur-Beherrschung - definitiv über diese stellten, zogen sie einen entscheidenden Vorteil auf ihre Seite. Jetzt war die Patronomie in ihren Hauptüberzeugungen festgelegt.“<sup>762</sup>

Herrmann, Vaterliebe, S. 25. Mendel, Gérard: Die Revolte gegen den Vater. Eine Einführung in die Soziopschoanalyse, Frankfurt a. M. 1972, S. 73-85, 108 und 158. Vgl. Rosenberg, Alfons: Die Gestalt und Entstaltung des Vaters, in: Bitter, Wilhelm (Hg.): Vorträge über das Vaterproblem in Psychotherapie, Religion und Gesellschaft, Stuttgart 1954, S. 152. <sup>760</sup> Mendel, a.a.O., S. 93. <sup>761</sup> Herrmann, Vaterliebe, S. 28 f.

759

758

155

Die herrschaftsbetonte Platz-Anweisung aber ist „eine charakteristische Funktion und Leistung der als vater-mann-menschlich klassifizierten Ratio“ <sup>763</sup>.

Und die Frauen? Und ihre Ehre?

„Die definitiv eingeholten Mütter (und Töchter) kommen in diesem Regelsystem nur noch im Unten oder allenfalls am Rand des Oben vor. Ihnen steht der Platz des Gebärens neuer Kinder zu, die, von den Vätern anerkannt, eben den Vätern den normgerechten Verlauf des Paternisierungsprozesses gewährleisten.“<sup>764</sup>

Auf dieser Basis konnten patrotrope Gesellschaften und Institutionen begründet und stabilisiert werden. Eine von diesen Formen patronomer Organisation bildete die sogenannte satisfaktionsfähige Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, ein typisch patronomes Konstrukt im beschriebenen Sinn, das durch ein striktes Oben und Unten, durch ständige Ausgrenzungsvorgänge und besondere Perspektiven auf Frauen und deren spezifische Ehre charakterisiert war.

### 3.2 Das Konstrukt einer satisfaktionsfähigen Gesellschaft

Typisch für den seinen Prinzipien und einer unangezweifelt normativen Ordnung lebenden preußischen Bürokraten Innstetten ist seine Sprache, die sich von der anderer Figuren deutlich abhebt und durch lange (vierzig, fünfzig, sechzig Wörter und mehr) und sorgfältig konstruierte Sätze - häufig durchsetzt von Parenthesen - auszeichnet.

„Ich bin, und dabei bleibt es, von diesem Augenblick an ein Gegenstand Ihrer Teilnahme (schon nicht etwas sehr Angenehmes), und jedes Wort ,

762 763

Herrmann, Vaterliebe, S. 27. Herrmann, Vaterliebe, S. 33. 764 Ebda.

156

das Sie mich mit meiner Frau wechseln hören, unterliegt Ihrer Kontrolle, Sie mögen wollen oder nicht, und wenn meine Frau von Treue spricht oder, wie Frauen tun, über eine andere zu Gericht sitzt, so weiß ich nicht, wo ich mit meinen Blicken hin soll. Und ereignet sich gar, dass ich in irgendeiner ganz alltäglichen Beleidigungssache zum Guten rede, ‚weil ja der dolus fehle‘ oder so was ähnliches, so geht ein Lächeln über Ihr Gesicht oder es zuckt wenigstens darin, und in Ihrer Seele klingt es: ‚der gute Innstetten, er hat doch eine wahre Passion, alle Beleidigungen auf ihren Beleidigungsgehalt chemisch zu untersuchen, und das richtige Quantum Stickstoff findet er nie [...]‘“<sup>765</sup>

Innstettens Charaktereigenschaften entsprechen auch die als allgemeine Wahrheiten verkündeten Pauschalurteile zu bestimmten Problemstellungen des Lebens: „So sind alle Frauen“<sup>766</sup>, „[...] die Weiber schreien sofort nach einem Schutzmann, aber von Gesetz wollen sie nichts wissen“<sup>767</sup>, „[...] man muß in Ordnung sein und sich nicht zu fürchten brauchen“<sup>768</sup>

Nicht nur die ausgesprochene Vorliebe für Fremdwörter wie devotest, kapitaler Mensch, ramassierte Person, Renommisterei, eskamotieren, hasardiert, Fauxpas, Konzession, dolus<sup>769</sup>, sondern auch die als Hinweise auf seine standestypische Bildung<sup>770</sup> zu verstehenden literarischen, historischen, geographischen und auf sein Allgemeinwissen deutenden Anspielungen, die seine teilweise pathetisch klingende Rede bestimmen, bilden einen deutlichen Kontrast zu den ungezwungenen Satzkonstruktionen und der einfachen Wortwahl Effis<sup>771</sup>.

Fontane, Effi Briest, S. 200. Fontane, Effi Briest, S. 64. 767 Fontane, Effi Briest, S. 107. 768 Fontane, Effi Briest, S. 123. 769 Hierzu: Hamann, a.a.O., S. 89 f. 770 So Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 88-91 zu geschlechtsspezifischen Bildungsmotivationen. 771 Hamann, a.a.O., S. 89 f.

766

765

157

Phasen kindlichen Spiels und großer Erregung lassen Effis Sprache freilich außer Kontrolle geraten<sup>772</sup>, was sich in hastig gesprochenen Satzketten, Beschränkung auf wenige Verben sowie und-Verbindungen niederschlägt. Immer wieder schleichen sich bei ihr auch umgangssprachliche Wendungen wie alle Wetter, Stippvisite, Vaternörder, das Dalbrige ein<sup>773</sup>. Doch in der Zeit ihres Zusammenlebens mit Innstetten häufen sich die Fremdwörter in ihrer Sprache: degoutant, indezent, kompromittierend. Sie macht auch literarische Anspielungen<sup>774</sup>.

Das verstärkte Streben nach einem ihrem Stande angemessenen Sprachstil verläuft proportional zur zunehmenden Entfernung von einer unbeschwertten Ausgangslage und der Zuspitzung einer inneren und äußeren Krise. Die eigene Kontrolle über das, was gesellschaftlich vertretbar gesprochen werden darf, zwingt Effi zu einer verschlüsselten und versteckten Sprache und beraubt sie damit der Möglichkeit das auszusprechen, was sie wirklich meint, fühlt, denkt, will.

Und die dritte für die Handlung wichtige Person? Major Crampas? Eine bemerkenswerte Neigung, literarische Vorlagen den eigenen Streben nutzbar zu machen, mag eine Komponente Crampas'schen Sprachstils sein, eine weitere bildet die Inanspruchnahme von Sprichwörtern und Redensarten und desgleichen ein Hang zu sentenzhaften, geistreichen Wendungen zum Zwecke der Verkündung einer Lebensphilosophie, die gerade dadurch so unantastbar für kritische Anfechtungen wird<sup>775</sup>.

Fontane setzt hierin die Einsicht des Lesers in Bedeutungszusammenhänge voraus. Beispielsweise kann auch auf eine individuelle Gestaltung des Handlungsraumes Berlin verzichtet werden<sup>776</sup>, da die Nennung von Namen auf die damit verbundenen Assoziationen des eingeweihten Lesers abgestimmt ist.

772 773

Hamann, a.a.O., S. 90. Ebda. 774 Gilbert, a.a.O., S. 119, Anm. 189. 775 Hamann, a.a.O., S. 90. 776 Hamann, a.a.O., S. 36.

158

Peter Demetz nennt dies die Welt der richtigen Adresse: Erzähler und Leser sind über das gesellschaftliche Normensystem verständigt; sie kennen die Schichtungen, Abweichungen und Nuancen; es bedarf allein der Anspielung, nicht der ausdrücklichen Beschreibung der Lokalfarbe<sup>777</sup>.

Eine Zusatzfunktion dieser Beschreibung ist darin zu sehen, dass der Leser mit der stichwortartigen Fixierung des Hintergrundes ein zu der Zeit in Berlin anerkanntes gesellschaftliches Leben unter Hervorhebung bevorzugter Gesellschaftsereignisse verbindet, das in einem Hofball gipfelt, auf dem der alte Kaiser Wilhelm „[...] gnädige, huldvolle Worte an die schöne junge Frau, von der er schon gehört hatte“ <sup>778</sup>, richtet.

„Die Gesellschaft“ hat sich gefunden und etabliert. Vieler Worte bedarf es unter Eingeweihten nicht. Sapienti sat.

Was nicht oder nur anfanghaft vorhanden, doch dringend erwünscht war, mußte freilich hergestellt und stabilisiert werden.

„Die Organisation sozialer Gebilde nach den Normen eines Ehrenkodex ist nur in vom Umfang her begrenzten sozialen Kreisen, deren Mitglieder das Geschehen in diesen Kreisen überblicken können, praktikabel.“

779

Satisfaktion (lat.: satis = genug sowie facere = tun, machen, betreiben; Bedeutung etwa: „Zufriedenstellung“, „Genugtuung“) bedeutet „im adli-gen und hochbürgerlichen Verständnis des 19. Jahrhunderts, heute nur noch in bestimmten Zusammenhängen studentischen Lebens, die Löschung einer Beleidigung mit geeigneten Mitteln sowie die Verpflichtung, Genugtuung bei erfolgter Beleidigung einzufordern“ <sup>780</sup>.

777 778

Demetz, a.a.O., S. 117. Fontane, Effi Briest, S. 187. 779 Guttandin, a.a.O., S. 350. 780 <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Satisfaktion&printable=yes>; zuletzt abgerufen 29. 10. 2005, 23. 25 Uhr.

159

Der Begriff basiert auf einer im 19. Jahrhundert in Mitteleuropa wieder belebten Vorstellung: Innerhalb eines Standes von freien, waffentragenden Männern - „kein Stand legt so gesteigerte Berufspflichten auf als der unsrige; in keinem Verhältnis erscheint daher die Ehre in einer höheren Potenz als in dem unsrigen“ <sup>781</sup> - müssen Ehrenstreitigkeiten mit internen Mitteln (ohne übergreifende Autorität) gelöst werden, denn „die Ehre erträgt und duldet keinen Makel; sie begehrt daher eine ernste, strenge und aufmerksame Bewahrung, sowohl von Seiten des Individuums als der Standesgenossen“<sup>782</sup>.

Wer diesem Stand angehören will (typischerweise der Adel, Offiziere und Akademiker wie Innstetten und Crampas), muß jede Beleidigung seitens eines anderen Mitgliedes dieses Standes als versuchten Ausschluß aus diesem Stand werten und darauf

bestehen, dass der Beleidiger durch Taten oder Worte bestätigt, dass er den Beleidigten als Standes-genossen anerkennt.

Wer dies nicht durch Worte tun mochte (durch Rücknahme der Beleidigung, eventuell mit Entschuldigung), mußte Wiedergutmachung leisten, indem er dem Beleidigten für ein Duell zur Verfügung stand. Wurde eine solche Satisfaktion gegeben, galt die Standeszugehörigkeit des Beleidigten als bestätigt. Wurde das Duell verweigert, galt der Beleidigte als zufriedengestellt, der Verweigerer als ehrlos. In jedem Fall schloß sich die satisfaktionsfähige Gesellschaft wieder.

In dieser Gesellschaft beanspruchten sowohl hohe Beamte als auch Militärs einen höheren sozialen Rang als reiche Kaufleute. Mit an der gesellschaftlichen Spitze standen auch Akademiker wie Rechtsanwälte oder Ärzte. Sie wurden höher geachtet als ein wohlhabenderer nichtakademischer Kaufmann oder Unternehmer. Diese Statushierarchie belegte die Machtverhältnisse im kaiserlichen Deutschland<sup>783</sup>.

Karl Herzog zu Mecklenburg am 12. Juni 1828, zitiert bei: Anonymus, a.a.O., S. 69. <sup>782</sup> Anonymus, a.a.O., S. 70. <sup>783</sup> Elias, a.a.O., S. 62 f.

781

160

Viel wichtiger als heute war der soziale Hintergrund einer Person. Es wurde stark auf die gesellschaftliche Bedeutung der Eltern und Großeltern geachtet. Lediglich bei Studenten gab es Ausnahmen. Auch wenn der Vater nicht dem Kreis angehört hatte, half der Titel über die Herkunft hinweg. Schließlich hatte der junge Mann die Initiationsriten einer Burschenschaft oder eines Korps erfahren.

Weniger glücklich waren die reich gewordenen Kaufleute und Unternehmer, die keine studentische oder militärische Ausbildung vorweisen konnten und damit auch keine Bluttaufe. Im Kaiserreich galt es als erheblicher Makel, von unten zu kommen und ohne jede universitäre Ausbildung zu bleiben<sup>784</sup>. Das patronom bestimmte, ausgrenzende, selektierende Denken blieb virulent.

Ein Duellratgeber: „Selbstredend kann es sich bei der Feststellung der Satisfaktionsfähigkeit überhaupt nur um Angehörige der gebildeten Klassen der Gesellschaft handeln.“ <sup>785</sup>

Baron von Innstetten und Major Crampas gehören wie selbstverständlich diesen gebildeten Klassen der Gesellschaft an; sie stellen ihre Zugehörigkeit fast ständig unter Beweis - nicht zuletzt in ihrem Umgang mit dem „Kind“ Effi, dem eigentlich erst noch die Welt zu erklären ist.

Norbert Elias verdeutlicht am Beispiel der Stadt Marburg die gesellschaftlichen Verhältnisse um 1900. Die Angehörigen der sogenannten guten Gesellschaft „bildeten ein Netzwerk von Menschen, die sich bei aller inneren Rivalität und Feindseligkeit als zusammengehörig empfanden und die gemeinsam genügend Macht hatten, um sich abzuschließen und andere von ihrem Verkehrskreis auszusperrten“ <sup>786</sup>.

Der Gesellschaftskreis schloß alle nicht Dazugehörigen aus und machte dies durch die Zugehörigkeit zu einem elitären Verein, der Marburger

784 785

Elias, a.a.O., S. 63. Anonymus, a.a.O., S. 10. <sup>786</sup> Elias, a.a.O., S. 65.

161

Museumsgesellschaft, sichtbar. Nur wem die Teilnahme am Ball erlaubt war, konnte sich zur high society zählen. Deren Ball diente als institutionalisiertes Zeichen für die Zugehörigkeit:

„Zulassung zur Museumsgesellschaft war also zwar der manifeste Ausdruck dessen, dass eine Person ‚dazugehörte‘, aber sie schuf und begründete diesen Status nicht.“ <sup>787</sup>

Fontane beschreibt solche geschlossenen Gesellschaften am Beispiel von Kessin: Effi muß als „Landrätin“ eigene Antrittsbesuche machen, in deren Verlauf sie kritisch unter die Lupe genommen wird<sup>788</sup>. Läßt ihr Verhalten auf ihre Zugehörigkeit zur richtigen Gesellschaft schließen? Ist sie zu jung, zu indezent, zu rationalistisch angekränkt<sup>789</sup>?

Bestimmend werden Merkmale wie die familiäre Herkunft, der Titel, den jemand trug, die berufliche Position, die jemand inne

hatte, die erworbene Bildung, der gesellschaftliche Ruf, die Höhe des Gehalts. Zu diesem elitären Kreis gehörten sowohl Angehörige der Universität und der Stadtverwaltung wie auch Mitglieder des stationierten Offizierskorps mit ihren Familien. Hinzu kamen „Akademiker der Stadt und die Mitglieder der örtlichen farbentragenden Verbindungen“<sup>790</sup>. Innerhalb dieses Kreises gab es Hierarchien, doch war die Zugehörigkeit zur Gesellschaft als solche grundsätzlich wichtig. Georg Simmel sah jede Ehre in der Standesehre begründet<sup>791</sup>. Norbert Elias pflichtet ihm bei:

„Zugehörigkeit wies einen Menschen als Mitglied der ‚guten Gesellschaft‘, also im weiteren Sinne des deutschen Establishments aus. Nichtzugehörigkeit stempelte einen Menschen als Außenseiter ab, also als

Elias, a.a.O., S. 65. Fontane, Effi Briest, S. 52-54. 789 Fontane, Effi Briest, S. 53. 790 Elias, a.a.O., S. 65. 791 Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt a. M. 1992, S. 600.

788

787

162

jemanden, dem der Zugang zu den Machtpositionen wie zu den Verkehrskreisen der oberen Klasse verwehrt war. 792“

Die höheren gesellschaftlichen Kreise versuchen immer wieder, ihre Stellung für mehrere Generationen zu sichern („Väterreihe“<sup>793</sup>). In England und Frankreich, zwei Ländern mit langer Tradition, dominiert die hauptstädtische Gesellschaft über die lokale. In Deutschland dagegen, das erst sehr spät aus vielen kleinen Ländern zu einem großen Land geworden ist, gibt es nicht die Gesellschaft, sondern viele lokale Gesellschaften. Im Deutschland des Kaiserreiches übernahmen das Heer und die schlagenden Studentverbindungen die integrative Funktion.

Durch die Mitgliedschaft in einer der renommierten Studentverbindungen bekam ein Student Zutritt zu den höheren Kreisen, „und zwar nicht etwa nur in das einer einzelnen Stadt, geschweige denn in das der Universitätsstadt“<sup>794</sup>. Durch die Mitgliedschaft in einer Verbindung hatte er im ganzen Reich Zutritt zu den lokalen gesellschaftlich höher stehenden Kreisen. Die Zugehörigkeit zu einer Verbindung war ein Zeichen dafür, dass er den klassenspezifischen Habitus beherrschte.

„Die Erziehung zu einem spezifischen Verhaltens- und Empfindskanon, der sich in der Zeit von 1871 bis 1918, bei allenörtlichen Varianten, doch recht gleichmäßig über die verschiedenen Dependancen der guten Gesellschaft ausbreitete, war eine der Hauptfunktionen der schlagenden Studentverbindungen.“<sup>795</sup>

Der Kanon der Offizierserziehung und derjenige der Studenterverbindung trugen zur Vereinheitlichung des Habitus der Oberschicht in der satisfaktionsfähigen Gesellschaft des kaiserlichen Deutschlands bei.

Wie kaum anders zu erwarten, spottete der hellsichtige Heinrich Heine:  
792 793

Elias, a.a.O., S. 66. Herrmann, Vaterliebe, S. 28-31 und 110-113. 794 Elias, a.a.O., S. 66. 795 Ebda.

163

„Ihr wißt, ein Esel fühlt sich tuschiert, / wenn man ihn „Ochse“ tituliert.

Ein Zweikampf, die beiden stießen / Sich mit den Köpfen, mit den Füßen, / Gaben sich manchen Tritt in den Podex / Wie es gebietet der Ehre Kodex.

Und die Moral? Ich glaub, es gibt Fälle, / Wo unvermeidlich sind die Duelle; / Es muß sich schlagen der Student, / Den man einen dummen Jungen nennt.“ 796

Das Habituskonzept vermittelt nun aber zwischen den fundamentalen Lebensbedingungen, die Pierre Bourdieu im sozialen Raum nachzeichnet<sup>797</sup>, und den Praxisformen (Raum der Lebensstile) eines sozialen Akteurs. Der Habitus erfüllt eine Doppelfunktion: Er ist als opus operatum **durch die elementaren Lebensbedingungen der sozialen Lage bestimmt und zugleich als modus operandi** generatives Erzeugungsprinzip für Praxis<sup>798</sup>.



Der Habitus ist klassenspezifisch determiniert, klassenspezifische Lebensbedingungen werden über Anpassungs-, Lern- und Konditionierungsprozesse als klassenspezifische Klassifikationssysteme verinnerlicht. In der alltäglichen Praxis werden kollektive, generative Schemata und Dispositionen internalisiert. Die soziale Herkunft und der bisherige soziale Lebenslauf sind für die Prägung des Habitus von zentraler Bedeutung. Über die frühkindliche Entwicklung vermittelt, geht darüber hinaus die gesamte kollektive Geschichte der Familie und der Klasse in den Habitus ein. Klassenspezifische Sprache (wie bei Innstetten799) oder Werte haben konstituierende Funktion und wirken in der frühkindlichen Entwicklung prägend. Soziale Positionen werden als Dispositionen verinnerlicht.

Heine, Heinrich: Duelle, in: Sämtliche Gedichte in zeitlicher Reihenfolge. Frankfurt a. M. - Leipzig 6. A. 1996, S. 806 f. 797 Ausführlich Bourdieu, Unterschiede, S. 171-276, auch zum folgenden. 798 Bourdieu, Unterschiede, S. 281 f. 799 Hamann, a.a.O., S. 89 f.

796

164

Der Habitus ist ein generatives Erzeugungsprinzip von Praxisformen. Die Schemata des Habitus bilden Urformen der Klassifikation und sind die fundamentalsten Prinzipien der Konstruktion und Bewertung der sozialen Welt. Weil soziale Welt als hierarchisch strukturiert erfahren wird, ja internalisiert ist, wird sie auch als solche wahrgenommen und bewertet.

Die Art zu denken, die Sichtweise auf die Welt, das Verhalten in sozialen Situationen bis hin zu alltäglichen Handlungen werden von den Dispositionen und Klassifikationen des Habitus gesteuert und realisiert. Der Habitus bildet ein System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, die als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken und Vorstellungen dienen, die sich in der Spontaneität des Momentes, also ohne Wissen und ohne Bewußtsein in der Praxis eines Menschen offenbaren. Zudem gehört zu ihm die zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte sowie ein durch Praxis erworbenes und konstant auf praktische Funktionen ausgerichtetes System von Dispositionen<sup>800</sup>.

Habitus - „soziale Identität gewinnt Kontur und bestätigt sich in der Differenz“<sup>801</sup> - trägt das Zeichen der Distinktion der einzelnen Klassen<sup>802</sup> in sich und mit sich, die sich unter anderem in „aufeinander abgestimmten Eigenschaften“<sup>803</sup>, in einer speziellen Kleidung, Sprache, im Geschmack oder dem Konsumverhalten<sup>804</sup> äußert, zudem die Denk- und Sichtweise der Wahrnehmungsschemata, welche die Prinzipien des Urteilens und Bewertens begründen.

Nach Bourdieu grenzen sich die einzelnen sozialen Klassen nicht nur durch ihre unterschiedliche Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel ab, sondern auch durch „feine Unterschiede“ in ihren Habitus-

800 801

Bourdieu, Unterschiede, S. 279. Ebda. 802 Bourdieu, Unterschiede, S. 278. 803 Bourdieu, Unterschiede, S. 283. 804 Vgl. Fontane, Effi Briest, S. 17 zu Effis Einkäufen vor der Hochzeit.

165

formen. Der Soziologe spricht von einem eigens errichteten numerus clausus<sup>805</sup>.

„Habitus ist Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Praxisformen von Praxis und Klassifikationssystem (principium divisionis) dieser Formen.“<sup>806</sup> Habitus, eine strukturierende wie eine strukturierte Struktur<sup>807</sup>, meint die klassenspezifisch erworbene, unbewußte, aber paßgenaue Angepaßtheit der Dispositionen, Verhaltensmuster und Einstellungen einer Person an das jeweilige soziale (Um-)Feld, einen „Raum der Lebensstile“<sup>808</sup>.

Das gesamte Handeln der Individuen wird von diesem Habitus bestimmt: Der Habitus leistet die Umsetzung objektiver gesellschaftlicher Verhältnisse in subjektive, individuelle und klassenspezifische Praxis.

Unbewußt und trotzdem genau angepaßt an das soziale Feld ist diese Praxis deshalb, weil der Habitus geschichtlich erst in Reaktion auf ein immer schon vorhandenes soziales Feld entsteht. Der Habitus ist daher das Produkt eines geschichtlichen Prozesses. In ihm manifestieren sich die objektiven Notwendigkeiten und Möglichkeiten des Handelns einer Klasse. Sie werden mittels eines Klassenethos in subjektiven Sinn verwandelt.

3.3 Habitusbewußte Offiziere und Akademiker

Wie in einigen Romanen zuvor benutzt Fontane auch in Effi Briest eine Figuren-Konstellation, in der durch das Auftreten eines Dritten

805 806

Bourdieu, Unterschiede, S. 267. Bourdieu, Unterschiede, S. 277. 807 Bourdieu, Unterschiede, S. 279. 808 Bourdieu, Unterschiede, S. 278.

166

Probleme offenkundig werden, die in den Beziehungen der anderen Personen latent vorhanden sind. In dem untersuchten Roman ist es bekanntlich Major Crampas<sup>809</sup>, der zu einem entscheidenden Zeitpunkt - nach den ersten Spukerlebnissen, nach der Geburt der Tochter, nach Effis Rückkehr aus Hohen-Cremmen als verführerische Frau<sup>810</sup> - zum auslösenden Element eines verhängnisvollen Geschehens wird.

Nicht durch eine Beschreibung des Erzählers, sondern wiederum aus Effis Blickwinkel wird diese Figur präsentiert in vorsichtiger, doch nicht minder eindrucksvollen und prägnanten Weise. Für eine Einführung im Dialog bietet sich keine Möglichkeit, sodass der Erzähler durch eine briefliche Mitteilung Effis an die Mutter - vor einem eigentlichen Treffen mit Crampas - auf die für das Geschehen relevanten Charakterzüge von Crampas aufmerksam machen kann:

„[...] Major von Crampas [...] ist verheiratet, zwei Kinder, die Frau ein Jahr älter als er, [...] fünfundvierzig [...] Er [...] soll [...] ein Mann vieler Verhältnisse sein, ein Damenmann, etwas, was mir immer lächerlich ist und mir auch in diesem Falle lächerlich sein würde, wenn er nicht um eben solcher Dinge willen ein Duell mit einem Kameraden gehabt hätte.“ <sup>811</sup>

Bereits durch diese Äußerungen wird Crampas bewusst als Gegenpol zu Innstetten konzipiert. Desgleichen erscheint wesentlich, dass auch in das Bild von Crampas das Moment der Wiederholung aufgenommen wird. In der Ehe mit Effi setzt sich die einstige Verbindung Innstettens mit ihrer Mutter fort, Ehebruch und Duell finden ihre Entsprechung in dem Vorleben des Majors.

Der zunächst belanglose Hinweis in Effis Brief zeigt deutlich, dass jedes Gespräch, jede Szene, selbst jeder Brief ausgerichtet ist auf die innere

Zur Bedeutung dieses Namens: Fleig, Horst: Sich versagendes Erzählen „Fontane“, Göppingen 1976, S. 86 f. 810 Hamann, a.a.O., S. 53.

809

167

Thematik des Romans, wobei jede Figur konzipiert ist auf ihre Funktion innerhalb des Geschehens; die Crampas zugewiesene Rolle erschließt sich uns im Verlauf seines ersten eigentlichen Auftretens im Hause des Landrats, dessen Veranda er auf das vom Letzteren gegebene Stichwort Don Juan oder Herzensbrecher<sup>812</sup> wie zufällig betritt. Die Bemerkung unverantwortlich<sup>813</sup> mag von Innstetten ausschließlich auf Crampas' Bad im neun Grad kalten Wasser bezogen werden; sie liefert aber - und dies ergibt sich im Verlauf des Romans - eine eindeutige Beschreibung des Majors, wobei unverantwortlich über die individuelle auf die Ebene gesellschaftlichen Handelns ausgedehnt wird.

Ein eindrucksvolles Beispiel gibt bereits eine zweite Szene, die erste in ihrer äußeren Harmlosigkeit beinahe noch übertreffend; umso prägnanter gestalten sich die Selbstdarstellungen Innstettens und Crampas' im Dialog.

Während eines gemeinsamen Ausrittes an der Mole schlägt der Major beim Sichtbarwerden einer Robbe in der allgemeinen Erregung eine Robbenjagd vor. Wie um die Stimmigkeit seines bisherigen Charakterbildes zu unterstreichen, lehnt Innstetten dieses Vorhaben in einer die Unumstößlichkeit hervorhebenden Kürze ab: „Geht nicht, [...] Hafenpolizei!“<sup>814</sup>.

Der in gesellschaftlichen Ordnungen aufgehende Innstetten muss auch hier wieder Gesetzestreue demonstrieren, was Crampas zur Abwertung einer rigiden Orientierung an Gesetzmäßigkeiten veranlasst:

„Wenn ich so was höre, [...] Hafenpolizei! Die drei Behörden, die wir hier haben, werden doch wohl untereinander die Augen zudrücken können. Muß alles so furchtbar gesetzlich sein? Alle Gesetzmäßigkeiten sind langweilig.“ <sup>815</sup>

811 812

Fontane, Effi Briest, S. 86 f. Fontane, Effi Briest, S. 102. 813 Fontane, Effi Briest, S. 103. 814 Fontane, Effi Briest, S. 107. 815 Ebda.

168

Es handelt sich nicht um eine wie zufällig gegebene Antwort - eine Lebensphilosophie wird offengelegt: Dem Genuss des Augenblicks, dem Vertreiben der Langeweile - der „Todfeindin“<sup>816</sup> Effis - müssen gesetzliche Ordnungen geopfert werden.

Ähnlich lebt Iwan Andrejitsch Lajewski, Hauptfigur in Tschschow's Das Duell. Lajewski, nicht ohne Grund späterer Duellant, setzt nicht nur gesetzliche Ordnungen aufs Spiel, sondern will die eigene Phantasie sogar über die Natur und deren Wirklichkeit triumphieren lassen:

„Von der Natur ständig begeistert sein, heißt die Dürftigkeit seiner eigenen Phantasie bezeugen. Im Vergleich zu dem, was mir meine Phantasie geben kann, sind alle diese Bächlein und Felsen ein Dreck, weiter nichts.“ <sup>817</sup>

Verbirgt sich bei Fontane zunächst die Gefährlichkeit einer solchen Lebenshaltung, so tritt sie zutage, wenn Innstetten auf die Aussage von Crampas: „Ohne Leichtsin ist das ganze Leben keinen Schuß Pulver wert“

818

, eine vorausdeutende Zurechtweisung mit einem Seitenblick

auf Crampas' verkürzten linken Arm als sichtbares Merkmal eines zurückliegenden Duells nicht unterdrücken kann: „[...] gerade so viel kommt mitunter dabei heraus“ <sup>819</sup>.

Mit diesem Schlusswort aus dem Munde des Landrats unterstreicht Fontane, dass wir hier nicht ausschließlich mit der zunächst so wohl tuenden Gegenposition zu Innstettens starrem Dogmatismus, sondern gleichzeitig mit einer durch ehebrecherische Verfehlungen vorbelasteten Lebensweise konfrontiert werden.

816 817

Fontane, Effi Briest, S. 31. Tschschow, a.a.O., S. 264. 818 Fontane, Effi Briest, S. 107. 819 Ebda.

169

Effis spontane Reaktion - ein Klatschen in die Hände<sup>820</sup> - auf eine derartig generalisierende Verwerfung gesetzlicher Ordnungen wird wohl nicht nur von ihrem Ehemann als Zustimmung zu solcherlei Abwertung von Ordnungsgedanken zu interpretieren sein.

Eine gewisse Fragwürdigkeit auch ihrer Haltung ist zumindest angedeutet<sup>821</sup>, mag ihr Verhalten auch aus der Begeisterung und der Zustimmung zu einer ganz anders gearteten Lebensweise resultieren und gleichzeitig als verdeckter Widerspruch gegen den prinzipientreuen, aber langweiligen Innstetten gelten<sup>822</sup>.

Die von Crampas nicht zuletzt durch die Duellverletzung dokumentierte Indifferenz gegenüber dem Leben, die in einer Äußerung Wüllersdorfs über dessen Reaktion auf die Duellforderung wiederholt wird<sup>823</sup>, findet bei diesem Ausritt durch verbalisierte Gleichgültigkeit gegenüber gesellschaftlichen Gesetzen und Ordnungen eine Ergänzung. Da diese Einstellung des Majors aus der Überzeugung resultiert, dass gesellschaftliche Konventionen ohnehin Produkte eines Zufalls darstellen<sup>824</sup>, bleibt sie unantastbar durch die Kritik anderer.

Ein anderer wesentlicher Zug der Natur Crampas', seine Schicksalsgläubigkeit, eröffnet sich dem Leser erst kurz vor dem Tode des Majors, wenn Innstetten aus dessen Brief an Effi vorliest: „Alles ist Schicksal. Es hat so sein sollen.“<sup>825</sup>

Folgschwere Konsequenzen seines Leichtsinns, seiner Spielernatur können damit keine Schuldgefühle verursachen; sie sind der eigenen Verantwortlichkeit entzogen und einem höheren Fatum unterstellt<sup>826</sup>. Dies hindert ihn nicht daran, eine Vorahnung davon zu haben, was das Schicksal für ihn bereithält. So kann Wüllersdorf über den Major sagen:

820 821

Fontane, Effi Briest, 107. Hamann, a.a.O., S. 54 f. 822 Richter, a.a.O., S. 50 f. 823 Fontane, Effi Briest, S. 202. 824 Hamann, a.a.O., S. 55. 825 Fontane, Effi Briest, S. 196. 826 Schwarz, a.a.O., S. 256.

„Es ist mir ganz sicher, er hat das Gefühl, aus der Sache nicht heil herauszukommen, und will auch nicht.“<sup>827</sup>

So wie Innstetten die starren Prinzipien der Gesellschaft verkörpert, bildet Crampas sein Gegenstück als Vertreter des Menschlich-Natürlichen im Absehen von Konvention<sup>828</sup>.

Crampas ist von Fontane auf seine Rolle im Gesamtgeschehen hin konzipiert, wobei er ohne Ausnahme in Verbindung mit den beiden Hauptfiguren gezeigt wird. Sein Leben außerhalb dieses Funktionsbereichs Eheleben, Dasein in Effis Berliner Zeit - bleibt unberücksichtigt<sup>829</sup>.

Die Figur des Barons von Innstetten, des Landrats und späteren Ministerialbeamten, ist anders angelegt.

„Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an“.<sup>830</sup>

So beginnt Innstetten, vor Wüllersdorf das Duell zu rechtfertigen. Dieses Ganze ist zu verstehen als die Eingebundenheit des Einzelnen in die ihn umgebende Gesellschaft mit ihren Ordnungen und Anforderungen.

In einer Studie zum Figurenentwurf versucht Kurt Wölfel zu beschreiben, dass dieses gesellschaftliche Etwas nicht als etwas dem Einzelnen Gegenüberstehendes zu betrachten ist, sondern als eine personimmanente Kraft, welche die Unmittelbarkeit seiner Existenz einengt<sup>831</sup>.

Fontane, Effi Briest, S. 202. Müller-Seidel, a.a.O., S. 119. <sup>829</sup> Hamann, a.a.O., S. 55. <sup>830</sup> Fontane, Effi Briest, S. 198. <sup>831</sup> Zum Ganzen: Wölfel, Kurt: „Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch“, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 82 (1963), S. 152-171.

828

827

171

Eingeengt ist ein Angehöriger der satisfaktionsfähigen Gesellschaft auch und gerade durch seine militärische Bindung. Dies gilt selbstredend auch für die beiden Offiziere Innstetten und Crampas.

„Die außergewöhnlich hohe und geachtete Stellung, die der Offizier in unserer Vaterlande einnimmt, legt ihm neben seiner dienstlichen Tüchtigkeit und Pflichttreue als schwerwiegendste Verpflichtung die ‚peinlichste Wahrung seiner Standesehre‘ auf.“<sup>832</sup>

So faßt ein anonym bleibender älterer aktiver Offizier 1883 exemplarisch zusammen, was ihn und seinen Stand, das „ehrenhafte Offizier-Korps“, ausmachen soll. Eine Verordnung Kaiser Wilhelms I. vom 2. Mai 1874 hatte den Weg gewiesen<sup>833</sup>:

„Ich erwarte daher von dem gesamten Offizierkorps Meines Heeres, dass ihm, wie bisher so auch in Zukunft, die Ehre das höchste Kleinod sein wird; dieselbe rein und fleckenlos zu erhalten, muß die heiligste Pflicht des ganzen Standes, wie des Einzelnen bleiben.“ Auffällig, welche Superlative hier für die Ehre gebraucht werden, auffällig auch, wie die Wortwahl ausgerechnet an die überkommenen Kriterien der weiblichen Ehre erinnert („rein und fleckenlos“, „höchstes Kleinod“)<sup>834</sup>. Die kaiserliche Verordnung nennt Details: Ehre wird begründet durch Tugenden wie „Treue bis in den Tod, unerschütterlicher Muth, feste Entschlossenheit, selbstverleugnender Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit, aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten“.

Anonymus, a.a.O., S. 3. Zitiert bei: Anonymus, a.a.O., S. 34. <sup>834</sup> Ähnlich in der „Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere im Preußischen Heere“ vom 2. Mai 1874, bei: Anonymus, a.a.O., S. 40 ff.

833

832

172

Sie wird gefährdet durch „Ausschweifungen, Trunk und Hazardspiel“, offensichtlich Mißstände „in Meinem Heer“ 835. Selbst das „Nachlassen des Eifers“ gilt, in bürgerlich beflissener Leistungsmoral<sup>836</sup>, als „Nachlassen der Ehre“<sup>837</sup>. Am meisten ausgeprägt war die habituelle Verpflichtung nun einmal bei Offizieren, die im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn mit ihrer Entlassung rechnen mußten - wenn sie sich nicht einem Duell stellten.

„Verweigert er ... die Genugthuung, so hat er die Rechte des Ehrenmannes verwirkt und ist für immer aus jeder Gemeinschaft, in der Offiziere und Gentlemen verkehren, ausgeschlossen.“<sup>838</sup>

Begründet wurde das mit dem Hinweis, ein solcher Mann **habe nicht das richtige Ehrgefühl und darum seine Pflicht als Offizier verletzt. Hier wirkte sich die Tatsache aus, dass das preußische und österreichische Offizierskorps in besonders hohem Maße vom Adel dominiert wurde und sich daher in der Strenge seiner Ehrbegriffe deutlich von den bürgerlichen Zivilisten abzuheben suchte, teilweise so sehr, dass diese von Offizieren generell nicht als satisfaktionsfähig angesehen wurden.**

Ein wichtiges habituelles Element, das den Kanon der Offizierserziehung mit dem der Studentenverbindungen verband, war eben das Ritual des privaten Duells. Studenten, die Rekruten des Systems, und Offiziere, die Garanten des Duellverhaltens, arbeiteten hier Hand in Hand an ihrer Ehre.

Sie bildeten und stabilisierten somit die satisfaktionsfähige Gesellschaft, dieses Konstrukt ihrer speziellen Ehrvorstellungen. Zu dieser elitären Minorität hielten sie nur einen strikt abgegrenzten und kontrollierten Zugang offen. Wie konnte ein Mann diesen finden?

835 836

Anonymus, a.a.O., S. 34. Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 92-95. 837 Karl Herzog zu Mecklenburg am 12. Juni 1828, zitiert bei: Anonymus, a.a.O., S. 71. 838 Anonymus, a.a.O., S. 10 f.

173

„Im großen und ganzen war das nur möglich, wenn ein bürgerlicher Mensch Offizier, je nachdem auch Reserveoffizier, oder Mitglied einer schlagenden Verbindung war.“ 839

Infolge der Zersplitterung Deutschlands und wegen der Rolle des Landes als Kriegsschauplatz Europas hatte das Militär, besonders in Preußen, die Oberhand behalten. Für Arnold Gehlen bleibt denn auch die Kriegerehre das Urbild der Ehre<sup>840</sup>. Nach Friedhelm Guttandin „differenzieren und integrieren sich“<sup>841</sup> kriegerische Gesellschaften hauptsächlich über ihre Ehre.

Die Pazifizierung dieser Gesellschaften bedeutet nicht den Verlust des ursprünglichen Leitprinzips<sup>842</sup>. Mit dem Militär lebte der Ehrenkanon der Krieger weiter, der nach Norbert Elias den Zwang zum privaten Duell „als Zeichen der Zugehörigkeit zu den Schichten, die ‚Ehre‘ besaßen“<sup>843</sup>, vorsah.

„Wie in anderen Kontinentalländern, wie etwa auch in Frankreich, übertrug sich der Adelsgebrauch des Duellierens als Mittel höherer Schichten, die verletzte Ehre des einzelnen Mannes unter Umgehung staatlicher Gesetze und Gerichte durch den körperlichen Einsatz der eigenen Person zu verteidigen, auf gehobene Kreise des Bürgertums. Umfunktionalisiert wurden so der Ehrenkanon und das Duell zu einem Zuchtmittel und zugleich zu einem, durch Schmissee sichtbar gemachten, Zugehörigkeitssymbol der Studenten, das ihre Anwartschaft auf Aufnahme in das Establishment, auf eine gehobene Position in der kaiserlich-deutschen Gesellschaft proklamierte.“ 844

Nach 1871 hatten die Studentenverbindungen an Bedeutung gewonnen. Ihre vereinheitlichende Funktion war mehr denn je gefragt

839 840

Elias, a.a.O., S. 70. Gehlen, Arnold: Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik, Wiesbaden 1986, S. 116. 841 Guttandin, a.a.O., S. 16. 842 Ebda. 843 Elias, a.a.O., S. 68. 844 Elias, a.a.O., S. 68.

174

gewesen, da es in dem spät geeinten Land keine „einheitlich prägenden Erziehungsinstitute nach der Art der englischen Public Schools“<sup>845</sup> gab. Die Verbindungen übernahmen diese Aufgabe, formten ihre Mitglieder und brachten so etwas wie einen

einheitlichen Habitus zustande.

„Im 18. Jahrhundert war das Duell sicherlich kein integraler Bestandteil der deutschen bürgerlichen, nach 1871 erhielt es in der satisfaktionsfähigen Gesellschaft eine Bedeutung als integraler Bestandteil der nationalen deutschen Kulturtradition.“ 846

Alle Angehörigen der höheren Kreise hatten das Privileg, Genußnahme von einem anderen Mitglied dieser Schicht zu fordern. Die Zugehörigkeit zu diesem Kreis erforderte es, sich dem Duell zu stellen. Unter diesen Umständen fällt es nicht auf, dass Major Crampas wahrscheinlich sofort das ihm angetragene Duell akzeptiert. Von Zögern, von Bedenken ist an keiner Stelle die Rede. Crampas weiß, was von ihm erwartet wird.

Ein Mann aus der satisfaktionsfähigen Gesellschaft mußte immer auf der Hut sein, nicht plötzlich zu einem Zweikampf gefordert zu werden. Dafür reichte ein fixierender Blick, ein falsches Wort oder auch eine Geste. Selbst ein hämisches Grinsen oder eine kleine Remperei konnten einen Zweikampf provozieren<sup>847</sup>. Fühlte sich jemand dadurch beleidigt, konnte er Satisfaktion fordern.

Peter Dieners berichtet von einem Reserveleutnant, der einen Hund, der ihn angesprungen hatte, zurückstieß. Der Besitzer dieses Hundes, ein Arzt, forderte den Reserveleutnant daraufhin zu einem Duell<sup>848</sup>.

Elias, a.a.O., S. 69. Elias, a.a.O., S. 84. Der Meinung von Norbert Elias, im 18. Jahrhundert spielten Duelle nur eine Nebenrolle, widerspricht Michael Ott. Er berichtet von einem Gutachten zur Abschaffung der Mensuren, das bereits 1792 verfaßt worden ist (Ott, a.a.O., S. 31). <sup>847</sup> Dieners, a.a.O., S. 58 f. <sup>848</sup> Dieners, a.a.O., S. 59.

846

845

175

Innerhalb des satisfaktionsfähigen Milieus lagen Ehre und Ehrverletzung typischerweise so nah wie möglich beieinander. Studentenverbindungen sahen es als ihre Pflicht an, ihre Mitglieder in der „Kunst des Beleidigens“ zu schulen<sup>849</sup>.

„In dieser Weise, als Zeichen der Zugehörigkeit zum Establishment, blieben bis ins 20. Jahrhundert hinein in der deutschen Gesellschaft, wie in manchen anderen auch, Beziehungsformen in Kraft, die von jeher für Kriegergesellschaften charakteristisch waren, die aber in vielen Bezirken des Zusammenlebens langsam, und oft genug zögernd, mit der zunehmenden Monopolisierung der Gewalt zurückgedrängt wurden. In der Gestalt des Duells erhielt sich bis in die Zeit der heutigen Großelterngenerationen der Kriegerkanon, der es dem physisch Stärkeren oder im Gebrauch der Gewaltmittel Geschickteren möglich macht, dem weniger Starken, weniger Waffentüchtigen seinen Willen aufzuzwingen und die höchsten Ehren heimzutragen.“<sup>850</sup>

Die Geschichte Deutschlands brachte es wie gesagt mit sich, dass sich in allen Gebieten des Reiches eigene kleinere Gesellschaften fanden, deren Zugangsvoraussetzungen sich vereinheitlichen mußten. Zu diesen Kreisen gehörten sowohl Adelige wie auch Bürgerliche, wobei den Adelligen durch die Statusordnung der Vorrang vor den Bürgerlichen eingeräumt wurde. Der Adel legte Wert auf seine Duellrituale. Durch sie bewies er unter anderem seine Unabhängigkeit vom König.

„Der Anspruch des Adels, persönliche Streitigkeiten unter Männern der eigenen Gruppe nicht der autoritativen Entscheidung des Königs und seiner Gerichte unterwerfen zu müssen, sondern sie: statt dessen unter Brechung des königlichen Gewaltmonopols mit der Waffe in der Hand im Kampf gegeneinander auszutragen, und zwar nach Satzungen des eigenen Ehrenkanons, war, wie schon angedeutet, ein symbolischer Ausdruck für

Objartel, Georg: Die Kunst des Beleidigens. Materialien und Überlegungen zu einem historischen Interaktionsmuster, in: Cherubim, Dieter-u.a. (Hg.): Gespräche zwischen Alltag und Literatur. Beiträge zur germanistischen Gesprächsforschung, Tübingen 1984, S. 94 ff. <sup>850</sup> Elias, a.a.O., S. 69.

849

176

das Selbstverständnis des Adels nicht allein als höchstrangierender Schicht, sondern auch als der eigentlichen Verkörperung des Staates.“<sup>851</sup>

Voraussetzung für die Aufnahme eines Bürgers in die „gute Gesellschaft“, in den Kreis der Satisfaktionsfähigen war seine eigene Satisfaktionsfähigkeit. Sowohl die Adelligen als auch die reicheren Bürgerlichen stützten sich auf Abstammung und verdiente

Ahnen<sup>852</sup>. Während ein Adelige aber auf Grund seiner Geburt satisfaktionsfähig war, hatte ein Bürger erst einen Nachweis zu führen. Dieser gründete auf männlicher, sprich: kriegerischer Tauglichkeit. Solche Tugend besagt nach wie vor „Tauglichkeit für Herrschaft und Krieg“<sup>853</sup>.

Zwar war die Satisfaktionsfähigkeit nicht das einzige Zugehörigkeitskriterium, aber das markanteste und vor allem das von außen am besten einzusehende. Die Annäherung des Offizierskanons und des Studentenkanons mit ihren Duellregeln „war ein Symptom dieses Bildungsprozesses einer guten Gesellschaft der Satisfaktionsfähigen“<sup>854</sup>. Eine offizielle Regelung, wie sie Studentenverbindungen verlangten, mußte vom Kriegsminister abgelehnt werden, weil das Gesetz Duelle offiziell verbot<sup>855</sup>. Die satisfaktionsfähige Gesellschaft einigte sich inoffiziell über Ehrengesetze und Duellregeln<sup>856</sup>.

„Die Entwicklung dieses Kanons, dem sich sowohl bürgerliche wie adlige junge Menschen verpflichtet fühlten, war in dieser Periode symptomatisch für den Charakter einer im Werden begriffenen deutschen

Elias, a.a.O., S. 88. Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 53. Die etymologische Quelle für Adel ist wahrscheinlich das ahd. *atta* = Väterchen. Eine weitere Möglichkeit bietet die Ableitung vom Wort für Grundbesitz (Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 54; Borst, Arno: Lebensformen im Mittelalter, Frankfurt a. M. - Berlin 1979, S. 449 und Motte Fouqué, Friedrich de la und Perthes, Friedrich: Etwas über den deutschen Adel über Ritter-Sinn und Militär-Ehre, Hamburg 1819, S. 82, S. 84.)<sup>853</sup> Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 53. <sup>854</sup> Elias, a.a.O., S. 75. <sup>855</sup> Anonymus, a.a.O., S. 75-78 zu Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches und des Reichsstrafgesetzbuches. <sup>856</sup> Elias, a.a.O., S. 75. Vgl. auch die einschlägige Diskussion aus Anlaß eines Duelles bei Lermontow, Held, S. 140 ff.

852

851

177

Oberschicht, die in hierarchischer Ordnung adlige und bürgerliche Gruppen miteinander verband.“<sup>857</sup>

Mitglieder der oberen Gesellschaftsschicht „fühlten sich berechtigt, in bestimmter Hinsicht über Staatsgesetze hinwegzugehen, die dazu da waren, die Masse des Volkes, die Untertanen des Königs, in Ordnung zu halten“<sup>858</sup>. In ihren Augen galten diese Gesetze nicht für sie. Insbesondere Adelige sahen sich nicht als Untertanen der Regierenden an<sup>859</sup>.

Sie gaben sich ihre eigenen Regeln, und wie selbstverständlich kannte auch ihr Duellverhalten bestimmte Regeln. Puschkin, der selbst einem Duell zum Opfer fallen wird, dazu:

„Denn er als alter Duellant / War für System in derlei Dingen / Und hielt darauf, dass man verfuhr / Streng klassisch, nach den Regeln nur / Sich gegenseitig umzubringen.“<sup>860</sup>

Ein Beispiel aus dem 19. Jahrhundert weist auf die Hilflosigkeit der königlichen Exekutivorgane hin. Friedrich von Hinckeldey, Polizeidirektor von Berlin, versuchte das Recht auch dort durchzusetzen, wo Aristokraten dagegen verstießen. Sie besuchten gerne Spielklubs, was illegal war. Dennoch drückte die Polizei ein Auge zu. Von Hinckeldey nahm jedoch eines Abends persönlich an der Schließung eines adeligen Spielklubs teil, wobei sich Hans von Rochow-Plessow von ihm in seiner Ehre gekränkt fühlte und Hinckeldey zum Duell forderte. Als ein Mann von Ehre blieb Hinckeldey nichts anderes übrig, als sich dem Duell zu stellen, damit er

Ebda. Elias, a.a.O., S. 88. <sup>859</sup> Aufgrund der Vielstaaterei in Deutschland war es den Adelligen möglich, mehrere Ausweichmöglichkeiten zu nutzen. Es gab mehrere Landesfürsten, an deren Hof jemand flüchten konnte. So war die Macht des Regierenden beschränkt. Im Frankreich des *ancien régime* war es anders. Hier existierte nur ein Hof, dessen Gunst man sich sichern mußte. Norbert Elias nennt ein Beispiel: Fürst Egon von Fürstenberg, der sich mit Wilhelm I. sehr gut verstand, mit Wilhelm II. aber Ärger bekam, woraufhin er sich auf seine süddeutschen Güter zurückzog und eine Lücke in der Berliner Gesellschaft hinterließ. Als der Kaiser dies merkte, versuchte er ihn durch das Angebot diverser Hofämter zur Rückkehr zu bewegen. (Elias, a.a.O., S. 89). <sup>860</sup> Puschkin, a.a.O., S. 133 (Onegin VI, 26).

858

857

178



in der Gesellschaft nicht als Feigling galt. Hinckeldey starb beim Duell, und der König kam zu seinem Begräbnis<sup>861</sup>.

„Es ist eindrucksvoll zu sehen, mit welcher Selbstverständlichkeit der soziale Kanon der Oberklassen die Solidarität ihrer Angehörigen gegenüber der Staatsgewalt aktiviert, auch wenn sie sich kurz zuvor in tödlichem Ernst als Feinde begegnet sind. Der Ehrenkanon des Adels hat Priorität vor den Staatsgesetzen. Selbst der König muß sich ihm fügen.“<sup>862</sup>

Das Duell Hinckeldey-Rochow zeigt, wieviel die Ehre in der damaligen Gesellschaft galt. Obwohl Hinckeldey wußte, „dass sein Gegner ein ausgezeichnete Schütze war, und ahnte, dass dieser sich vorgenommen hatte, ihn zu töten“<sup>863</sup>, stellte er sich der Herausforderung. Der gesellschaftliche Zwang ließ ihm keine Wahl. Hätte er sich geweigert, hätte das „nicht nur den Verlust seiner Stellung zur Folge gehabt, sondern auch den Verlust all dessen, was seinem Leben Sinn und Erfüllung verlieh“<sup>864</sup>.

Peter Dieners nennt tödliche Duellausgänge freilich eher eine Seltenheit und schreibt die Beweinungsszenen der Ikonographie der Zeit zu<sup>865</sup>.

Fedor von Zobeltitz berichtet von einem Fall, bei dem der Geforderte das Duell ablehnte und stattdessen um die Bildung eines Ehrengerichts bat<sup>866</sup>. Und Dieners nennt Graf Xaver von Schmirsing-Kerßenbrock, der<sup>861</sup>

Hassel, Ludwig: Die letzten Stunden des Polizeidirektors von Hinckeldey, Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen, Leipzig 1856. <sup>862</sup> Elias, a.a.O., S. 94 f. <sup>863</sup> Elias, a.a.O., S. 96. <sup>864</sup> Elias, a.a.O., S. 97. <sup>865</sup> Dieners, a.a.O., S. 60. <sup>866</sup> Im Laufe des 19. Jahrhunderts machte die Handhabung der Ehrengerichtbarkeit eine tolerantere Auslegung des Ehrenkanons möglich, da immer mehr hochgestellte bürgerliche Beamte und Professoren zu den höheren Kreisen zählten. 1894 wurde Geheimrat Adolf Wagner von Freiherrn von Stumm-Hallberg zum Duell herausgefordert. Er bat um die Bildung eines Ehrengerichts. Er wolle seine Äußerungen, die der Herausforderer als Beleidigung empfunden hatte, zurückzunehmen, wenn dieser es ihm gleich tun würde. Das Ehrengericht stimmte Geheimrat Adolf Wagner zu, worauf das Duell nicht stattfand. Zwar wurde dies von der Gesellschaft nicht gut geheißen, in der Herr von Stumm verkehrte, dennoch war seine Ehre intakt, da er sich strikt an die Regeln des Ehrenkanons gehalten hatte. Vgl. Zobeltitz, Fedor von: Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich, 2 Bde., Hamburg 1922, hier: Bd. 1, S. 10.

179

es ablehnte, seinen Beleidiger herauszufordern, und diese Weigerung mit der Begründung versah, die katholische Kirche verbiete das Duell<sup>867</sup>. Der Graf hatte sich stattdessen mehrmals um einen Widerruf der beleidigenden Äußerung bemüht und auch Erfolg gehabt<sup>868</sup>. Dieses Vorgehen stellte eine Ausnahme dar.

Nach der Reichsgründung von 1871 ist der Beginn einer weiteren „Etappe einer unzeitgemäßen Entwicklung des Duells“ auszumachen, „nämlich die seiner Entzivilisierung durch Vergröberung und Barbarisierung der Kampfformen - speziell was die studentischen Messuren betrifft“<sup>869</sup>.

„In Folge der deutschen Reichsgründung im Jahre 1871 setzte sich der adelig-militärische Verhaltenskanon gegenüber bürgerlich-zivilen Wertvorstellungen durch.“<sup>870</sup>

Das Ritual des Duells gehörte nun einmal zu der Verhaltensstrategie bestimmter sozialer Schichten und prägte so den Umgang der Menschen miteinander. Es wurde denn auch häufig versucht, das Duell in der Gesellschaft förmlich zu legitimieren. Allerdings verschleierten diese Legitimierungsversuche mehr die Sozialfunktionen, als dass sie sie ins rechte Licht rückten. So wurden Offiziere vorgeschickt, die jede Möglichkeit nutzen sollten, um ihren Mut zu beweisen und die Ehre ihrer Familie mit der „Waffe in der Hand“<sup>871</sup> zu verteidigen. Außerdem sollte das Duell eine erzieherische Aufgabe übernehmen. Zivilisten sollten „für die Aufgaben im Dienste der Nation“<sup>872</sup> vorbereitet werden.

Die eigentliche Funktion des Duells bestand allerdings nach wie vor in der Abgrenzung und Distanzierung der selbsternannten satisfaktionsfähigen

So beispielsweise schon 1563 auf dem Tridentinum: Vorberg, Axel: Der Zweikampf in Frankreich, Leipzig 1899, S. 19. <sup>868</sup> Vgl. Dieners, a.a.O., S. 70. <sup>869</sup> Guttandin, a.a.O., S. 29. Dazu auch: Elias, a.a.O., S. 135. <sup>870</sup> Guttandin, a.a.O., S. 29. Dazu auch: Elias, a.a.O., S. 156 ff. <sup>871</sup> Elias, a.a.O., S. 99. <sup>872</sup> Ebda.

Klasse von anderen. Das Ritual des Zweikampfes stärkte zugleich den Zusammenhalt der Mitglieder<sup>873</sup>.

Seit ungefähr der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Auseinandersetzung mit (zumindest theoretisch) tödlichen Waffen zu erfolgen. Üblich waren Säbel und Pistole. In studentischen Kreisen wurde diese Praxis offenbar notwendig, weil die reguläre Mensur ihre ehrenreinigende Funktion verloren hatte. Sie war als Erziehungsmittel zur Bestimmungsmensur weiterentwickelt worden, der sich jeder Angehörige einer Verbindung unterziehen mußte.

Zur Austragung von Ehrenstreitigkeiten mußten neue Mittel herangezogen werden. Die Studenten, aus denen sich bekanntlich die satisfaktionsfähige Gesellschaft rekrutierte, **wollten sich an dem Brauch der Offiziere, die aus denselben Familien stammten und auch oft im selben Alter waren, orientieren**.

Als jedoch die ersten nichtschlagenden Verbindungen das Fechten, also Duell und Mensur, ablehnten, wurde die strikt elitäre Auffassung erschüttert, Studenten bildeten einen besonderen, zum Waffentragen berechtigten Stand. Mit der Zeit geriet auch die Vorstellung von einer satisfaktionsfähigen Gesellschaft, dieser Gesellschaft in der Gesellschaft, ins Wanken.

Während der einschlägigen Rückzugsgefechte bildeten sich bestimmte stabilisierende Begriffe heraus. Dazu gehörte die unbedingte Satisfaktion mit der Waffe, **und die bedingte Satisfaktion mit der Waffe. Bei einer Verbindung, die die bedingte Satisfaktion mit der Waffe bot**, mußten im allgemeinen **die neueintretenden Mitglieder verbindlich erklären, ob und gegebenenfalls mit welchen Waffen sie Satisfaktion geben wollten**.

Elias, a.a.O., S. 99 f.

Diese Situation gestaltete sich zunehmend unbefriedigend. Doch erst nach Jahrzehnten ließ sie sich klären: Das Erlanger Verbände- und Ehrenabkommen (in Kraft seit dem 30. 6. 1921) ermöglichte es, Ehrenstreitigkeiten zwischen Mitgliedern aller studentischen Verbände auch ohne Waffe zu lösen.

Im Göttinger Mensurenprozess wurde noch 1953 festgestellt, dass die studentische Mensur straffrei sei, wenn sie nicht zur Austragung von Ehrenhändeln genutzt würde. Dies wurde gegenüber dem damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss bei einem persönlichen Treffen am 8. April 1953 von den Delegationen der maßgeblichen schlagenden Verbände (Kösener Senioren-Convents-Verband, Weinheimer Senioren-Convent, Deutsche Burschenschaft und Coburger Convent) bestätigt.

Dennoch bleibt die unbedingte Satisfaktion weiterhin eine Verpflichtung für jeden Corpsstudenten: **Er hat sich bei Ehrenstreitigkeiten bedingungslos dem Spruch eines Ehrengerichts zu unterwerfen (Kösener Schiedsgerichtsordnung). Das Ehrengericht kann einen Beleidiger zum Zwecke der Satisfaktion zu Revokation (Zurücknahme), Deprekation (Abbitte) oder zusätzlich zu einem „Ausdruck des Bedauerns“ - je nach Schwere der Beleidigung - verpflichten.**

**Dieser Verpflichtung kann sich heute keiner mehr durch eine Bereitschaft zum Waffengang entziehen**. Das Duell im traditionellen Sinn ist damit aufgegeben.

Doch die satisfaktionsfähige Gesellschaft des späten 19. Jahrhunderts sah alles anders. Mit Hilfe studentischer Mensuren sollten die jungen Männer „im Sinne eines vereinheitlichten Oberschichtenkanons“<sup>874</sup> erzogen werden.

„Insbesondere die Bluttaufe der Mensur trug dazu bei, Abkömmlinge aus ehrenhaftem, aber nicht sehr distinguiertem Hause in Verhalten und An-

Elias, a.a.O., S. 125.

schauung an die Gesinnung und Gesittung der ‚alten‘ Familien anzugleichen.“<sup>875</sup>

Unter einer Mensur (lat. mensura, Abmessung, Abstand) ist ein traditioneller, streng reglementierter Fechtkampf zwischen Mitgliedern jeweils verschiedener Studentenverbindungen mit scharfen Waffen zu verstehen<sup>876</sup>. Der Begriff gründet auf dem fechttechnischen Fachbegriff, der seit dem 16. Jahrhundert einen festgelegten Abstand der Fechter zueinander bezeichnet.

Die Fechter sind heute fast vollständig gegen Verletzungen geschützt. Lediglich Teile von Kopf und Gesicht sind frei und können verletzt werden. Die aus solchen erwünschten Verletzungen entstehenden Narben heißen Schmissee.

Kritiker weisen darauf hin, dass mit der Mensur eine traditionelle Ausgrenzung von Frauen und eine gesellschaftlich fragwürdige Elitenbildung verbunden war und teilweise noch ist. Zudem wird auf Ähnlichkeiten der Mensur mit selbstverletzenden Manipulationen verwiesen. Zwar verletze sich ein Mann bei einer Mensur nicht selbst, nehme Verletzungen aber in Kauf. Die Kritik wirft den Paukanten damit vor, Menschen zu ähneln, die dazu neigen, ihre Angst zu unterdrücken, keine vielfältigen Möglichkeiten der Verarbeitung und Bewältigung von Konflikten zu besitzen und in einem gestörten Verhältnis zu ihren Emotionen zu stehen.

Das Mensurfechten selbst ist nach Angaben aus Verbindungskreisen weder Sport noch Duell, weist aber mit beiden Formen männlichen Kräftemessens Gemeinsamkeiten auf. Wie beim Sport muß zwischen den Kontrahenten keine persönliche Antipathie bestehen. Ein gewisses Vertrauen zueinander ist für ein Paukverhältnis sogar nötig.

Ebda. [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Mensur\\_%28Studentenverbindung%29&printable=yes](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Mensur_%28Studentenverbindung%29&printable=yes); zuletzt abgerufen 24. 10. 2005, 21.35 Uhr.

876

875

183

Allerdings kennt eine Mensur keine Gewinner oder Verlierer. Wichtiger als ein Sieg ist , wie im Zusammenhang mit dem veränderten Duellverhalten erwähnt, die aufrechte, tapfere Teilnahme. Die Leistung jedes teilnehmenden Fechters - der sogenannten Paukanten - wird unabhängig von der Leistung seines Gegners nach Stand, Moral und Technik bewertet. Diese Bewertung nimmt der sogenannte Mensurconvent vor, ein Gremium, das aus den Bundes- und Corpsbrüdern besteht, welche die gesamte Mensur gesehen haben.

Wie das Duell stellt die Mensur einen typischen Zweikampf von Männern dar. Bei ihm werden folgerichtig nach wie vor angeblich männertypische Haltungen verlangt: Mut, Disziplin, Ehrbewußtsein. Die in der Mensur entstandene Kampfsituation sollen die Teilnehmer trotz möglicher Verwundungen diszipliniert und ohne äußere Anzeichen von Furcht durchstehen. Das Einüben von Tapferkeit durch Überwindung der eigenen Furcht ist das eigentliche Ziel. Ein Zurückweichen wird als Niederlage empfunden und gewertet.

Anders als beim Duell geht es heute aber weder um Leben oder Tod noch darum, für sogenannte Verletzungen der Ehre Satisfaktion zu geben. Das ist verboten und ausdrücklich nicht mehr Sinn der Mensuren. Diese dürfen heute nur noch unter Bedingungen gefochten werden, die ernsthafte oder gar tödliche Verletzungen der Teilnehmer ausschließen.

Schlagende, besonders pflichtschlagende Verbindungen betrachten die Mensur noch immer als wichtige Hilfe zur Persönlichkeitsbildung. Denn in der Vorbereitung muß der Teilnehmer eine saubere Kampftechnik ( Pauken) einüben und dabei Disziplin und Sorgfalt entwickeln. Dabei muß er sich mit einer bedrohlichen Situation auseinandersetzen, die eigenen Ängste überwinden und ihr gefaßt entgegentreten.

Bereits im 19. Jahrhundert hatte sich eine weitere Form studentischer Mensur entwickelt, die ebenfalls auf ein Leben voller Duelle

184

vorbereiten sollte. Von den Studenten wurde der Umgang mit einer Waffe verlangt. Sie mußten lernen, einem Kontrahenten blutige Verletzungen „ausschließlich im Gesicht, am Schädel oder auch an den Ohren, die keinen größeren Schaden hinterließen

als ein paar schwere Narben am Kopf“<sup>877</sup>, beizubringen.

Diese Art des Duells, die eine reine Erziehungsmaßnahme darstellen sollt, hieß Bestimmungsmensur. Hier trat jeweils ein Mitglied einer Verbindung gegen ein anderes Mitglied auf Verabredung hin an. Es wurde nur um die Ehre der Verbindung gekämpft, nicht um die persönliche.

„Jeder Angehörige einer schlagenden Verbindung war nicht nur verpflichtet, im Semester soundsoviele Bestimmungsmensuren auszutragen, sondern man wachte auch darüber, dass er sich gut dabei hielt. Wer diesen strengen Regeln nicht genügte, wurde hinausgeworfen - mit allen Folgen eines Ausschlusses aus der satisfaktionsfähigen Gesellschaft des geeinten Deutschland.“<sup>878</sup>

Das Pauken soll denn noch heute den Zusammenhalt der eigenen Gemeinschaft stärken. Es findet, ein typisches Männerritual, meist vor den versammelten Aktiven der am Pauktag teilnehmenden Bünde sowie unter der oftmals regen Teilnahme seitens der entsprechenden Altherrenschaften statt. Die Beteiligten einer Mensur gehören grundsätzlich zwei verschiedenen, nicht miteinander befreundeten Verbindungen an.

Mensuren werden von vielen Student enverbindungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz gefochten, vereinzelt auch von Verbindungen in Belgien und im Baltikum. Bei den pflichtschlagenden Verbindungen sind die Mitglieder verpflichtet, Mensuren zu fechten, bei den fakultativ schlagenden Verbindungen obliegt dies der individuellen Entscheidung des einzelnen Mitglieds.

877

Elias, a.a.O., S. 133.

185

Das Duellverhalten im 19. Jahrhundert kannte solche Entscheidungsmaßstäbe noch nicht. Es ging um ein angebliches Mehr. Zwar diente die Erziehung zum Duell auch dazu, das Bedürfnis junger Menschen nach Wettkämpfen zu befriedigen, dennoch stand die Vorbereitung auf das Leben in der höheren Gesellschaft im Vordergrund<sup>879</sup>. Männer wurden bewußt auf ein Leben mit Duellforderungen und Herausforderungen vorbereitet. Studenten wie Offiziere trugen Meinungsverschiedenheiten bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts „mit blanken Waffen aus“<sup>880</sup>. „Die Gegner hatten erhebliche Bewegungsfreiheit, sie konnten seitwärts treten, mit dem Kopf ausweichen und den Oberkörper leicht nach vorne beugen, um einen Hieb besser anzubringen.“<sup>881</sup>

Nachdem Deutschland 1871 geeint war, sahen sich Burschenschaften und schlagende Verbindungen „als Vertreter des neuen Deutschland, als Helfer der kaiserlichen Regierung“<sup>882</sup>, und die Zweikampfriten differenzierten sich. Sie behielten freilich unter den Angehörigen der sich stabilisierenden satisfaktionsfähigen Gesellschaft den Charakter von Duellen, da diese es „als unter ihrer Würde betrachteten, sich wie das gemeine Volk gegenseitig zu verprügeln“<sup>883</sup>. Satisfaktionsfähige bevorzugten die alte Methode, ihre Streitigkeiten auszutragen und so ihre negativen Gefühle unter Kontrolle zu halten. Sie wollten ihren Streit in geregelter Form austragen und sogar eine Verletzung oder den Tod in Kauf nehmen.

Erziehung innerhalb einer Verbindung war eng mit dem Duell als Symbol verbunden. Dies diente unter anderem der Darstellung des gesellschaftlichen Ranges. Norbert Elias vergleicht das Ritual innerhalb der Studentenschaft mit „den zeremoniellen Gebräuchen einer

Elias, a.a.O., S. 133. Nach Norbert Elias wurde im England derselben Zeit dieser Drang junger Männer etwa in der Form von Sportwettkämpfen befriedigt. (Elias, a.a.O., S. 125.)<sup>880</sup> Elias, a.a.O., S. 132.<sup>881</sup> Ebda.<sup>882</sup> Ebda.<sup>883</sup> Elias, a.a.O., S. 132 f.

879 878

186

höfischen Gesellschaft“<sup>884</sup>. Allerdings sieht er zwischen diesen Gruppen auch Unterschiede: In der höfischen Gesellschaft waren die Ränge durch die Etikette bestimmt, so dass es keiner bestimmten Verhaltensweisen bedurfte.

Im studentischen Milieu dagegen war „das dem Rang seiner Verbindung entsprechende zeremonielle Auftreten oft mit Gesten verbunden, die seine eigene Höherstellung ostentativ akzentuierten“<sup>885</sup>.

Auch beim Zweikampf gab es Differenzen zwischen dem studentischen und dem höfischen Milieu: Bei Hofe waren offene

Konfrontationen ausgeschlossen, während ein offener Austrag von Streitigkeiten unter Studenten trotz des gesetzlichen Verbots üblich war.

#### 4. Verteidigung von Besitz und Ehre

Die zeitliche Verzögerung zwischen Effis Tat und ihrer Entdeckung, zwischen Schuld und möglicher, nicht notwendiger Sühne, erfüllt ihren Zweck, denn die Frage der Verjährung wird zum Angelpunkt des Gesprächs. Nicht eine emotionale, augenblickliche Aufwallung führt zu dem Duell mit Crampas, sondern formale gesellschaftliche

Überlegungen sind Beweggrund des Handelns, lässt Fontane doch Innstetten auf Wüllerdorfs Frage: „[...] müssen Sie's durchaus tun? Fühlen Sie sich so verletzt, beleidigt, empört, dass einer weg muß, er oder Sie? Steht es so?“

886

ausdrücklich antworten: „[...] ich bin ohne

jedes Gefühl von Haß oder gar von Durst auf Rache.“

Die seit dem Ehebruch verstrichenen Jahre lassen Innstetten sich gar zum Verzeihen geneigt fühlen. Aber das ihn tyrannisierende „Gesell884 885

Elias, a.a.O., S. 137. Ebda. 886 Fontane, Effi Briest, S. 198.

187

schafts-Etwas“ erkennt Liebe und Verjährung nicht an, es fordert seinen Tribut und findet in ihm ein Mitglied, das bereit ist ihn zu zahlen, denn

„[...] man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. Ging es, in Einsamkeit zu leben, so könnt ich es gehen lassen; ich trüge dann die mir aufgepackte Last, das rechte Glück wäre hin, aber es müssen so viele leben auch ohne dies ‚rechte Glück‘, und ich würde es auch müssen und - auch können. Man braucht nicht glücklich zu sein, am allerwenigsten hat man einen Anspruch darauf, und den, der einem das Glück genommen hat, den braucht man nicht notwendig aus der Welt zu schaffen. Man kann ihn, wenn man weitabgewandt weiterexistieren will, auch laufen lassen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas ausgebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die andern und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt tun wir es selbst und können es nicht aushaken und jagen uns die Kugel durch den Kopf [...] Also noch einmal, nichts von Haß oder dergleichen, und um eines Glückes willen, das mir genommen wurde, mag ich nicht Blut an den Händen haben; aber jenes, wenn Sie wollen, uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas, das fragt nicht nach Liebe und nicht nach Verjährung. Ich habe keine Wahl. Ich muß.“ 887

Einwände Wüllerdorfs gegen das Vorhaben bringen Innstetten nicht davon ab und enden schließlich in der Bestätigung:

„[...] Sie haben recht [...] die Dinge verlaufen nicht, wie wir wollen, sondern wie die andern wollen [...] unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, solange der Götze gilt.“ 888

887 888

Fontane, Effi Briest, S. 198 f. Fontane, Effi Briest, S. 200.

188

Wüllerdorf und Innstetten als Vertreter der gesellschaftlichen Ordnung erteilen der Fähigkeit und auch der Willigkeit des Menschen eine Absage, sich über die in Auflösung befindlichen Ordnungen, die einen lebensbedrohenden Charakter angenommen haben, hinwegzusetzen oder sie zu relativieren889.

Innstettens Ehre, ein Synonym von Besitzerstolz, muß nun einmal verteidigt, wiederhergestellt werden. Effi selbst wird zum Ganzen überhaupt nicht befragt. Sie erfährt durch Dritte von einem fait accompli zu ihren Lasten. Ihr Mann hält es an keiner Stelle für nötig, sie anders als ein Objekt seines verletzten Besitzerstolzes zu behandeln.

Innstetten folgt beim Duell, das seinen Besitz wenigstens der Form halber wiederherstellen soll, nicht seinem Vorbild Bismarck, der bei einem Duell aus Einsicht in den Wahnsinn seines Tuns in die Luft schoss<sup>890</sup>, er schießt gezielt und trifft den Gegner tödlich. Auch wenn er bei einer Rekapitulation des Duells zu der Erkenntnis gelangt, dass alles einer Vorstellung, einem Begriff zuliebe geschah<sup>891</sup>, ist dies nicht als eine neu gewonnene Einsicht in die tieferen Belange des Lebens und in die Fragwürdigkeit eines überholten Ehrbegriffs zu werten. Er ist eine in sich statische Figur, der eine Revision der eigenen Philosophie selbst nach einer Katastrophe unmöglich wird.

Der mit Standesvorurteilen behaftete Innstetten leistet weiter Götzendienst, indem er - selbst nach dem Durchschauen der Fragwürdigkeit des Ganzen - den Prinzipien seiner starren Ethik treu bleibt, macht sogar nicht Halt, wenn es um die Belange der Tochter geht, die er systematisch der Mutter entfremdet. Ihm selbst bleibt lediglich die Flucht vor der Gesellschaft in die Resignation - in der schmerzhaften Gewissheit, „[...] dass es ein Glück gebe, dass er es gehabt, aber dass er es nicht mehr habe und nicht mehr haben könne“ <sup>892</sup>.

Hamann, a.a.O., S. 52. Roch, Herbert: Fontane, Berlin und das 19. Jahrhundert, Berlin-Schöneberg 1962, S. 238 f. <sup>891</sup>

Hamann, a.a.O., S. 52. <sup>892</sup> Fontane, Effi Briest, S. 242.

<sup>890</sup> 889

189

Trotz der im Gespräch mit Wüllersdorf geäußerten Selbstvorwürfe setzt Innstetten sich nicht mit einer wie auch immer gearteten eigenen Schuld auseinander. Freigesprochen von jeder Schuld wird er - trotz des Erzählerbemühens um Distanz - nicht<sup>893</sup>. Er hat sich „selbst der Gesellschaft ausgeliefert“ <sup>894</sup>.

Es fällt schwer, Sympathien für Innstetten zu empfinden, nachdem die Einsicht in seine Unfähigkeit, lebenszerstörende gesellschaftliche Ordnungen zu überwinden, vermittelt worden ist. Es ist unwahrscheinlich Teilnahme zu empfinden für einen Götzendienst leistenden Gesellschaftssklaven, der den Konventionen nicht nur - wie Richard Brinkmann es formuliert<sup>895</sup> - wegen tadelbarer Charaktereigenschaften nicht entkommen kann. Auch wenn der Baron sich aus dieser Gesellschaft wegwünscht, von „Kultur und Ehre“ nichts mehr wissen will, sie gar einen „Krimskrams“ heißt, der an allem schuld ist<sup>896</sup>, hat er sich ein für allemal durch seinen Entschluß zum Duell (und zum angeblich legalen Mord) an eben diese Gesellschaft verkauft. Sein Leben ist „verfuscht“<sup>897</sup>.

Und Effi? Einmal bricht es aus ihr heraus, als sie einem Gefühl der Auflehnung gegen die Gesellschaft und deren Vertreter, ihren Ehemann, nachgibt, die ihr soviel Herzlosigkeit erwiesen, soviel Schmerz zufügten:

„Ich habe geglaubt, dass er ein edles Herz habe, und habe mich immer klein neben ihm gefühlt; aber jetzt weiß ich, dass er es ist, er ist klein. Und weil er klein ist, ist er grausam. Alles was klein ist, ist grausam [...] Ein Streber war er, weiter nichts. - Ehre, Ehre, Ehre ... und dann hat er den armen Kerl totgeschossen, den ich nicht einmal liebte und den ich vergessen hatte, weil ich ihn nicht liebte.“<sup>898</sup>

<sup>893</sup> 894

Hamann, a.a.O., S. 52 f. Mittelman, a.a.O., S. 120. <sup>895</sup> Brinkmann, a.a.O., S. 423. <sup>896</sup> Fontane, Effi Briest, S. 243. <sup>897</sup> Ebda. <sup>898</sup> Fontane, Effi Briest, S. 232 f.

190

Den ich nicht einmal liebte? In der Tat. Christian Grawe konstatiert „eine belanglose, aus Langeweile, Abenteuerlust und dem Reiz des Verbotenen eingegangene Winterliebe von wenigen Monaten“ <sup>899</sup>.

Effi, bei der „der Augenblick der höchsten Erkenntnis mit dem Gefühl der tiefsten Machtlosigkeit verbunden“<sup>900</sup> ist, muß künftig, ganz und gar Objekt des verletzten und nur notdürftig reparierten Besitzanspruchs, das ihr von der Gesellschaft auferlegten Stigma der Ehebrecherin tragen. Darin kann sie sich wenigstens teilweise wiedererkennen. Darin kann sie auf ein Bezugssystem, das sie kennt, zurückgreifen<sup>901</sup>. Das Duell, das ihr Mann nicht ihret-, sondern seinetwegen bestand, hat die Lage offensichtlich geklärt. Weshalb aber? Was ist es um ein solches Duell?

Lexikalisch kann das Duell so definiert werden<sup>902</sup>: Ein Duell ist ein freiwilliger Zweikampf mit gleichen, potentiell tödlichen Waffen, der von den Kontrahenten vereinbart wird, um eine Ehrenstreitigkeit auszutragen. Das Duell unterliegt traditionell

festgelegten Regeln. Duelle sind heute in den meisten Ländern verboten .

Der gesellschaftliche Ehrenkodex war jedoch im 19. Jahrhundert bekanntlich stärker als die gesetzlichen Verbote des Duells, die überall galten, wenn auch in unterschiedlicher Schärfe. So war bereits im deutschen Reichsstrafgesetzbuch von 1871 der Zweikampf mit tödlichen Waffen von vornherein als Sondertatbestand mit geringerer Strafandrohung definiert, nämlich mit Festungshaft zwischen drei Monaten<sup>903</sup> und zehn Jahren. Bei der praktischen Durchsetzung dieser Verbote zeigte sich jedoch, dass die Angehörigen der (Militär-)Gerichtsbarkeit

899

Grawe, a.a.O., S. 219. Mittelman, a.a.O., S. 118. 901 Mittelman, a.a.O., S. 114. 902 <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Duell&printable=yes>; zuletzt abgerufen 2. 11. 2005, 8. 37 Uhr.

900

191

und der Regierungen sich dem zugrunde liegenden Ehrenkodex selbst verpflichtet fühlten: Duellanten wurden häufig überhaupt nicht gerichtlich verfolgt , nur sehr milde bestraft oder nach kurzer Strafverbüßung begnadigt.

Ideologische Grundlage des Duellwesens war das Festhalten an der zumindest im 19. Jahrhundert längst anachronistisch gewordenen Vorstellung eines ritterlichen Standes freier, waffentragender Männer, die sich und ihre Ehre selbst verteidigen können und müssen, ohne zu einer staatlichen Obrigkeit Zuflucht zu nehmen. Die Ehre, um die es hier ging, war daher nicht nur persönliche Ehre, sondern zugleich Standesehre: Wer zu diesem Stand gehören wollte (als Adliger, Offizier, Student oder von diesen Gruppen gesellschaftlich akzeptierter Angehöriger des Bürgertums), war nicht nur berechtigt, sondern sozial verpflichtet, Angriffe auf seine Ehre abzuwehren, entweder , indem er Zurücknahme oder Entschuldigung erlangte, oder - wenn das verweigert wurde oder die Beleidigung zu schwer war (wie im Falle eines Ehebruchs) - indem er den Beleidiger zum Duell forderte.

Entzog er sich dieser Verpflichtung, wurde er von seinen Standesgenossen gesellschaftlich geächtet und als ehrlos betrachtet. Umgekehrt führten als unehrenhaft betrachtete Verhaltensweisen auch zum Verlust der Satisfaktionsfähigkeit.

Das Duell war spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts heftig umstritten. Entsprechend seiner standesmäßigen Verankerung kamen Ablehnung und Kritik vor allem von liberaler und sozialistischer Seite, aber auch die katholische Kirche verurteilte das Duell<sup>904</sup>. Obwohl Adel und Offizierskorps an der „ Ehren“-Idee des Duells festhielten, ging die Zahl der tatsächlich ausgefochtenen Duelle bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs beständig zurück .

Lermontow, Held, S. 189: Nikolai Martynow, der Michail Lermontow im Duell „aus Versehen“ - erschossen hatte, wurde zu drei Monaten Festung verurteilt.

903

192

Infolge der gewaltigen gesellschaftlichen Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg (Zusammenbruch der Monarchien, Durchsetzung demokratischer Ideen, Verlust der gesellschaftlichen Bedeutung des Adels, Demilitarisierung) verschwand das Duell schnell. In Frankreich, Italien und Südamerika wurden ganz vereinzelt noch nach dem Zweiten Weltkrieg Duelle ausgefochten, die aber meist Showcharakter hatten .

#### 4.1 Die erwünschte Plazierung

Es nimmt kaum wunder, dass die Figur des Major Crampas mit einer Häufung von Vorausdeutungen auf die Katastrophe eingeführt wird. Inhaltsschwer und den ausgeprägten Schicksalsglauben Crampas' unterstreichend verläuft der Dialog zwischen diesem und dem Ehepaar Innstetten auf der Veranda des Kessiner Hauses. Crampas' Vorausdeutungen weisen offen auf das ihm bevorstehende Schicksal:

„Es steht mir nämlich fest, dass ich einen richtigen und hoffentlich ehrlichen Soldatentod sterben werde. Zunächst bloß Zigeunerprophezeiung, aber mit Resonanz im eigenen Gewissen.“ <sup>905</sup>

Schicksal erscheint hiernach nicht als blindes Fatum, sondern ist für Crampas aus seinem psychologischen Selbstverständnis



heraus bis zu einem gewissen Grade einsichtig<sup>906</sup>. Crampas' Annahme trifft zu, allerdings ohne die Hoffnung auf einen ehrlichen Soldatentod zu erfüllen. Selbst seine Zuversicht und sein Vertrauen auf Innstetten, ihm „wohl ein bißchen Krieg besorgen“<sup>907</sup> zu können, finden im übertragenen Sinne eine Entsprechung in der Realität.

Innstetten verschafft Crampas die zwar anders gewünschte, aber im weitesten Sinne doch kriegerische Auseinandersetzung. Nicht ein  
904

c. 2351 des bis 1983 gültigen Gesetzbuches der katholischen Kirche (CIC) verbot das Duell unter der Sanktion des Kirchenbanns un des rechtlichen Ehrverlustes (!). 905 Fontane, Effi Briest, S. 103. 906 Schwarz, a.a.O., S. 256. 907 Fontane, Effi Briest, S. 103.

193

ehricher Soldatentod, sondern Innstettens Duellpistole markiert das Ende des Majors, nicht ein bei Bismarck bestellter Krieg, sondern der erfüllte Wunsch nach Abwechslung ist der Auslöser der Katastrophe und Wegbereiter für einen Tod durch Innstetten.

„Abwechslung ist des Lebens Reiz, eine Wahrheit, die freilich jede glückliche Ehe zu widerlegen scheint“ .908

Mit dieser Aussage und der gleichzeitigen Infragestellung der Existenz glücklicher Ehen, von Effi unterstützt und lediglich eingeschränkt durch die Ausnahme der eigenen Ehe, ist die Motivation für den Ehebruch offenbar. Das Streben nach Abwechslung ist es auch, das Crampas zu durch charakterliche Dispositionen begünstigten Aktionen veranlasst, um das Schicksal zum Vollzug herauszufordern<sup>909</sup>.

Duelle gehören wesentlich dazu. Es verwundert nicht, dass Crampas von Duellen gezeichnet ist<sup>910</sup>.

Sie dienten unter anderem dazu, sich von den unteren Schichten abzugrenzen. Mit Hilfe eines Zweikampfes, der durch strenge Regeln die Gegner zu einem fairen Verhalten zwingt, distanzieren Ehrenmänner sich von den Kämpfen und Messerstechereien der unteren Klassen.

„Vorzugsweise bemühte man das Bild grobschlächtiger, schwitzender, ineinander verkeilter Metzgergesellen, um den Kontrast zu den feinen, kühlen und gelassenen Duellanten höherer Klassen zu akzentuieren.“<sup>911</sup>

Satisfaktionsfähige Männer legten auf diese gesellschaftliche Abgrenzung und auf die Beachtung der Regeln viel Wert. Es wurde immer wieder betont, das Duell diene dazu, die Aggression aus der Begegnung der Kontrahenten herauszunehmen. Ehrenmänner sollten nicht wie die

908 909

Fontane, Effi Briest, S. 104. Hamann, a.a.O., S. 70 f. 910 Fontane, Effi Briest, S. 107. 911 Frevert, Ehrenmänner, S. 196.

194

Männer der unteren Schichten in der Hitze des Gefechts aufeinander losstürmen und kämpfen, sondern die Forderung gut durchdenken.

„Männer der ‚guten‘, der satisfaktionsfähigen Kreise zeichneten sich gerade eben dadurch aus, dass sie eine Ehrenkränkung ohne Zeichen persönlicher Erregung oder Verletzttheit hinnahmen und den Konflikt auf einer anderen, sehr viel distanzierteren Ebene fortsetzten.“<sup>912</sup>

Innstetten, der Emotionen wie Haß und Rachsucht ausdrücklich von sich weist<sup>913</sup>, verhält sich, von daher gesehen, ganz korrekt.

Der Vergleich zwischen Duell der höheren Klassen und der Prügelei der unteren Schichten zeigt die Machtverteilung dieser Gesellschaft. Sowohl das Duell wie auch die Prügelei waren Nachwirkungen eines Streits<sup>914</sup>.

„Aber das Duell war eine in hohem Maße formalisierte Art der Gewalttätigkeit, die das Gewaltmonopol des Staates durchbrach und die in erster Linie dem Adel und vor allem den Offizieren, dann auch bürgerlichen Zivilisten, die einen genügend hohen Status hatten, vorbehalten war.“<sup>915</sup>

Solange sich die Männer der unteren Schichten nicht zu schwer verletzt, interessierte die Prügelei niemanden, besonders den Staat nicht. Benutzten sie aber eine Waffe, wurde dafür gesorgt, dass sie möglichst schnell ins Gefängnis kamen oder sogar „im Namen des Staates hingerichtet“ wurden<sup>916</sup>. Ein Duell dagegen zählte als Kavaliersdelikt, das „nicht in der gleichen Weise bestraft werden“ könnte, „wie gewalttätige Handlungen

Frevert, Ehrenmänner, S. 199. Fontane, Effi Briest, S. 198. 914 „Erst im Fortgang von Staatsbildungsprozessen, mit der wachsenden Monopolisierung der Gewalttat durch einen Zentralherrn, sind Menschen in der Lage, einen Unterschied wahrzunehmen zwischen der von der hohen Warte eines Staatsoberhauptes formell erklärten und organisierten Gewalttat des Krieges und der von niedrigerer Ebene, gleichsam privat erklärten und organisierten Gewalttat des Duells.“ (Elias, a.a.O., S. 94.)  
915 Elias, a.a.O., S. 94. 916 Ebda.

913

912

195

anderer sozialer Schichten“ <sup>917</sup>. Duellanten wurden zu Festungshaft, nicht zu Zuchthaus oder Gefängnis, verurteilt.

Die Festungshaft (auch als Festungsstrafe, in Österreich zeitweise als Staatsgefängnis bezeichnet) war bis 1945 eine im Strafgesetzbuch definierte besondere Form der Freiheitsstrafe<sup>918</sup>. Festungshäftlinge billigte die Obrigkeit (und Justiz) eine ehrenhafte Gesinnung zu. Die Festungshaft wurde daher auch als Ehrenhaft bezeichnet. Sie war eine custodia honesta (nicht entehrende Strafe) ohne Arbeitszwang. Sie ersetzte Zuchthaus wie Gefängnis und wurde gegen Angehörige höherer Stände, bei politischen Straftaten oder gegen Duellanten verhängt.

Berühmte Festungshäftlinge waren Fritz Reuter (von 1833 bis 1840), Werner von Siemens (1842 wegen eines Duells), August Bebel, aber auch Adolf Hitler und Rudolf Heß, die nach dem Marsch auf die Münch-ner Feldherrnhalle am 9. November 1923 (einem Putschversuch) ein Jahr Festungshaft in Landsberg am Lech verbüßten. Auch Karl Liebknecht war 1907 zu eineinhalb Jahren verurteilt worden. Anton Graf von Arco-Valley, der 1919 den bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner erschossen hatte, wurde nach einem Todesurteil zu Festungshaft begnadigt.

Peter Dieners beschreibt die „milde Bestrafungs- und großzügige Begnadigungspraxis“<sup>919</sup>. Für Offiziere bedeutete die Festungshaft fast gar keine Strafe. Als Zeichen ihrer Gesellschaftszugehörigkeit war es ihnen erlaubt, ihre Uniform weiterzutragen. Zudem wurde die Haft auf ihre Dienstzeit angerechnet und das Gehalt weiter gezahlt<sup>920</sup>. Werner von Siemens nutzte die Zeit der Festungshaft für seine Studien und führte einige Untersuchungen durch<sup>921</sup>.

917 918

Ebda. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Festungshaft&printable=yes>; zuletzt abgerufen 5. 11. 2005, 11.25 Uhr. <sup>919</sup> Dieners, a.a.O., S. 79 ff. <sup>920</sup> Dieners, a.a.O., S. 82. <sup>921</sup> Siemens, Werner von: Lebenserinnerungen, 2. Aufl., Berlin 1893.

196

Des öfteren kam es vor, dass der Überlebende eines Zweikampfs ins Ausland flüchtete und dort einige Zeit verbrachte. Giacomo Casanova floh nach seinem Duell mit dem Grafen Branicki in ein Kloster in Warschau, wo er Asyl erhielt<sup>922</sup>.

„Das Kloster sicherte ihm nach damaligen Recht Schutz vor Strafverfolgung, solange er es nicht verließ.“<sup>923</sup>

Ich komme auf „das Duell als ein Mittel des Austrags von Streitigkeiten“<sup>924</sup> zurück. Die Prügelei folgt dem Streit sofort. Das bedeutet, dass Wut, Ärger oder Haß sofort realisiert werden. Beim Duell wird dagegen versucht, Emotionen möglichst außer Acht zu lassen (wie Innstetten das für sich behauptet), weswegen zwischen der Forderung und dem eigentlichen Kampf einige Zeit liegen mußte.

„Das Duell dagegen ist ein Beispiel für eine relativ hoch formalisierte Art der physischen Auseinandersetzung.“ <sup>925</sup>

Die Kontrahenten der oberen Schichten stürzen sich nicht sofort aufeinander. Der Habitus verlangt von den Mitgliedern die Beherrschung ihrer Gefühle und Impulse. Die Formalisierung des Duellrituals ist ein „Erkennungszeichen der höherstehenden Gruppe, ein Symbol der Unterscheidung zwischen den Menschen der höheren und der niedrigeren Schicht“<sup>926</sup>.

Für Guttandin bedeutet die Ritualisierung des Duells eine Zivilisierung. Mitglieder der satisfaktionsfähigen Gesellschaft hatten alles genauestens

Giacomo Casanova betonte stets, dass es sich in seiner Angelegenheit nicht im strikten Sinn, um ein Duell handelte. Dazu: Casanova, Giacomo: Das Duell, oder Versuch über das Leben des Venezianers G. C., München - Zürich 1988, S. 70 und Scholle, Christine: Das Duell in der russischen Literatur. Wandlungen und Verfall eines Ritus, München 1977, S. 183 f. <sup>923</sup> Kleßmann, Eckart: „Er nannte mich einen venezianischen Feigling“ . Casanova und Graf Branicki: ein Duell, das Europa erregte (1766), in: Schultz, Uwe (Hg.): Das Duell. Der tödliche Kampf um die Ehre, Frankfurt a. M. - Leipzig 1996, S. 76. <sup>924</sup> Elias, a.a.O., S. 99. <sup>925</sup> Elias, a.a.O., S. 99. <sup>926</sup> Elias, a.a.O., S. 100.

922

197

geregelt, egal ob es sich dabei um Ort, Zeit oder Anlaß handelte. Alles wurde „mit der Zeit verstärkt verfeinert und kontrolliert“<sup>927</sup>.

„Der Unterschied zwischen der minutiös formalisierten Art der Gewalttat eines Duells und einer vergleichsweise informellen Prügelei unter Menschen einfacherer Schichten, also das Ausmaß des Formalitäts- Informalitäts- Gefälles, dem man hier begegnet, kann als Kriterium für die soziale Distanz zwischen den betreffenden Schichten dienen.“<sup>928</sup>

Durch die Abhebung von den anderen Klassen wurde der Zusammenhalt der Mitglieder dieses Kreises gestärkt:

„Man stößt hier auf eine der wiederkehrenden Doppelfunktionen der Formalisierung von Verhaltensstrategien etablierter Schichten. Sie erlegen ihren Angehörigen entwicklungs- und lagespezifische Muster von Selbstzwängen, also Versagungen auf, die andererseits als Kennzeichen der Distanzierung, als Merkmale der Distinguiertheit, als Symbole ihres Besserseins dienen.“<sup>929</sup>

Als Belohnung für den Verzicht fungiert die Zugehörigkeit zu der besonderen Gesellschaftsschicht und damit die Steigerung des persönlichen Wertes, was wiederum dem Ego schmeichelt und das Selbstbewußtsein stärkt. Man gehört eben der rangüberlegenen Gruppe an<sup>930</sup>.

Die Beherrschung der subtilen Umgangsstrategien guter Gesellschaften, die deren Mitglieder schon von Kindheit an absorbieren, ist nicht zuletzt ein Symbol der Zugehörigkeit zu der als besonders wertvoll erachteten Gruppe und nährt beim Praktizieren dieser Strategien immer wieder das Bedürfnis nach Bestätigung des eigenen Selbstwertes. Es stärkt die Solidarität mit der eigenen Gruppe und das Empfinden des menschlichen Besserseins, also der Überlegenheit über die anderen. Ebenso verhält es sich mit dem klassenspezifischen Habitus: Hier sollte eine Abgrenzung zu anderen  
<sup>927</sup> <sup>928</sup>

Guttandin, a.a.O., S. 28. Elias, a.a.O., S. 100. <sup>929</sup> Ebda.

198

Schichten erfolgen und die Zusammengehörigkeit der Mitglieder demonstriert und gestärkt werden<sup>931</sup>.

Das Duellwesen forderte von den Duellanten einen hohen Grad sowohl an Affektkontrolle als auch an Selbstdisziplin, Charakterstärken, die den Männern der unteren Schichten abgesprochen wurden. Ein Duell war „eine höchst genau formalisierte Art der Gewalttat“<sup>932</sup>. Gefühle wurden „durch ein minutiös ausgearbeitetes gesellschaftliches Ritual unter ‚eiserne Kontrolle‘ gebracht“<sup>933</sup>.

Der Zweikampf erfolgte nicht sofort nach der entehrenden Tat, sondern bewußt mit Abstand. Zusätzlich wurde großer Wert auf die Waffengleichheit („Gerechtigkeit des Zweikampfes“) gelegt:

„Die ungeschriebenen, gleichwohl allen Teilnehmern bekannten Regeln waren dazu da, das Duell als ehrenhaften, auf Gleichheit und Fairness bedachten Kampf zu institutionalisieren und ihm den Charakter einer mit List und Tücke, Wut, Zorn und Rachegeilüsten vermengten Prügelei zu nehmen.“<sup>934</sup>

Im Vergleich zum 18. Jahrhundert kamen Regelverletzungen im 19. Jahrhundert viel weniger vor. Sie wurden in der Gesellschaft stark kritisiert.

„Der förmliche, immer gleiche, in überlieferten ‚Gebräuchen‘ und ‚Gesetzen‘ institutionalisierter Ablauf eines Duells trug dazu bei, Erregung zu dämpfen und Emotionen abzuspalten. Obwohl man eine Beleidigung als individuelle Kränkung erfuhr, hatte man darauf in einer festgelegten, streng ritualisierten Handlungskette zu reagieren, die subjektiven Äußerungen wenig Raum ließ.“<sup>935</sup>

930 931

Elias, a.a.O., S. 100. Ebda. 932 Elias, a.a.O., S. 96. 933 Ebda. 934 Frevert, Ehrenmänner, S. 198. 935 Frevert, Ehrenmänner, S. 200.

199

Ein vorgegebenes Handlungsschema erleichterte die Reaktion auf eine Kränkung<sup>936</sup>. Es war nun nicht mehr nötig, sich über die Konsequenzen seiner Handlung Gedanken zu machen und das Für und Wider abzuwägen. Der Zweikampf diente als Ventil, durch das persönliche, negative Gefühle kontrolliert entweichen konnten. Ein solches Gefühl war oft das der Rache. Durch die Konvention des Duells wurde das unkontrollierte Sich-Rächen verhindert. Forderte der Beleidigte seinen Beleidiger heraus<sup>937</sup>, war beiden klar, dass sie die gleichen Gefahren zu tragen hatten.

„Gerade die grundsätzliche Gleichheit der Kontrahenten war es, die das Duell von allen Formen geplanter Körperverletzung oder Blutrache unterschied und es selbst in den Augen vieler seiner Kritiker ‚veredelte‘. Es ging nicht darum, den Gegner zu übervorteilen und ihn hinterrücks anzugreifen, sondern man stand sich gleichsam mit offenem Visier und gleichen Waffen gegenüber.“<sup>938</sup>

Die Gleichheit der Duellanten wurde allerdings durch den verschiedenartigen Körperbau und die unterschiedliche psychische Ausstattung beeinträchtigt. So hatten geübte Schützen den ungeübteren gegenüber einen Vorteil. Bei Säbelduellen war Wendigkeit eine überaus nützliche Eigenschaft. Obwohl gewisse Voraussetzungen einen Vorteil bewirken konnten, war dies nicht zu verallgemeinern. Es gab Duelle, in denen der Favorit seinem Kontrahenten unterlag.

„Selbst erfahrene Fechter konnten sich ihres ‚Erfolges‘ niemals sicher sein, gelang es doch sogenannten Naturalisten immer wieder, ihre Taktik mit unkonventionellen Hieben, Stößen und Stichen zu durchkreuzen.“<sup>939</sup>

Viel verheerender konnte der Zufall beim Pistolenduell wirken. Ute Frevert berichtet von einem Duell, bei dem sich der Geforderte dazu

936 937

Ebda., auch zum folgenden. Detailliert: Anonymus, a.a.O., S. 9-11. 938 Frevert, Ehrenmänner, S. 201.

200

entschlossen hatte, so tief wie möglich zu schießen, damit der Kontrahent keinen Schaden nahm. Obwohl er an dem Entschluß festgehalten hatte, wurde der Herausforderer tödlich getroffen<sup>940</sup>.

Ein ähnlicher Fall lag bei dem Zweikampf zwischen dem Studenten Ferdinand Hedenus und einem Offizier vor. Während der im Schießen geübte Offizier nicht traf, ging die Kugel des halbblinden und mit links schießenden Studenten direkt in die Stirn seines Kontrahenten<sup>941</sup>.

„Dieser Tod war weder geplant noch vorhersehbar gewesen, sondern ein Produkt des Zufalls - eines Zufalls, der die dem Duellprinzip innewohnende Egalisierungstendenz verstärkte und ein etwaiges Kompetenzgefälle zwischen den Duellanten ausglich.“ <sup>942</sup>

Sicher war kaum jemals, wer als Gewinner aus dem Duell hervorgehen würde. Einen eigentlichen Gewinner gab es ohnedies nicht, da es im Duell um die Wiederherstellung der eigenen Ehre ging. Schon durch den Antritt beim Duell war diese Ehre wiederhergestellt, egal wie der Waffengang ausfallen würde.

Es kam für einen Mann darauf an, dass er sich, seinem Kontrahenten und der Gesellschaft gegenüber den Mut bewies, das Risiko seines Todes einzugehen, wobei Duellverabredungen bis zum tödlichem Ausgang in der Gesellschaft zumeist verpönt waren<sup>943</sup>.

In Duellen ging es „um Versöhnung, um die Wiederannäherung miteinander verfeindeter Männer“ <sup>944</sup>. Das war notwendig, damit die relativ kleine Gruppe der Satisfaktionsfähigen mit der Zeit nicht mehr und mehr Lücken aufwies.

939 940

Ebda. Frevert, Ehrenmänner, S. 201 f. 941 Frevert, Ehrenmänner, S. 202. 942 Ebda. 943 Anonymus, a.a.O., S. 15 f. 944 Frevert, Ehrenmänner, S. 210.

201

„Eben weil der Kreis derer, die dazugehörten oder dazugehören wollten, sehr klein, überschaubar und relativ abgeschlossen war, mußten Konflikte so gelöst werden, dass sie ihn nicht zersprengten und den Gleichklang dauerhaft störten.“<sup>945</sup>

Auf Leben und Tod zielende Zweikämpfe waren wie gesagt ungern gesehen.

„Dem Kerl die Maske fortzuziehn / Und vornehm schweigend über ihn / Gesellschaftlich den Stab zu brechen. / Doch seinen Gegner töten – nein. / Das kann doch kein Vergnügen sein.“<sup>946</sup>

Ob aber die Alternative jeden Mann anzog? Puschkin malt sich das mögliche spätere Leben des im Duell getöteten jungen Poeten aus:

„Ihm konnte freilich auch im Leben / Ein Alltagslos beschieden sein: / Er hätte Frische, Lust und Streben / Bald schon verloren, hintendrein / Enttäuscht die Musen satt bekommen, / „Im Dorf gehockt, ein Weib genommen / Und sich im Schlafrock stillvergnügt / Als Hahnrei in die Welt gefügt; / Geschmaust, geschnarcht und - hoch an Jahren - / Hätt er dann, mürb von Gicht und Fett, / Als Biedergreis im Sterbebett, / Umheult von Weib und Kinderscharen / Und von der Ärzte Kunst mißbraucht, / Den letzten Seufzer ausgehaucht.“ <sup>947</sup>

Doch kommen Kämpfe auf Leben und Tod vor. Puschkin schildert ein solches Duell:

„Und bittren Ernstes schreiten / Zwei Feinde, stumm in kalter Ruh, / den Lauf gesenkt, von beiden Seiten / vier Schritte aufeinander zu, / Vier Schritte, die zum Jenseits führen.“ <sup>948</sup>

945 946

Frevert, Ehrenmänner, S. 211. Puschkin, a.a.O., S. 137 (Onegin VI, 33). 947 Puschkin, a.a.O., S. 139 (Onegin VI, 38/39). 948 Puschkin, a.a.O., S. 135 (Onegin VI, 30).

202

Den Sekundanten war es verboten, Bedingungen abzusprechen, die auf den Tod eines der Duellanten hinauslaufen würden. Sie waren vielmehr gehalten, die beiden Männer zur Versöhnung (durch Entschuldigung) anzuhalten<sup>949</sup>. Freilich „hört man nicht zu, man hält das für eine Formalität. Aus falschem Ehrgefühl“<sup>950</sup>.

Denn, so Frevert, das „Ziel des modernen Ehrenzweikampfes war nicht die Tötung des Gegners, sondern der Beweis eigenen Mutes, das ‚SichStellen‘. Nicht Rachetriebe sollte sich im Duell ausleben können, sondern der Wunsch, die persönliche Ehre durch die Demonstration von Todesverachtung und Entschlossenheit intakt zu halten.“ <sup>951</sup>

Durch einen Zweikampf bestätigten Männer einander Ehrerbietung und Achtung. Die Ehre wurde wiederhergestellt, indem der „Entehrte“ sich dem Risiko stellte, eventuell bei diesem Zweikampf zu sterben. So wurde bewiesen, dass die Ehre jenem mehr

wert war als das Leben. Das bedeutet, dass der Sinn des Duell nicht eigentlich in der Tat selber bestand, sondern in der Bereitschaft, den Tod in Kauf zu nehmen. Duellanten erkannten sich gegenseitig als Ehrenmänner an<sup>952</sup>. Im Falle eines Ehebruchs blieb das Duell allerdings meist ein äußerliches Zeichen:

„Der Schein, der bei allen Aktionen gewahrt werden muß, ist der Schein der Ehre.“ <sup>953</sup>

Erving Goffman beschreibt in einem solchen Zusammenhang, wie die Ehre, neben anderen Äußerlichkeiten, die Fassade eines Menschen stützt<sup>954</sup>. Sie hilft Männern, ihre persönliche Stellung in der Gesellschaft zu behaupten.

So auch bei Tschchow, a.a.O., S. 337. Ebda. <sup>951</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 206. <sup>952</sup> Guttandin, a.a.O., S. 277. <sup>953</sup> Guttandin, a.a.O., S. 179. <sup>954</sup> Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München-Zürich 1983, S. 25 f. Dazu auch: Giordano, Christan: Mediterrane Ehrvor<sup>950</sup> <sup>949</sup>

203

Interessant ist das Verhalten der Familie eines getöteten Duellanten dessen Kontrahenten gegenüber. Oft war es der Fall, dass der Vater eines Getöteten den Täter in der Haft besuchte und für ihn ein Gnadengesuch einreichte. Dies läßt sich damit erklären, dass sowohl der Verstorbene als auch sein Kontrahent nach den Regeln der entsprechenden Gesellschaftsschicht gehandelt haben und das Duell auch anders hätte verlaufen können<sup>955</sup>.

„Nicht zuletzt in dieser über den Tod hinausreichenden Solidarität spiegelte sich jene eigentümliche Verquickung von Sozialem und Privatem, von kollektivem Zwang und Individualität, die das Duell in seinem Reglement und seinem typischen Erscheinungsformen auszeichnete.“<sup>956</sup>

Fontane spart die Frage nach der Zukunft der Familie des getöteten Crampas ganz aus.

Ein Duellant hat nur den Konventionen entsprechend gehandelt. Vom Beginn, der Beleidigung, bis zum Ende des Zweikampfes wurde ein Ritual vollzogen. Dessen Ende war nicht absehbar.

#### 4.2 Ein Zauber für Bürger

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts nahm der Anteil der bürgerlichen Duellanten stark zu. Während zwischen 1800 und 1869 Männer adeliger Herkunft etwa 44 Prozent der bekannten Duelle bestritten, waren es in den nächsten 44 Jahren nur noch 19 Prozent. Diese Zahlen sind der Kriminalstatistik des Deutschen Reiches entnommen<sup>957</sup>. Dabei ist zu beachten, dass diese Statistik nur Fälle enthält, die zur Anklage gekommen sind. Über die tatsächlich ausgetragenen Duelle und die Zugehörigkeit

stellungen: archaisch, anachronistisch, und doch immer aktuell, in: Guttandin, Friedhelm (Hg.): Soziologie der Ehre, Studienkurs der Fernuniversität Hagen, I, Hagen 1989, S. 52 ff. <sup>955</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 211 f. <sup>956</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 212. <sup>957</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 179.

204

der Kontrahenten zu einer Gesellschaftsschicht läßt sich nichts Genaues sagen<sup>958</sup>.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte der Adel das Ritual des Zweikampfes für sich allein beansprucht. Begründet wurde das unter anderem mit der Erziehung des Nachwuchses:

„Adelige Männer wuchsen von klein auf in einem Ambiente heran, das großen Wert auf die zeremonielle Demonstration von Ehre und Ritterlichkeit legte.“<sup>959</sup>

Im Gegensatz zum Bürgertum, das sich auf den Geld- und Nahrungserwerb konzentrieren mußte, konnten die Angehörigen des Adels, die meist materiell versorgt waren, sich auf ihre Ehre besinnen. Von Vorteil war für sie, dass sie sich gleichsam auf ihrer ererbten sozialen Stellung ausruhen konnten, während das Bürgertum um eine solche Stellung kämpfen mußte. Der zeitliche Vorsprung des Adels war enorm. Eine von Heinrich Heine - unter dem Pseudonym Kahldorf - geführte Adelskritik sah im Zweikampf die einzige überlieferungswürdige Adelstradition<sup>960</sup>, durch die das Rittertum zur vollen Blüte gelangt sei.

„Ausdrücklich nahm der bürgerliche Autor das Duell und die in ihm enthaltene ‚höhere Autonomie der Ehre‘ in Schutz, ohne sie aber allein dem Adel überlassen zu wollen; vielmehr fand er sie ‚in der Brust des gebildet-fühlenden Mannes begründet‘, d. h. Bildung anstelle erblicher Privilegien entschied darüber, ob ein Mann jener Ehre teilhaftig war oder nicht.“<sup>961</sup>

Im 19. Jahrhundert wurde höhere Bildung zum Kennzeichen satisfaktionsfähiger Männer. So trafen sich Adel und höheres Bürgertum in Salons und so war es adeligen Männern ohne Statusverlust möglich, ihre Gattin im höheren Bürgertum zu suchen; Geburt heiratete zunehmend  
958 959

Zum Ganzen: Frevert, Ehrenmänner, S. 179. Ebda. 960 Frevert, Ehrenmänner, S. 180.

205

Geld. Zu dieser gesellschaftlichen Entwicklung gehörte auch, dass der Adel den Ehrenanspruch des höheren Bürgertums akzeptierte. So kam es auch häufiger zu Duellen zwischen Männern bürgerlicher und adeliger Herkunft.

Für Bürgerliche war Bildung um so wichtiger, da sie sich bekanntlich nicht auf vererbte Standesprivilegien stützen konnten. Sie mußten sich ihren Platz in der Gesellschaft erarbeiten. Dazu gehörte Bildung.

„In dem Maße, wie Karrieren im Staatsdienst immer stärker formalisiert und an akademische Qualifikationsnachweise gebunden wurden, entwickelte sich ‚Bildung‘ zu einem für das Bürgertum zentralen Vehikel sozialen Aufstiegs.“<sup>962</sup>

Neben der Bildung als einer Notwendigkeit für die Karriere existierte auch Bildung als Ideologie. Der gebildete Bürger las nun vor allem bürgerliche Trauerspiele und Bildungsromane. Das bürgerliche Trauerspiel, in dem das Schicksal von Bürgern, entgegen der Tradition meist in Prosa abgefaßt, dargestellt wird, ist im 18. Jahrhundert entstanden. Durch das bürgerliche Trauerspiel werden die Anschauungen der Renaissance und des Barocks, in denen die Tragödie lediglich das Medium zur Darstellung der Schicksale hoher Standespersonen darstellt, da dem Bürger jede Fähigkeit zum tragischen Erleben abgeht, zunehmend abgelöst.

Die Gestaltung der dramatischen Figuren und ihre Konstellation im Drama erfährt im 18. Jahrhundert einen entscheidenden Wandel. Während vor dieser Zeit lediglich adelige Personen die Besetzung eines Dramas bildeten, erobert nun mehr und mehr ein Bürgertum die Bühne, das sich von den Zwängen der höfischen Welt zu befreien sucht und zugleich die Lebensart des Adels zu kritisieren beginnt.

961 962

Ebda. Frevert, Ehrenmänner, S. 180.

206

Der adelige Held tritt jetzt in den Hintergrund oder wird durch einen bürgerlichen Protagonisten ersetzt. In vielen Stücken treten zwar auch weiterhin adelige Personen auf, allerdings ändert sich die Thematik.

„Da Tugend und Empfindsamkeit als allgemeinemenschliche Werte nicht an eine soziale Schicht gebunden waren, können sie sowohl von Bürgerlichen als auch von Adeligen verkörpert werden, was zu einer Aufhebung der ‚Ständeklausel‘ führen mußte. Der Held ist in erster Linie Mensch, nicht Angehöriger eines Standes. Die Gleichheit im ethischen Handeln hebt die ständische Ungleichheit auf.“<sup>963</sup>

Die im bürgerlichen Leben auftretenden Sorgen, Nöte und Wünsche wurden auf der Bühne dargestellt, das bürgerliche Trauerspiel war geboren. Als das erste deutsche Stück dieser Gattung gilt Gotthold Ephraim Lessings Miß Sara Sampson (1755):

„Was Lessings Miß Sara Sampson zum bürgerlichen Trauerspiel macht, ist das Thema der zerstörten Familie, [...]“<sup>964</sup> Damit ist eine bürgerliche Sorge thematisiert.

In Miß Sara Sampson hat Lessing den Grundstein für eine neue Gattung in Deutschland gelegt. Zwar sind die Personen allesamt englischen Dramen und Romanen entlehnt, doch heißt das nicht, dass Lessings Werk eine völlige Kopie ist <sup>965</sup>. Sein Stück thematisiert ein individuelles - und originäres - Schicksal.

„Das Bürgerliche Trauerspiel wie die Rührende Komödie, aus der es hervorging, verlagern den Ort der Handlung in die Intimität



des Privatbereiches. Die Trennung der Gesellschaft in einen politisch-öffentlichen

Barner, Wilfried [u. a.]: Lessing. Epoche - Werk - Wirkung, unter Mitw. von Volker Badstübner und Rolf Kellner, 4. Aufl. München 1981, S. 164. 964 Koopmann, Helmut: Drama der Aufklärung. Kommentar zu einer Epoche, München 1979, S. 124. 965 Richel, Veronica: Erläuterungen und Dokumente. G. E. Lessing. Miss Sara Sampson, Stuttgart 2003, S. 5.

963

207

und einen moralisch-privaten Bereich ist charakteristisch für das bürgerliche Gesellschaftsbild im 18. Jahrhundert.“<sup>966</sup>

Zwar lassen sich die Gefühle der Personen noch nicht alleine von ihren Handlungen ablesen, so dass sie immer noch die Unterstützung der expliziten Erwähnung innerhalb des Dialogs brauchen, doch bedeutet es ein Schritt nach vorne, den Figuren einen individuellen Charakter zuzuschreiben, der einer Entwicklung fähig ist.

Der in der Weimarer Klassik entstandene spezifisch deutsche Bildungsroman schenkte dem Bürger eine weitere Möglichkeit, sich als positiver Held zu entdecken, „der in konfliktreicher Auseinandersetzung mit der Außenwelt heranreife und eine unverwechselbare Identität als Bürger, Mann und Mensch ausbildete“<sup>967</sup>. Die Idee der Entfaltung der Persönlichkeit entstammt der Aufklärung. Ein besonderer Vorbildcharakter wird hier Rousseaus Emil oder über die Erziehung (1762) zugeschrieben.

Bildung und Erziehung sollten dem Bürgersohn alle Tore zur Gesellschaft öffnen<sup>968</sup>. Wohlbemerkt: dem Bürgersohn. Von der Tochter ist nicht die Rede. Bildung war geschlechtsspezifisch beschränkt. Horst Herrmann nennt die Bildung, die Frauen zukam, männerdienlich<sup>969</sup>.

„Das bedeutet, dass sie nur insoweit gebildet sein dürfen, wie sie zu Repräsentationszwecken (Edelstein-These) herangezogen werden können und dabei ihre Gatten nicht bloßstellen (Blamage-Theorem).“<sup>970</sup>

Bürger brauchen Bildung, um in die satisfaktionsfähige Gesellschaft aufgenommen werden zu können. Bürgerinnen brauchen sie nicht; sie

966 967

Barner, a.a.O., S. 163 f. Frevert, Ehrenmänner, S. 181. 968 Ganz billig war die Bildung allerdings nicht. So kostete doch eine abgeschlossene höhere Schulbildung zwischen 4000-8000 Mark. Zwischen 1887 und 1890 stammte nur jeder tausendste Student einer preußischen Universität aus einem Arbeiterhaushalt. (Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 89.) 969 Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 90. 970 Ebda.

208

definieren sich nach wie vor über ihre Ehemänner - und deren Bildung. Wo aber kam diese Bildung her? Wer vermittelte sie?

Für Wilhelm von Humboldt ist eine Universität Wissenschafts- und Bildungsinstitut zugleich. Es ist wichtig, dass das eine das andere nicht ersetzen kann. Bildung und Wissenschaft sollen an einer Universität nur in Symbiose existieren<sup>971</sup>. Nach dem Sektionschef für Kultus und Unterricht hat die Universität Wissenschaft und Bildung zu fördern, da erstere notwendig ist, um die höchste Bildung zu erlangen.

Wilhelm von Humboldts Bildungsansatz wendet sich gegen die Tradition. Für ihn soll die Universität keine Fachhochschule sein, die den Lernenden eine fachbezogene Berufsausbildung bietet; ebenfalls

wendet er sich gegen Bildung im Sinne der Brauchbarkeit für die Gesellschaft. Ob er auch an ihre Funktionalisierung für die Gesellschaft der Satisfaktionsfähigen gedacht hat?

Die von ihm erträumte Hochschule soll nicht wie bisher als Instrument zur Anpassung an Konventionen und Traditionen dienen, sondern ganz im Gegenteil: Sie soll den Menschen von seinen Zwängen befreien bzw. ihm helfen, sich selbst zu helfen. Sie soll ihm das Werkzeug an die Hand geben, um zur Selbstbestimmung zu gelangen. Sie soll ihn auf sich selbst stellen oder ihm helfen, sich auf sich selbst zu stellen<sup>972</sup>.

Die Studierenden sollen eine Gruppe Gleichinteressierter darstellen, die alles erforschen wollen und dafür kein Studienreglement brauchen, da sie sich aus sich selbst heraus bilden können. Humboldt war es wichtig, die Universität nicht als eine berufsbezogene Ausbildungsstätte zu sehen. Für ihn war sie Ort der Reflexion.

Wilhelm von Humboldt hat freilich sein Amt niedergelegt, bevor er die Reform der Universität durch neues Denken verwirklicht hatte.

Menze, Clemens: Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts, Hannover 1975, S. 315. 972 Menze, a.a.O., S. 317.

971

209

Doch ein solches „[...] Doppelprogramm berufspraktischer Kenntnisse und zweckfreier Betätigung ließ ‚Bildung‘ zu einer wichtigen Säule der modernen bürgerlichen Welt, gleichzeitig aber auch zu deren theoretischer Negation und Kritik werden. Schließlich honorierte die bürgerliche Gesellschaft nicht nur Leistung, Talent und Innovation, womit sie den handfesten Aufstiegsinteressen des Bürgertums entgegenkam; sie beruhte darüber hinaus auf einem Prinzip strikter Arbeitsteilung und Spezialisierung, dem sich das Ideal von Ganzheitlichkeit und umfassender Persönlichkeitsentwicklung, wie es die neuhumanistische Bildungsidee hegte, scharf widersetzte.“<sup>973</sup>

Der bildungsmotivierte Bürger versuchte, seinen Lebensstil dem der Adelligen anzupassen, was sich in den Schulfächern, klassische Sprachen, Geschichte und Literatur, zeigte. Nach Horst Herrmann werden Abitur und Studium zum bedeutsamsten „Mittel zum sozialen Aufstieg“<sup>974</sup>:

„Bildung wird zum einzigen Gebiet, auf dem das Bürgertum nicht nur mit dem Adel gleichziehen kann, sondern ihm auch überlegen wird. Literatur, Theater, Musik werden zu Bereichen kultureller Selbstbetätigung und -bestätigung.“<sup>975</sup>

Jeder junge Mann mußte seine eigene Identität finden und entfalten. Der Begriff „Identität“ setzt sich unter anderem aus den zwei Faktoren Individuum und Individualität zusammen. Individuum bedeutet das Unteilbare. Es ist das Selbstverständnis einer Person, das sich, sowohl durch Erinnerung als auch durch Körperkontinuität, durch alle Lebenslagen zieht<sup>976</sup>. Mit Individualität ist die Einzigartigkeit eines Individuums gemeint.

Frevert, Ehrenmänner, S. 183. Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 88. 975 Ebda. 976 Zur sogenannten „Geburt des Individuums“: Eickelpasch, Rolf: Grundwissen Soziologie, Stuttgart 1999, S. 68 f.

974

973

210

Die moderne bürgerliche Gesellschaft unterstützte diese Entwicklung dadurch, dass „sie Männer aus korporativ-ständischen Bindungen löste“ und „ihnen die Chance bot, sich verschiedenen sozialen Kreisen anzuschließen“<sup>977</sup>. Die Veränderung der Gesellschaft bedeutet eine nicht zu unterschätzende Umstellung für das Individuum<sup>978</sup>. War früher die Rolle in der Gesellschaft genau festgelegt, so bietet sich mehr und mehr eine Vielzahl von Wahlmöglichkeiten, deren Folge ist, dass das Individuum nur in kleinen Bereichen gesehen wird (Parzellierung<sup>979</sup>).

Zuerst einmal hört es sich positiv an, nicht mehr an die herkömmlichen Traditionen gebunden zu sein. Die Individualisierung des Lebenslaufes schreitet voran und sorgt für die Individualität des Einzelnen<sup>980</sup>. Schauen wir aber genauer hin, so läßt sich auch hier eine Konvention erkennen: der Zwang zur Individualität.

„Individualisierung meint nicht die Befreiung des einzelnen von den Fesseln der Gesellschaft, sondern eine bestimmte, historisch neue Form der Vergesellschaftung.“<sup>981</sup>

Individualisierung ist freie Wahl der Lebensführung durch Zwang. Durch die Individualisierung verliert das Leben die Selbstverständlichkeit und die „Gewohnheit“. Identität ist eine Eigenleistung des Individuums, bei der auch versagt werden kann. Für viele Menschen bedeutet der Zwang, sich dauernd entscheiden zu müssen und zu einem eigenen Leben verdammt zu sein<sup>982</sup>, eine permanente Überforderung. Diese Menschen flüchten sich schnell in diverse Subkulturen, durch die sie eine scheinbare Identität erhalten.

„Nicht jedem Mann gelang es, sich im überreichen Angebot individueller Optionen zurechtzufinden und die verschiedenen, womöglich

977 978

Frevert, Ehrenmänner, S. 183. Eickelpasch, Rolf - Rademacher, Claudia, Identität, Bielefeld 2004, S. 6 f. 979 Beispiele: Herrmann, Liebesbeziehungen, S. 67, 188, 243 f. und 254. 980 Zum Ganzen: Eickelpasch - Rademacher, a.a.O., S. 16 ff. 981 Eickelpasch, a.a.O., S. 71. 982 Eickelpasch - Rademacher, a.a.O., S. 19 f.

211

auseinanderstrebenden Teile seiner Persönlichkeit so zusammenzufügen, dass ein unverwechselbares Ganzes daraus entstand.“983

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts nahmen die Klagen der bürgerlichen Männer immer weiter zu. Besonders Jugendliche und Intellektuelle kritisierten „die ‚Zerrissenheit‘ in der modernen Gesellschaft“ 984. Ute Frevert nimmt an, dass als Resultat aus dieser Revolte immer mehr bürgerliche Männer das „Duell, das den Kult der autonomen Persönlichkeit auf die Spitze trieb“985, für sich entdeckten. Dabei handelte es sich meist um gebildete Bürgerliche.

„Je weiter man ‚dem unmittelbaren Erwerbsbedürfnisse entrückt‘ sei, desto näher stehe man dem Duell und seinem an immateriellen Werten orientierten Ehrbegriff.“986

Muß ein Mensch sich um den Vermögens- und Nahrungserwerb kümmern, bleibt ihm weniger Zeit, sich um seine Ehre Gedanken zu machen und diese zu pflegen. Es verwundert daher nicht, dass die sich die überzeugtesten Verfechter des Duells in den Kreisen von Studenten, Offizieren987 und Beamten fanden, weniger bei Kaufleuten und Unternehmern.

„Aber auch das Interesse des Bürgertums an ständischer Abschließung gegen unterbürgerliche Schichten konnte durch die Übernahme der aristokratischen Duellpraxis befriedigt werden - was um so leichter fiel, je deutlicher sich die ‚gebildeten Stände‘ zu einer ‚Geistesaristokratie‘ mit eigenem, in der neuhumanistischen Bildungsidee wurzelndem Anspruch auf Ehre entwickelten.“988

Frevert, Ehrenmänner, S. 184. Ebda. 985 Frevert, Ehrenmänner, S. 184. 986 Frevert, Ehrenmänner, S. 185. 987 Karl Marx machte den „militärisch-aristokratischen Umgang“ von Ferdinand Lassalle für dessen Duelltod verantwortlich: Dieners, a.a.O., S. 63. 988 Frevert, Ehrenmänner, S. 187.

984

983

212

Ich erinnere hier auch an die Sicht des Duells und der Mensur als einer Erziehungsmaßnahme:

„Das dem Bildungsbegriff inhärente Individualitäts- und Totalitätsstreben, die Orientierung an ‚Selbständigkeit‘ und ‚Selbstverantwortlichkeit‘ sowie die damit verknüpfte ‚Ablehnung staatlicher Gängelung und Fürsorglichkeit‘ fanden im Duell Widerhall und Verstärkung.“989

Duelle übten offenbar eine faszinierende Wirkung aus - auf bürgerliche Männer und solche, die es werden wollten.

Die beim Militär seit dem 18. Jahrhundert herrschende „Trennung von Persönlichem und Dienstlichen“ 990 gewann im 19. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung. Männer differenzierten nun zwischen beruflicher und persönlicher Ehre.

Ute Frevert berichtet in diesem Zusammenhang vom bayerischen Innenminister Carl August von Abel. Als dieser von Clement Graf von Lodron, den er polizeilich belangt hatte, eine Forderung zum Duell erhielt, entschied er sich dagegen und verfolgte ihn gerichtlich991. Hätte der bayerische Innenminister sich persönlich beleidigt gefühlt und die Anweisung nicht als Minister gegeben, wäre er wohl auf die Forderung eingegangen.

„Dennoch waren der persönlichen Empfindlichkeit keine gewohnheitsrechtlichen Grenzen gesetzt, so dass die Anlässe, die zu

einer Duellforderung führten, äußerst vielfältig waren. Eine abschätzende Bemerkung, eine falsche Bewegung konnten einen Wortwechsel nach sich ziehen, in dessen Verlauf das Codewort ausgesprochen wurde, dem unweigerlich eine Duellforderung folgen mußte.“<sup>992</sup>

989 990

Ebda. Frevert, Ehrenmänner, S. 188. 991 Ebda. 992 Frevert, Ehrenmänner, S. 191.

213

Thomas Mann lehnte 1910 jedoch ein Duell mit dem Hannoveraner Privatdozenten Theodor Lessing wegen gravierender Formfehler einfach ab<sup>993</sup>. Etikette mußte sein.

Und so können wir feststellen, dass „die Übertretung des Verbotes nicht weniger an Regeln gebunden ist als das Verbot selbst“<sup>994</sup>.

#### 4.3 Die geregelten Abläufe

In Effi Briest fallen die Raumattribute des Ortes, an dem zwischen Effi und Major Crampas erste Fäden zum Ehebruch gesponnen wurden<sup>995</sup>, und die des späteren Duellplatzes zusammen<sup>996</sup>. Es ist anzunehmen, dass Fontane diese auffällige Übereinstimmung bewußt gewählt hat. Inwieweit er sich dabei dem Gesetz der „geregelten Abläufe“ unterworfen hat, welches das Duellverhalten auch des 19. Jahrhunderts prägte, ist nicht auszumachen. Das Duell zwischen Innstetten und Crampas wird im übrigen von Fontane nur relativ zurückhaltend geschildert<sup>997</sup>.

Schon der Begriff Ehre zieht „Zeremonialisierungen und Ritualisierungen“<sup>998</sup> nach sich: Ehrerbietung, Rivalisierung, Beleidigung, Herausforderung. Um so mehr ritualisiert sich das Duell und damit ein Verhalten, das gleichsam alle genannten Komponenten fokussiert. Mit der Ritualisierung verbinden sich Vorgänge der Pazifizierung und Zivilisierung<sup>999</sup>.

Im Laufe des 18. und besonders des 19. Jahrhunderts bildeten sich detailliertere Regeln für die Durchführung eines Duells heraus, die zunächst mündlich tradiert, schließlich aber auch schriftlich fixiert wurden. Die bekanntesten Kodifikationen von Duellregeln sind der irische

Frevert, Ehrenmänner, S. 192. Guttandin, a.a.O., S. 39. Vgl. Bataille, Georges: Der heilige Eros. Darmstadt Neuwied 1979, S. 61. 995 Fontane, Effi Briest, S. 112 ff. 996 Hamann, a.a.O., S. 30. 997 Fontane, Effi Briest, S. 207 f. 998 Guttandin, a.a.O., S. 25. 999 Elias, a.a.O., S. 90.  
994 993

214

Code Duello von 1777, der Essai sur le duel des Comte de Chateaullard, „Mitglied des Pariser Jokey-Klubs“ 1000, von 1836, Die Regeln des Duells von Franz von Bolgár (1881) und als umfassendstes Werk der 1891 (2. Aufl. 1897, 3. Aufl. 1912) erschienene Duell-Codex des öster-reichischen Fechtmeisters und Offiziers Gustav Hergsell.

Solche Handbücher, die nach Schopenhauer „ein steifes, pedantisches System“ stützten, „die ernsthafteste Posse von der Welt ... und ein wahrer Ehrentempel der Narrheit“<sup>1001</sup>, regelten unter anderem die Vorbedingungen, die ein Duell (zwingend) auslösten.

Auslöser war grundsätzlich eine Beleidigung der Mannesehre. Als solche galt jede öffentliche Verächtlichmachung, z. B. durch direkte verbale Beleidigung oder Herabsetzung, indirekte üble Nachrede, tätlichen Angriff, aber auch die Verletzung der Ehre oder der sexuellen Integrität von Frauen, die in der Obhut des indirekt beleidigten Beschützers (und Besitzers!) standen (vor allem die Ehefrau, aber auch Schwester, Tochter, Verlobte).

Handbücher unterschieden zwischen leichten, mittleren und schweren Beleidigungen. Bei leichten Beleidigungen (z. B. einer unbedachten unhöflichen Bemerkung, die als beleidigend aufgefaßt werden konnte), genügte in der Regel eine Entschuldigung, während bei schweren Beleidigungen (vornehmlich einem Schlag ins Gesicht<sup>1002</sup>) ein Duell unter den Ehren-Männern, dieser Art von „prügelnden Thieren“ (Schopenhauer<sup>1003</sup>), unvermeidlich war.

Der Beleidigte forderte den Beleidiger zum Duell, und zwar nicht persönlich, sondern durch einen oder (meistens) zwei Sekundanten, die er unter seinen Standesgenossen wählte.

Anonymus, a.a.O., S. 6. Schopenhauer, a.a.O., S. 377. 1002 „Ein Schlag ist und bleibt ein kleines physisches Übel“ : Schopenhauer, a.a.O., S. 380. 1003 Schopenhauer, a.a.O., S. 381.

1001

1000

215

„Es ist“, begann er [Innstetten, Y. B.], „um zweier Dinge willen, dass ich Sie habe bitten lassen: erst um eine Forderung zu überbringen und zweitens um hinterher, in der Sache selbst, mein Sekundant zu sein; das eine ist nicht angenehm und das andere noch weniger. Und nun Ihre Antwort. - Sie wissen, Innstetten, Sie haben über mich zu verfügen. Aber eh ich die Sache kenne, verzeihen Sie mir die naive Vorfrage: Muß es sein? Wir sind doch über die Jahre weg, Sie, um die Pistole in die Hand zu nehmen, und ich, um dabei mitzumachen. Indessen mißverstehen Sie mich nicht, alles dies soll kein Nein sein. Wie könnte ich Ihnen etwas abschlagen. Aber nun sagen Sie, was ist es? - Es handelt sich um einen Galan meiner Frau, der zugleich mein Freund war oder doch beinah. - Wüllersdorf sah Innstetten an. Innstetten, das ist nicht möglich. - Es ist mehr als möglich, es ist gewiß.“<sup>1004</sup> Offiziere sollten zuvor einen Ehrenrat oder ein Ehrengericht<sup>1005</sup> anrufen, das den Ehrenhandel prüfte, einen gütlichen Ausgleich herbeizuführen suchte und nur in schwereren Fällen die Zustimmung zum Duell gab, um dann in der Regel auch die Bedingungen festzulegen.

Die Forderung mußte innerhalb von 24 Stunden nach der Beleidigung ergehen oder nachdem der Beleidigte davon erfahren hatte. Bekanntlich hatte Baron von Innstetten erst Jahre später von der Beleidigung seiner Ehre durch Effis Ehebruch erfahren. Dementsprechend diskutiert er auch mit Wüllersdorf eine „Verjährungstheorie“, gibt dieser jedoch keine Chance<sup>1006</sup>. Verjährung ist „etwas Halbes, etwas Schwächliches, zum mindesten was Prosaisches“<sup>1007</sup>.

Es fällt auf, dass Innstetten keinerlei Angst vor dem anstehenden Duell zeigt, während andere Duellanten, so beispielsweise bei Lermontow, in

1004 1005

Fontane, Effi Briest, S. 197. Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere im Preußischen Heere vom 2. Mai 1874, bei: Anonymus, a.a.O., S. 40-61. 1006 Fontane, Effi Briest, S. 197 f. 1007 Fontane, Effi Briest, S. 205.

216

der Nacht vor dem Waffengang „nicht eine Minute schlafen“<sup>1008</sup> konnten.

Die Sekundanten verhandelten mit den Sekundanten des Beleidigers über die Möglichkeit einer friedlichen Beilegung oder, wenn das nicht möglich war, über die Einzelheiten der Durchführung des Duells. Die Sekundanten hatten bei der Auswahl des Platzes<sup>1009</sup> vor allem auf die Chancengleichheit der Duellanten zu achten. Sowohl der Lichteinfall als auch die Windverhältnisse sollten „die Gleichheit der Zielchancen nicht stören“<sup>1010</sup>. Zusätzlich kontrollierten sie die Waffen<sup>1011</sup>: Üblich waren Säbel und Pistole. Ungewöhnliche Waffen oder Bedingungen bedurften der Zustimmung beider Seiten, ansonsten konnte der Beleidigte die Waffen und die Bedingungen bestimmen.

Zum erstenmal nach der Tat sahen sich die Kontrahenten beim Duell wieder:

„Keinesfalls durften sie einander durch Blicke oder Worte zu reizen versuchen, sondern sollten nach einer knappen Begrüßung schweigend warten, bis die Sekundanten ihre Vorbereitung abgeschlossen hatten und ihnen die Plätze anwiesen.“<sup>1012</sup> Fontane schildert das Duellgeschehen vom 1. August 1885<sup>1013</sup>, das bereits vorausdeutend beschrieben wurde<sup>1014</sup>, so knapp wie möglich:

„So gingen sie fünf Minuten. Als sie bis an die ziemlich tiefe Senkung gekommen waren, die zwischen den beiden vordersten Dünenreihen hinlief, sahen sie, nach links hin, schon die Gegenpartei: Crampas

1008 1009

Lermontow, Held, S. 143. Fontane, Effi Briest, S. 202. 1010 Frevert, Ehrenmänner, S. 201. 1011 Lermontow, Held, S. 141 ff. 1012 Frevert, Ehrenmänner, S. 199. 1013 Patzer, a.a.O., S. 45. 1014 Fontane, Effi Briest, S. 103, wo vom Pistolenlauf

Innstettens gesprochen wird, vor den Crampas nicht „kommen“ will.

217

und Buddenbrook und mit ihnen den guten Doktor Hannemann, der seinen Hut in der Hand hielt, so dass das weiße Haar im Winde flatterte. - Innstetten und Wüllersdorf gingen die Sandschlucht hinauf, Buddenbrook kam ihnen entgegen. Man begrüßte sich, worauf beide Sekundanten beiseite traten, um noch ein kurzes sachliches Gespräch zu führen. Es lief darauf hinaus, dass man à tempo avancieren und auf zehn Schritt Distanz feuern solle. Dann kehrte Buddenbrook an seinen Platz zurück [...].“ 1015

Fontanes Bericht orientiert sich alles in allem am Comment. Ähnlich ist es bei Tschekow, der von Offizieren als Sekundanten spricht - und von einem Arzt, der sich nicht scheut, seine Bedingungen mitzuteilen: „Jede Seite zahlt mir fünfzehn Rubel, im Fall des Todes eines der Gegner zahlt der Überlebende die ganzen dreißig Rubel“ 1016.

Wegen der offiziellen Duellverbote wurden die Vorbereitungen im allgemeinen möglichst geheim gehalten<sup>1017</sup> und Duelle, das „Rendezvous“<sup>1018</sup>, meist in den Morgenstunden an abgelegenen, einsamen Orten, z. B. Waldlichtungen, wie Crampas vorgeschlagen hatte<sup>1019</sup>, durchgeführt.

Duellratgeber empfahlen, nur wenige über das bevorstehende Duell zu informieren, damit „die Sekundanten später nicht dafür verantwortlich gemacht“<sup>1020</sup> würden und die Polizei nicht eingreifen konnte.

Duelle wurden auch an der Grenze zu Nachbarländern abgehalten, damit sich ein Duellant im Notfall schnell absetzen konnte. Für den Fall, dass die Polizei erschien<sup>1021</sup>, sollte der Zweikampf unterbrochen und

1015 1016

Fontane, Effi Briest, S. 204. Tschekow, a.a.O., S. 335. 1017 Lermontow, Held, S. 141 und 147. 1018 Anonymus, a.a.O., S. 16. 1019 Fontane, Effi Briest, S. 202. 1020 Lermontow, Held, S. 147. 1021 Anonymus, a.a.O., S. 17.

218

schnellstmöglich anderswo fortgeführt werden. Der Kampfplatz war so zu wählen, dass auch keine zufälligen Zeugen stören konnten<sup>1022</sup>.

Außer den Duellanten, diese in Uniform oder, als Zivilisten, „im schwarzen Rock“<sup>1023</sup>, waren ein Arzt und die beiderseitigen Sekundanten, eventuell noch ein Unparteiischer anwesend, der gemeinsam mit den Sekundanten über die ordnungsgemäße Durchführung wachte. Zeugen und Zuschauer gehörten dem gleichen Gesellschaftskreis wie die Duellanten an. Die handverlesenen Anwesenden dienten dazu, die entsprechenden Leute über das Duell zu informieren.

„In dieser Präsenz direkter ‚peers‘ kann man ein weiteres Indiz dafür erblicken, dass Duellanten nicht nur von höchst individuellen Motiven geleitet wurden, sondern auch einer mehr oder weniger scharf empfundenen sozialen Pflicht genügten.“<sup>1024</sup>

Die Waffen mußten für beide Kämpfer genau gleich sein. Als Pistolen wurden einschüssige Vorderladerwaffen benutzt, die mit Schwarzpulver und bleiernen Rundkugeln im Kaliber 12 bis 17 mm geladen wurden. Die Treffgenauigkeit dieser Waffen, die oft glatte, nicht gezogene Läufe hatten, war gering; andererseits waren Verletzungen durch die großkalibrigen Geschosse schwer und führten oft noch Tage nach dem Duell zum Tod.

Die Pistole war im 19. Jahrhundert die gängige Waffe im Zweikampf, während „Säbel- oder Schlägerforderungen in den Geruch kamen, weniger ernsthaft gemeint zu sein“<sup>1025</sup>. Der Geforderte war gezwungen, die Waffenwahl zu akzeptieren, wollte er nicht für einen Feigling gehalten werden. Heinrich Heine beharrte bei seinem Duell mit Salomon Strauß auf der Pistole, obwohl Strauß den Säbel bevorzugt hätte<sup>1026</sup>. Es kam vor, dass ein Säbelduell zu einem Pistolenduell gesteigert wurde, weil  
1022 1023

Frevert, Ehrenmänner, S. 213 f. Anonymus, a.a.O., S. 18. 1024 Frevert, Ehrenmänner, S. 213. 1025 Frevert, Ehrenmänner, S. 202. 1026 Frevert, Ehrenmänner, S. 203.

219

dies als ernsthafter galt. Säbel- und Schlägerduelle galten demgegenüber als „unschuldige Studentenbalgerei“ 1027.

„Da ein Pistolenduell als gefährlicher galt, weil es häufiger als ein Duell auf blanke Waffen tödliche Verletzungen hervorrief, bezeugte es größeren Mut und erschien allgemein als ehrenhafter. Obwohl längst nicht jedes Pistolenduell ein blutiges Ende nahm und die üblichen Duellpistolen mit glatten Läufen keine hohe Trefferquote erzielten, war doch die Gefahr unzweifelhaft größer als bei einem Säbel- oder gar Schlägerduell.“ 1028

Die Schärfe der Bedingungen (und damit die Gefährlichkeit des Duells) hing von der Schwere der Beleidigung ab. Bei Pistolenduellen variierten die Zahl der Schußwechsel (1, 2 oder 3) und die festgelegte Entfernung, die zwischen 15 und 50 Schritten (ca. 11- 37 m) liegen konnte. Bei Säbelduellen wurde entweder bis zur ersten blutenden Wunde oder bis zur Kampfunfähigkeit gekämpft.

Mit beiderseitiger Zustimmung konnten auch schärfere Ausnahmebedingungen vereinbart werden, bis hin zum Extremfall des sprichwörtlich gewordenen „Sich über das Sacktuch schießen“. Hierbei hielten die Duellanten ein Taschentuch an den diagonal gegenüberliegenden Enden fest und schossen gleichzeitig, wobei aber nur eine Pistole geladen war. Ein auffälliges Indieluftschießen<sup>1029</sup> war streng verboten. Als Grundregel des Duells galt ja, dass beide Duellanten die Absicht hatten, von ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Wer absichtlich zweimal in die Luft schoß, war als nicht satisfaktionsfähig zu erklären. Darüber mußte ein Protokoll aufgenommen werden<sup>1030</sup>.

1027 1028

Ebda. Ebda. 1029 Lermontow, Held, S. 148. 1030 Anonymus, a.a.O., S. 20.

220

Am tunlichsten erschien es allerdings, auf die Beine des Gegners zu zielen. Damit konnte zum einen „der Groll befriedigt“ und zum anderen „das Gewissen nicht zu sehr belastet“ werden<sup>1031</sup>.

Nicht alle Männer hielten die Regeln ein. So passierte zum Beispiel bei einem Duell Heinrich Heines mit Salomon Strauß, dass Heine die durch das Zurücktreten der Sekundanten wiedergewonnene Sprechfreiheit nutzte, um seinen Kontrahenten rüde zu beschimpfen. Strauß seinerseits hatte die Regeln gebrochen, als er Heine während der Zeit, in der jeder Kontakt untersagt war, einen Brief schickte<sup>1032</sup>. Otto von Bismarck<sup>1033</sup>, der im übrigen bei Fontane nur als „Stichwortgeber für die Konversation“, als „Mosaik, als Anekdote“, nicht aber als „Monument“ figuriert<sup>1034</sup>, schoß bei einem seiner Duelle absichtlich in die Luft<sup>1035</sup>. Baron von Innstetten tat dies eben nicht.

„[...] alles erledigte sich rasch; und die Schüsse fielen. Crampas stürzte.“<sup>1036</sup>

Bei Pistolenduellen um die Jahrhundertwende (vom 18. auf das 19. Jahrhundert) war es gängige Praxis, dass der Beleidigte und damit der Herausforderer den ersten Schuß abgab. War dieser abgegeben, durfte der Beleidiger seinerseits einen Schuß tun. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde dem Aspekt der Gleichheit mehr Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Duellpraxis änderte sich. Nun war das Duell „auf Kommando“ auf dem Vormarsch. Während ein unparteiischer Anwesender von eins bis drei oder fünf zählte, schossen die Kontrahenten<sup>1037</sup>.

1031 1032

Lermontow, Held, 148. Frevert, Ehrenmänner, S. 199 f. 1033 Hierzu auch: Guenther, a.a.O., S. 193. 1034 Frei, a.a.O., S. 36. 1035 von Below, Georg: Bismarcks Duelle, in: Die Zukunft, Berlin 4. Juli 1896, S. 36. 1036 Fontane, Effi Briest, S. 204. 1037 Frevert, Ehrenmänner, S. 202.

221

„Ein solches Reglement betonte die Gleichheit der Duellanten und verminderte die Nervenanspannung, die mit dem früheren Modus unweigerlich verbunden war.“<sup>1038</sup>

Auf einer Stelle verharren zu müssen, während auf einen geschossen wird, beansprucht die ganze Selbstbeherrschung und den ganzen Mut eines Mannes. Beim Duell „auf Kommando“ wandelt sich die Passivität in Aktivität. Der Duellant steht nicht passiv und wartet auf den Schuß, sondern kann selbst etwas unternehmen. Freilich: Wer beim Pistolenduell „auf Signal“ auch nur „eine



halbe Sekunde zu früh oder zu spät“ schoß, war als ehrlos zu betrachten<sup>1039</sup>.

Eine weitere Variante des Pistolenduell war das „Schießen mit Vorrücken“. Hier waren die Gegner nicht gezwungen, auf der Stelle zu verharren, sie konnten sich bewegen<sup>1040</sup>.

Wie es Anhänger des Pistolenduell gab, so gab es auch Befürworter von Säbel- und Schlägerduellen. Für sie war die körperliche Nähe wichtig. Bei dieser Art des Zweikampfes standen die Männer sich direkt gegenüber, so „dass sie einander ins Auge sehen“<sup>1041</sup> konnten. Hier war der Einsatz des ganzen Körpers wichtig.

Ein Unterschied zum Pistolenduell bestand darin, dass ein Mann sich bei Kämpfen mit blanken Waffen verteidigen konnte. Hier kam es weniger auf die Funktionstüchtigkeit der Waffe als auf das Geschick eines Kämpfers an.

Das Risiko, bei einem Duell sterben zu können, mußte trotzdem immer präsent bleiben. Wäre dies nicht der Fall gewesen, wäre das Duell zu einem lächerlichen Spiel verkommen. Ein beleidigter Mann bewies durch seinen Mut, das Risiko einzugehen, getötet zu werden, dass er für

1038 1039

Ebda. Anonymus, a.a.O., S. 24. 1040 Zum Ganzen: Anonymus, a.a.O., S. 21-25. 1041 Frevert, Ehrenmänner, S. 203.

222

seine Ehre einstand. Für Guttandin bedeutet „die Bereitschaft der beiden Duellanten, ihr Leben aufs Spiel zu setzen“<sup>1042</sup> einen Ehrbeweis.

Die Duellanten beweisen, dass ihnen die Ehre über alles geht. Für den Beleidiger bedeutet das Duell Sühne. Er sühnt für die Ehrverletzung, die er seinem Kontrahenten angetan hat, indem er sich ebenfalls dem Tod stellt<sup>1043</sup>.

„Die Bereitschaft zur Selbstaufopferung hat die Funktion, die Lauterkeit der Gesinnung, des Ehrgefühls zu demonstrieren.“<sup>1044</sup>

Das sogenannte „Amerikanische Duell“, ein Lösen, wer von den beiden Duellanten sich innerhalb einer bestimmten Frist selbst zu töten habe<sup>1045</sup>, wurde in Deutschland strikt abgelehnt. Diese „frivole und verbrecherische Duellform“<sup>1046</sup> entsprach nicht der Ehrauffassung des Offiziers-Korps, die eine tätliche Auseinandersetzung beider Duellanten, also einen Zweikampf und keine Lotterie forderte.

Säbelduelle sollten nicht unblutig beendet werden. Gefährliche Hiebe waren erwünscht, durften aber nicht in der Absicht geschlagen werden, den Kontrahenten tödlich zu verwunden<sup>1047</sup>.

Duellratgeber rieten davon ab, bei Pistolenduellen daneben zu zielen. Sollte sich das bei jemandem wiederholen, würde ihm die Satisfaktionsfähigkeit abgesprochen werden. In der Realität kam dieser Regelverstoß laut Frevert nicht oft vor. Es gibt Fälle, in denen eine solche Praktik zur Anwendung gekommen ist, allerdings handelt es sich dabei um Zweikämpfe, die ausschließlich wegen des sozialen Zwanges stattfanden.

1042 1043

Guttandin, a.a.O., S. 241. Frevert, Ehrenmänner, S. 206. 1044 Guttandin, a.a.O., S. 241. 1045 Guttandin, a.a.O., S. 287. 1046 Anonymus, a.a.O., S. 25. 1047 Zum Ganzen auch: Guttandin, a.a.O., S. 288.

223

Da die Duellwaffen nicht sehr treffgenau waren, läßt sich nicht feststellen, wieviele Duellanten absichtlich daneben gezielt, dabei aber die äußere Form gewahrt haben. Ein Duellant konnte sich nie sicher sein, wie sein Gegenüber sich verhalten würde<sup>1048</sup>.

#### 4.4 Die handelnden Personen

In Frankreich war das Duell vom Ende des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts geradewegs zu einer Modeerscheinung geworden: Allein zwischen 1594 und 1610 sollen in Frankreich 8.000 Adlige und Offiziere in Duellen getötet worden sein, und der (allerdings für seine häufigen Duelle berühmte) François de Montmorency soll in einem einzigen Jahr 22 (nach anderen Quellen

sogar über 40) Kontrahenten im Duell getötet haben<sup>1049</sup>.

Nach neueren Schätzungen fochten im 19. Jahrhundert etwa 25% der Adligen mindestens einmal im Leben ein Duell aus. Häufig wurde dabei aber eher der Form Genüge getan, indem etwa bei Pistolenduellen Bedingungen vereinbart wurden, die eine Verwundung eher unwahrscheinlich machten. Es dürfte unter diesen Umständen nur in einem von sechs Duellen zu ernsthaften Verletzungen und nur in einem von vierzehn Duellen zum Tod eines Kontrahenten gekommen sein. Major Crampas' schneller Tod<sup>1050</sup> stellt von daher gesehen eine Ausnahme dar. Berühmte Duellopfer waren der US-amerikanische Politiker Alexander Hamilton (1804), der französische Mathematiker Evariste Galois (1832), die russischen Dichter Alexander Puschkin (1837) und Michail Lermontow (1841) sowie der Arbeiterführer Ferdinand Lassalle (1864)<sup>1051</sup>. Weitere illustre Namen von Duellanten sind Giacomo Casanova und

Frevert, Ehrenmänner, S. 207. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Duell&printable=yes>, zuletzt abgerufen 6. 11. 2005, 11. 25 Uhr. <sup>1050</sup> Fontane, Effi Briest, S. 204.

224

William Pitt d. J. sowie der bei Waterloo siegreiche 1. Herzog von Wellington, dann Wilhelm von Humboldt, Alexandre Dumas d. Ä. und Georges Clemenceau<sup>1052</sup>. Anton Tschekow und Leo Tolstoj sind nur knapp einem Duell entgangen, als sie sich 1861 überworfen hatten. Es war lange umstritten, ob Duelle nur Ledigen erlaubt seien oder ob auch Familienväter daran teilnehmen durften. Zunehmend setzte sich zwar die Meinung durch, die Verpflichtung eines Mannes gegenüber seiner Familie sei höher einzuschätzen. Das sah aber nicht jeder so, wie die Statistik des Deutschen Reiches beweist. Zwischen 1901 und 1914 wurden 1470 Männer wegen Zweikampfdelikten verurteilt. 250 von ihnen hatten eine Familie oder waren zumindest verheiratet<sup>1053</sup>.

Heinrich Heine heiratete kurz vor seinem Duell mit Salomon Strauß seine langjährige Lebensgefährtin Eugenie Mirat, um sie nach seinem eventuellen Duelltod versorgt zu wissen. Unklar ist, ob sie von dem bevorstehenden Duell wußte.

Auch wenn Männern nachgesagt wird, besonders Frauen gegenüber das Bedürfnis zu haben, ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen, zeigt eine Statistik des preußischen Kriegsministers von 1913, dass weder Eifersucht noch Ehebruch der häufigste Grund für ein Duell waren. 1897 waren nur 14 von 53 Offizieren aus diesen Gründen an einem Zweikampf beteiligt gewesen. Mit 32 Fällen stehen die tätlichen Beleidigungen an der Spitze dieser Statistik<sup>1054</sup>.

1051

<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Duell&printable=yes>, zuletzt abgerufen 6. 11. 2005, 11. 25 Uhr. Vgl. auch: Kohut, Adolph: Das Buch berühmter Duelle, Berlin 1888, passim. <sup>1052</sup> Zu tatsächlich durchgeführten Duellen auch, durchgehend detailliert, Kügler, Dietmar: Das Duell. Zweikampf um die Ehre, Stuttgart 1987; Eis, Egon: Duell. Geschichte und Geschichten des Zweikampfs, München-Wien-Basel 1971; Schmiedel, Helga: Berühmte Duelle, Berlin 1992. <sup>1053</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 194. <sup>1054</sup> Frevert, Ehrenmänner, S. 227.

225

Trotz dieser Zahlen fällt auf, dass viele Duellforderungen da ausgesprochen wurden, wo Damen anwesend waren, wie zum Beispiel auf Bällen und anderen geselligen Veranstaltungen<sup>1055</sup>.

Ute Frevert erklärt dieses Phänomen mit dem Macho-Gehabe von Männern, die sich gegenseitig, vor den Augen der Frauen, denen sie imponieren wollten, zu übertreffen suchten. Gewiß bedurfte es eines Anlasses, um einen Streit anzufangen: Tabakqualmwolken, ein fixierender Blick, eine zufällige Berührung, alles war willkommen, um sich vor den Frauen zu behaupten<sup>1056</sup>.

„Gerade angesichts der relativ scharfen Trennung männlicher und weiblicher Sphären in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, die sich auch auf der Ebene von Gesten, Sprache und Blicken deutlich ausprägte, schien es bei solchen Begegnungen offenbar reizvoll, das männliche Persönlichkeitsinventar in seiner ganzen Fülle in Szene zu setzen und den anwesenden Damen einen bleibenden Eindruck des ‚männlichen Charakters‘ zu vermitteln.“ <sup>1057</sup>

Albert Wiesinger verweist für die Jahre 1817 bis 1829 in Preußen auf insgesamt 39 Duelle, die geahndet wurden, durchschnittlich drei pro Jahr, und zwar 24 mit nur blutigem, 15 mit tödlichem Ausgang<sup>1058</sup>.

Ute Frevert ist bei ihren Forschungen in verschiedenen Archiven auf 520 Duelle gestoßen, die zwischen 1770 und 1925 stattgefunden haben. Sie hat diese Fälle tabellarisch aufbereitet, so dass ein Überblick über den Ausgang (tödlich oder nicht) des Duells, die benutzten Waffen und die soziale Herkunft möglich ist.

Zu den Motiven für ein Duell: Guttandin, a.a.O., S. 236. Frevert, Ehrenmänner, S. 228. 1057 Ebda. 1058 Wiesinger, Albert: Das Duell vor dem Richterstuhl der Religion, der Moral, des Rechtes und der Geschichte, Graz 1895, S. 92.

1056

1055

226

Tabelle 4: Anzahl der Duelle in deutschen Ländern

Preußen (1800-1914) Abs. % Zahl der Duelle Davon mit tödl. Ausgang Waffenart Pistole Schläger Säbel Degen Verurteilte Teilnehmer Soziale Herkunft Adlig Bürgerlich Berufszugehörigkeit Studenten

Baden (1850-1912) Abs. % 110 28,9 77,4 12,2 9,3 1,1 47 34 25 4 220 29,7 70,3 39,1 20,7 20 4,9 4,1 5,6 31 189 183 24 3 5 5 14,1 85,9 83,2 10,9 1,4 2,3 2,3 42,7 30,9 22,7 3,6

Bayern (1821-1912)

abs. 83 19

%

270 78 209 33 25 3 535 159 376 209 111 107 26 22 30 30

22,9

25 2 19 (Rest unbekannt) 151 27 124 49 70 10 9 7 6 17,9 82,1 32,5

(Reserve-)Offiziere Beamte Kaufleute, Fabrikanten, Ingenieure Freie Berufe Gutsbesitzer Andere

46,4

6,6 6 4,6

Quelle: Frevert, Ehrenmänner, S. 269.

Diese Tabelle führt nur die in den Archiven vorliegenden Duelle auf. Solche Fälle sind zugänglich, da sie ein „gerichtliches Nachspiel gefunden hatten“ 1059, was aber nicht bedeutet, dass alle Duelle aktenkundig sind, die vor Gericht verhandelt worden sind.

Genannt seien Zahlen für Preußen: In den untersuchten Archiven konnte Frevert nur 13 Duellbegegnungen für die Jahre 1869 bis 1873 ausfindig machen, die vor Gericht endeten, während sie in anderen Quellen auf 43 Zweikämpfe gestoßen ist 1060. An fast jedem Duell war eine Zivilperson beteiligt. Dokumente über Duelle unter Offizieren sind kaum vorhanden. Leider konnten die Anlässe nicht eindeutig aus dem Material ersehen werden, so dass Frevert auf eine Aufnahme in die Tabelle verzichtet hat 1061.

1059 1060

Frevert, Ehrenmänner, S. 269. Ebda. 1061 Ebda.

227

Es fällt auf, dass nur ungefähr ein Viertel aller Zweikämpfe tödlich ausging (Preußen 28, 9% und Bayern 22, 9%) obwohl die Pistole die beliebteste Waffe war. In Preußen waren 70, 3 % der Verurteilten bürgerlich, in Baden 85, 9%. Während Studenten

wie (Reserve-) Offiziere eine große Rolle spielten, sind andere Berufsstände nur marginal vertreten.

In der Kriminalstatistik des Deutschen Reiches, die seit 1882 geführt wurde, sind „die Zahl der Verurteilten, ihre Alters- und Berufsstruktur, ihre Religionszugehörigkeit und ihr[en] Familienstand“ 1062 erfaßt. Unter allen Straftaten wies das Duell die höchste Quote der Verurteilungen auf (92-98%)<sup>1063</sup>.

Eine so hohe Quote bedeutete im Gerichtsverfahren die fast hundertprozentige Wahrscheinlichkeit einer Verurteilung. Zu beachten ist aber, dass nur ein minimaler Teil aller Duelle zur Anklage kam. Tabelle 5: Kriminalstatistik des Deutschen Reichs (1882-1914)

1882 bis 1890 1891 bis 1900 1901 bis 1914

insgesamt abs.

%

Verurteilte nach Tit. 15 RStGB Davon in Preußen Bayern Baden Religion Evangelisch Katholisch Jüdisch Alter Unter 25 Jahren 25 bis 40 Jahre Über 40 Jahren Familienstand Verheiratet Berufszugehörigkeit Ohne Beruf (Studenten) Öffentl. Dienst und Freie Berufe Handel und Industrie Landwirtschaft

1012

373 177 146 742 198 64 705 255 39 86 691 142 153 18

984 503 152 62 732 206 40 506 375 89 156 490 266 180 48

1470 672 191 80

3466 1548 520 288 2592 678 169 2044 1 129 260 492 2026 694 614 117

44,7 15 8,3 74,8 19,6 4,9 59 32,6 7,5 14,2 58,5 20 17,7 3,4

1118 274 65 833 499 132 250 845 286 281 51

Quelle: Frevert, Ehrenmänner, S, 272.1064

1062 1063

Frevert, Ehrenmänner, S. 271. Ebda. 1064 Frevert, Ehrenmänner, S. 272. Nebenbei: In den Jahren von 1915 bis 1919 wurden 28 Männer wegen Zweikampf-Delikten verurteilt, in den Jahren der Weimarer

228

Hier fällt wiederum auf, dass Studenten eine wichtige Rolle spielten: Bei den Verurteilten überwiegt die Zahl der unter 25-jährigen mit 59% gegenüber den anderen Altersgruppen. Bei der Berufszugehörigkeit wird dies noch deutlicher: Männer ohne Beruf (von Frevert als Studenten interpretiert) haben einen Anteil von 58,5% unter den Verurteilten.

#### 4.5 Die Absurdität: Ein Frauen-Duell

Das Duell war und blieb Männersache, Angelegenheit von Ehrenmännern in einer satisfaktionsfähigen Gesellschaft. Folgerichtig wird so gut wie nicht von sich duellierenden Frauen berichtet. Die Neue Preußische Zeitung beschreibt 1864 ein solches Frauen-Duell:

„Die Waffen bestanden zum Glück nicht aus Säbeln oder Pistolen, sondern in zwei biegsamen Stöcken; eine Freundin der beiden Duellantinnen war die Unparteiische dieses eigentümlichen Zweikampfes, der damit endete, dass beide die Stöcke wegwarfen und mit Fäusten aufeinander losschlügen, bis sie durch das Einschreiten mehrerer Männer getrennt wurden.“<sup>1065</sup>

Wie in diesem Bericht erkennbar ist, haben die Männer diese Anwendung des weiblichen Geschlechts mit Mißtrauen beäugt, das Frauenduell abwertend beurteilt und schließlich abgebrochen. Nach diesem Bericht zu urteilen, war dieser Zweikampf eine Farce. Hier wurde der Gesellschaft vor Augen geführt, dass sich duellierende Frauen zum einen lächerlich sind, zum anderen sich

gar nicht ehrenvoll benehmen können.

Von welchem Männerduell wird schon berichtet, dass die Zweikämpfer mit Fäusten aufeinanderlosgingen? Allein die Wahl der Waffen macht für Männer die ganze Geschichte würdelos. Die Herren der Schöpfung bevorzugten „männliche“ und damit gefährliche Waffen wie Säbel oder Republik (hier von 1920 bis 1932) waren es 721 Männer. Die Bestimmungsmensuren spielten bei dieser hohen Zahl eine große Rolle. 1065 Neue Preußische Zeitung 204/1864 vom 1. 9. 1864.

229

Pistolen. Sie würden keineswegs ungefährliche (nicht tödliche) Stöcke wählen. Der Zweikampf bleibt für sie ein Zeichen für Männlichkeit.

Ein weiterer Grund für die Ablehnung sich duellierender Frauen könnte die Furcht der Männer vor der Emanzipation der Frau sein. Der Bericht in der Neuen Preußischen Zeitung ist noch nicht zu Ende:

„Die eine der Duellantinnen soll eine starke Beschädigung des rechten Auges davongetragen haben, und beide Emanzipierte waren so übel zugerichtet, dass sie zur Vermeidung noch größeren Skandals in Droschken nach Hause fahren mußten. Auch ein Fortschritt, aber gewiß keiner zu Ehren dieser Damen.“ 1066

Hier klingt das Thema Emanzipation an. Allerdings hört sich „Emanzipierte“ in diesem Zusammenhang wie ein Schimpfwort an. Den Männern gefällt das Verhalten der Frauen nicht, die in eine Männerdomäne eindringen. Wahrscheinlich ahnen sie schon, dass ihre Herrschaft über das andere Geschlecht immer weiter zurückgedrängt werden wird.

„Dass Frauen in eine so eindeutig männlich definierte Domäne einbrachen, war nicht zu entschuldigen, sondern ein Zeichen des Zeitgeistes, der unbedingt bekämpft werden mußte. Die seit den 1840er Jahren beobachtbare Furcht vor den ‚Emanzipierten‘, die männliche Herrschaftspositionen angriffen und sich männliche Symbole - Zigarren, Hosen und nun auch noch Duelle - zu eigen machten, fand in den einsamen Duellantinnen ein willkommenes Objekt.“ 1067

Zwar wurden emanzipierte Frauen in der satisfaktionsfähigen Männergesellschaft immer wieder verspottet, doch das war wahrscheinlich ein Zeichen dafür, dass das „starke Geschlecht“ Angst hatte, seine Privilegien zu verlieren. Wenn sich Frauen schon duellierten und damit ein

1066 1067

Ebda. Frevert, Ehrenmänner, S. 215.

230

Männerreservat besetzten, zeigte dies, dass die Herren der Schöpfung ihre Herrschaft über das weibliche Geschlecht nach und nach verloren.

In Effi Briest schreibt Fontane der Sängerin Marietta Trippelli, „Anfang der Dreißig, stark männlich und von ausgesprochen humoristischem Typus“ 1068, welche die Devise „Immer freiweg!“ 1069 wie ein Banner vor sich hertrug, die Rolle der selbstsicheren, emanzipierten Frau zu. Trippelli stellt eine Kontrastfigur zu Effi dar und ist „die Verkörperung von Emanzipationsmöglichkeiten für die Frau“ 1070. Diese Sängerin war durchaus in der Lage, ihr Lebensglück außerhalb der gesellschaftlichen Konventionen zu finden 1071.

Nach wie vor galt freilich, dass Frauen in aller Regel über Männer definiert wurden. Eine Frau war immer von einem Mann, sei es Vater, Bruder oder Ehemann, abhängig. Eine Frau war vorrangig Mutter, Hausfrau und Repräsentationsobjekt der Männer, was bedeutet, dass sie meist über ihr Aussehen beurteilt wurde.

„Ihrem Manne Ehre machte eine Frau dann, wenn sie sich aus geschäftlichen Dingen heraushielt, ihren Haushalt reibungs- und geräuschlos organisierte, die Kinder standesgemäß aufzog und sich darüber hinaus in der Gesellschaft den Ruf einer vornehmen, eleganten und gewandten ‚Dame‘ erwarb.“ 1072

Katia Mann schreibt in ihren „ungeschriebenen Memoiren“: „Mein Vater war Professor der Mathematik an der Universität in

München, und meine Mutter war eine sehr schöne Frau.“1073 Selbst eine Frau definiert eine andere Frau über ihr Aussehen. Dabei war Katia Manns Mutter, Hedwig Pringsheim, eine bekannte, talentierte Schauspie-

1068 1069

Fontane, Effi Briest, S. 74. Ebda. 1070 Mittelmann, a.a.O., S. 102. 1071 Mittelmann, a.a.O., S. 104. 1072 Frevert, Mann, S. 150. 1073 Mann, Katia: Meine ungeschriebenen Memoiren, hg. von Elisabeth Plessen und Michael Mann, Frankfurt 1983, S. 9.

231

lerin1074. Hier wird erneut deutlich, dass der Mann nach seinem Beruf und die Frau, obwohl sie einen solchen haben kann, nach ihrem Aussehen definiert wird. Selbst Frauen definieren Frauen noch immer nach diesem Kriterium.

Das Leben einer bürgerlichen oder adeligen Frau wurde bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts von ihrer Familie bestimmt. Eine eigene Identität zu finden, war für die jungen Mädchen dieser Schichten schwer. Ihr Spielraum wurde von der Familie stark eingeschränkt. Sie standen immer unter der Kontrolle der Älteren, die alle Lebensbereiche überwachten. Es war einem Mädchen nicht erlaubt, mit einem Mann unbeaufsichtigt in einem Zimmer zu bleiben oder sich allein auf die Straße zu wagen1075. Für heutige Frauen ein unvorstellbarer Zustand.

In fast allen Standardwerken über Duell und Ehre ist kaum die Rede von Frauen. Dieses Wort wird selten bis gar nicht verwendet. Viele Zweikämpfe wurden von den Männern auf Grund von Beleidigungen geführt, selten aber wegen Frauen. Effi Briest und andere erwähnte Fälle sind eher eine Seltenheit.

Auf der Suche nach der Literatur über die Ehre der Frau habe ich beobachtet, dass diese meist negativ beschrieben wird. Die Ehre der Frau, gerade auch die Geschlechtsehre, wird fast durchgängig über die Ehre der Männer etikettiert.

„Obwohl sich fast alles, was im 19. Jahrhundert über Ehre gesprochen und geschrieben wurde, implizit oder explizit auf Männer bezog, wurde weibliche Ehre immer mitgedacht. Alle Zeitgenossen stimmten darin überein, dass Ehre kein geschlechtsneutraler oder -übergreifender Code war, dass sich vielmehr die Ehre von Frauen und das Verhalten, das

Fürstenberg, Carl: Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers, niedergeschrieben von Hans Fürstenberg, Wiesbaden 1961, S. 98 f. und 221 f. 1075 Elias, a.a.O., S. 59 f.

1074

232

diesbezüglich von ihnen erwartet wurde, grundsätzlich - und nicht nur graduell - von dem, was Männer Ehre verschaffte, unterschieden.“ 1076

Die sexuelle Unversehrtheit der Frau blieb eben über Jahrhunderte hinweg das einzige Kapital, das sie vorzuweisen hatte. Wollte ein Mann in dessen Genuß kommen, mußte er eine entsprechende Gegenleistung bieten. Diese bestand bis ins 20. Jahrhundert hinein in der Sicherheit einer Ehe und damit einer möglichst lebenslangen Versorgung1077.

„Weibliche Sexualität fungierte also als Tauschobjekt, als ein Kapital oder Vermögen, das möglichst sicher und gewinnbringend angelegt und nicht vor der Zeit vergeudet, verschwendet werden sollte.“1078

Und: „Das Keuschheitsgebot für Frauen präsentierte sich von daher als ein Schutzmechanismus, der ihnen die wirtschaftlichen und sozialen Kosten einer unehelichen Schwanger- und Mutterschaft ersparen sollte.“1079

Nach der Verlobung (1908) von Erna von Ferber mit dem Jurastudenten Wilhelm Petzholtz verkehrten die beiden intim miteinander. Als der Student merkte, dass er nicht der erste Mann gewesen war, kündigte er die Verlobung auf, verkehrte aber weiterhin mit Erna. Als Ernas Stiefbruder von der Geschichte erfuhr, forderte er den ehemaligen Verlobten dazu auf, sein Heiratsversprechen einzulösen, was dieser ablehnte.

Der preußische Justizminister stellte sich auf die Seite des abtrünnigen Verlobten und stimmte ihm in seiner Entscheidung zu. Es sei nachvollziehbar, dass ein Verlobter, der entdeckt, dass seine zukünftige Frau bereits vorehelichen Geschlechtsverkehr hatte,

sich weigert, diese zu heiraten<sup>1080</sup>. Auch der Protagonist in Heinrich Manns *Der Untertan*, der

1076 1077

Frevert, Mann, S. 168. Frevert, Mann, S. 198. 1078 Ebda. 1079 Frevert, Mann, S. 201. 1080 Frevert, Mann, S. 198 f.

233

einer jungen Frau die sexuelle Unversehrtheit nimmt, weigert sich, diese zu heiraten:

„Mein moralisches Empfinden verbietet mir, ein Mädchen zu heiraten, das mir seine Reinheit nicht mit in die Ehe bringt [...]. Kein Mensch kann von mir verlangen, dass ich so eine zur Mutter meiner Kinder mache. Dafür hab ich zuviel soziales Gewissen.“<sup>1081</sup>

Erna von Ferber und mit ihr die anderen Frauen, die sich einem Mann bereits vor der Hochzeit hingegeben haben, werden es schwer haben, einen Ehemann zu finden, vor allem einen, der zum entsprechenden Stand gehört, und wenn, wird er sie herabwürdigend behandeln. Meistens mußten diese Frauen unterhalb ihres gesellschaftlichen Ranges heiraten.

#### Zusammenfassung

Als Zweck des Duells galt es, für eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung Genugtuung (Satisfaktion) zu erhalten oder zu geben. Dabei ging es mit der Zeit nicht mehr darum, wer im Zweikampf siegte, sondern ausschließlich darum, dass beide Duellanten durch die bloße Bereitschaft, sich um ihrer Mannesehre willen zum Kampf zu stellen und dafür Verletzung oder Tod zu riskieren, ihre persönliche Ehrenhaftigkeit unter Beweis stellten oder wiederherstellten. Unabhängig von seinem Ausgang hatte das Duell zur Folge, dass die Beleidigung als gesühnt galt und beide Beteiligten in ihren Augen und im Urteil der Gesellschaft wieder als Ehrenmänner angesehen werden konnten.

Nicht jedermann war zur Teilnahme an diesem gesellschaftlichen Ritual berechtigt. Als satisfaktionsfähig galt ursprünglich nur, wer das Recht zum Waffentragen hatte, Adlige, Offiziere und Studenten. Die wachsende politische, wirtschaftliche und soziale Bedeutung des Bürgertums

1081

Mann, Heinrich: *Der Untertan*, Düsseldorf 1976, S. 102.

234

im 19. Jahrhundert hatte zur Folge, dass schließlich auch Bürgerliche als satisfaktionsfähig betrachtet wurden, sofern sie der „besseren“ Gesellschaft, diesem „Staat im Staate“<sup>1082</sup>, angehörten und bereit waren, sich dem Comment, den ungeschriebenen Verhaltensregeln einer Gruppe, zu unterwerfen.

Die objektiven Kriterien für diese Zugehörigkeit waren nicht klar abgegrenzt, wurden aber jedenfalls durch ein akademisches Studium oder den Erwerb eines Reserveoffiziersgrades erfüllt. Das Duellwesen war also immer auch Ausdruck eines elitären Standesdenkens, das sich nach unten dadurch abzugrenzen versuchte, dass allein den Angehörigen der höheren Gesellschaftskreise das dazu erforderliche feinere Ehrgefühl zugeschrieben wurde. Männertypisch blieb lange Zeit alles beim Alten<sup>1083</sup>: In Gesellschaften, in denen, unter anderem in formalisierter Art und Weise, physische Gewalt im Umgang gefordert wird, wird es nun einmal dem Stärkeren ermöglicht, andere zu bedrängen, sobald er bei ihnen eine Schwäche ausgemacht hat.

„Die immanente Dynamik von Menschengruppen, wo dem Gebrauch physischer Gewalt, und sei es in der formalisierten Gestalt der Duelle und Bestimmungsmensuren, beim gesellschaftlichen Verkehr ein zentraler Platz eingeräumt wird, führt immer wieder innerhalb dieser Gruppen zum Aufstieg von Menschentypen, die sich nicht nur durch physische Stärke oder Geschicklichkeit auszeichnen, sondern denen es auch Lust und Freude bereitet, anderen Menschen mit Waffen oder mit Worten zusammenzuschlagen, wann immer sich dazu eine Gelegenheit bietet.“<sup>1084</sup>

Das Ritual des Duells ermöglichte es vor allem den Aggressiven, andere zu tyrannisieren und gleichzeitig sich „eine hohe gesellschaftliche Achtung zu erwerben“<sup>1085</sup>.

Schopenhauer, a.a.O., S. 383. Vgl. aber auch die Petition von 1876 gegen das Überwiegen der männlichen Gewalt im Ehe- und Familienrecht in Preußen sowie den Kommentar bei Mittelmann, a.a.O., S. 117 f. 1084 Elias, a.a.O., S. 98. 1085 Ebda. 1083 1082



Ein spanisches Sprichwort leiht dem Schwert des Mannes die Stimme: „Zieh mich nicht ohne Grund, stecke mich nicht zurück ohne Ehre!“

Die Bedeutung des Duells „beschränkte sich nicht auf den gewalttätigen Waffengang zweier Menschen selbst; sie zeigte sich darüber hinaus in der bedrohlichen Möglichkeit des Zweikampfes, die allgegenwärtig war und die jederzeit dem Stärkeren Macht über den Schwächeren, dem besseren Schützen Gewalt über den schlechteren Schützen geben konnte“ 1086 .

Zwar verbot das Gesetz den Zweikampf bei Strafe, dennoch konnte ein Duellant begnadigt und vorzeitig entlassen werden, was so gut wie immer passierte. Nebenbei: Charles de Montesquieu hatte die Gesetzbücher der Barbaren<sup>1087</sup> für rätselhaft gehalten.

Besonders in hochindustrialisierten Ländern hat „das Geschick in der Handhabung von Waffen“<sup>1088</sup> mittlerweile seine Bedeutung verloren. Das gesellschaftliche Ansehen eines Menschen hängt heute von anderen Dingen ab<sup>1089</sup>. Ein zur Gewalt neigender Mensch wird eher verachtet, als dass er durch seine Taten seine Ehre vermehrt. Im alten Athen allerdings war es für einen Mann und dessen Ehre unabdingbar, sich im körperlichen Kampf zu bewähren, zu siegen und eventuell seinen Gegner zu töten<sup>1090</sup>. Heute ist es in der militärischen Tradition eher üblich, Gewalt gegenüber Menschen auszuüben, die nicht dem eigenen gesellschaftlichen Kreis angehören.

„Das Duell war ein Überbleibsel jener Zeit, als auch im Innern der eigenen Gesellschaft der Gebrauch von Gewalt bei Zwistigkeiten vor herrschte, als der Schwächere oder weniger Geschickte dem Stärkeren schutzlos ausgeliefert war.“<sup>1091</sup>

Elias, a.a.O., S. 90. Montesquieu, Charles de: Vom Geist der Gesetze, Stuttgart 1984, S. 388. <sup>1088</sup> Elias, a.a.O., S. 69. <sup>1089</sup> So kein Geringerer als Erzberger, Matthias: Duell und Ehre, Paderborn-Würzburg 1913, S. 14 ff. <sup>1090</sup> Elias, a.a.O., S. 70. <sup>1087</sup>

1086

236

Männer haben sich etwa um die Wende zum 20. Jahrhundert dazu veranlaßt gesehen, sich neu zu orientieren „und sich allmählich von liebgewordenen, aber auch belastenden Zeichen ihrer Männlichkeit zu trennen“ <sup>1092</sup>. Zu diesen Zeichen der Männlichkeit gehörte nun einmal das Duell, nach Schopenhauer eine „Ritterhetze“<sup>1093</sup>.

Nicht zuletzt durch die aufkommende Emanzipation der Frau und die dadurch bedingte Veränderung in der Beziehung der Geschlechter zueinander ging das Duellwesen relativ schnell seinem Ende entgegen.

Schopenhauer war sowieso der begründeten Meinung gewesen, es sei „besser, dass so ein Narr sich selber todtschießt als Andere“ <sup>1094</sup>.

Friedhelm Guttandin deutet den Rückgang der Zweikämpfe als eine Form der Zivilisierung und vor allem der Pazifizierung der Männer. An Stelle der Duelle traten „zunehmend friedliche Formen der Konfliktregelung“ <sup>1095</sup>; besonders „durch das Verdrängen des adelig-militärischen Ehrenkanons seitens bürgerlich-ziviler Wertvorstellungen im Laufe des 19. Jahrhunderts“<sup>1096</sup>.

Nach Kenneth E. Boulding ließe sich ab diesem Punkt die Geschichte des Zweikampfes sogar als eine Geschichte des Friedens schreiben<sup>1097</sup>. Guttandin relativiert diese Meinung, indem er bei dieser Entwicklung, gestützt auf Norbert Elias, das Deutschland wenigstens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausklammert<sup>1098</sup>.

1091 1092

Ebda. Frevert, Ehrenmänner, S. 232. <sup>1093</sup> Schopenhauer, a.a.O., S. 383. <sup>1094</sup> Schopenhauer, a.a.O., S. 387. <sup>1095</sup> Guttandin, a.a.O., S. 29. <sup>1096</sup> Guttandin, a.a.O., S. 29. Vgl. Elias, a.a.O., S. 85 sowie dens., „Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2. Bd., Frankfurt a. M. 1976, S. 104; Blok, Anton: Hinter Kulissen, in: Gleichmann, Peter (Hg.): Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Frankfurt a.M. 1982, S. 189 f. <sup>1097</sup> Boulding, Kenneth E.: National Defense Through Stable Peace, Published by the International Institute for Applied Systems Analysis, Laxenburg (Österreich) 1983, S. 24. <sup>1098</sup> Guttandin, a.a.O., S. 29 und Elias, a.a.O., S. 135.

Gut, dass es heute keine Duelle mehr gibt<sup>1099</sup>. Im Straßenverkehr kämen Männer (und wohl auch etliche Frauen) aus dem Duellieren nicht mehr heraus. Was aber blieb? Die Ehrverletzung, es gibt sie nach wie vor, ist im deutschsprachigen Raum ein juristischer Begriff. Darunter fallen die Straftatbestände Üble Nachrede, Verleumdung und Beleidigung<sup>1100</sup>.

In alten Rechtskodizes, z. B. im Stadtrecht von Laufenburg in der Schweiz von 1526 oder in der Landesordnung des Erzherzogthums Österreich unter der Enns von 1573 werden Schmehung und Ehrverletzung oder iniuria und Ehrverletzung als strafwürdige Vergehen gesehen und sehr ernst genommen: „so soll derselb ehrverletzer ... zwyfache straf ... zelyden schuldig syn“ .

Eine Straftat wegen Ehrverletzung wird in der neueren deutschen Rechtsprechung differenziert betrachtet: So entschied das Bundesverfassungsgericht in seinem Beschluss vom 10. Oktober 1995<sup>1101</sup> zum Verhältnis von Meinungsfreiheit und Ehrenschutz bei Kollektivurteilen über Soldaten, dass die Äußerung „Soldaten sind Mörder“ nicht automatisch strafwürdig sei, sondern unter das Recht der Meinungsfreiheit fiele. Gleichzeitig zog das Gericht aber auch die Möglichkeit einer erneuten Verurteilung der Antragsteller in Betracht, wenn die Behauptung sich auf einzelne Soldaten, sprich: auf Personen, beziehe.

Die Ehrverletzung entsteht also dadurch, dass jemand über einen anderen eine Tatsache behauptet und verbreitet, die geeignet ist, diesen verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Verleumderisch wird dabei gewertet, wenn die

Ein Kuriosum: In Uruguay sind Duelle legal, falls beide Teilnehmer Blutspender sind (Haefs, a.a.O., S. 126). <sup>1100</sup>  
<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Ehrverletzung&printable=yes>, zuletzt abgerufen 1. 11. 2005, 10.25 Uhr (auch zum folgenden). <sup>1101</sup> AZ: 1 BvR 1476/91, 1 BvR 1980/91, 1 BvR 102/92 und 1 BvR 221/92.

1099

Behauptung bewusst wahrheitswidrig aufgestellt wird. Als üble Nachrede wird die Verbreitung einer nicht nachweislich wahren Tatsache bewertet. Verleumdung kann in Deutschland mit bis zu fünf Jahren Haft, üble Nachrede mit bis zu zwei Jahren geahndet werden.

In anderen Gesellschaften ist das freilich anders. Ich wähle beispielhaft den Kulturraum Japan und Ehrenvorstellungen aus der Türkei, die von Fall zu Fall auch in Deutschland konkretisiert werden.

Zunächst zu japanischen Riten: Seppuku bezeichnet eine ritualisierte Art der männlichen Selbsttötung, die etwa ab der Mitte des 12. Jahrhunderts in Japan vor allem innerhalb der Schicht der Samurai verbreitet war und 1868 offiziell verboten wurde. Ein Verbot freilich, das nicht immer beachtet wurde.

Der geläufigere Begriff Harakiri ist ein umgangssprachlicher Ausdruck. Er beschreibt nur einen Teil des Rituals, und seine Verwendung kann in Japan sogar als Beleidigung empfunden werden.

Ein Mann, der wegen einer Pflichtverletzung sein Gesicht verloren hatte, konnte durch Seppuku die Ehre seiner Familie wiederherstellen. Beim Seppuku schnitt sich der sitzende Mann nach Entblößung des Oberkörpers mit der in Papier gewickelten und zumeist speziell für diesen Anlass aufbewahrten Klinge den Bauch ungefähr sechs Zentimeter unterhalb des Nabels in der Regel von links nach rechts mit einer abschließenden Aufwärtsführung der Klinge auf . Da der Bauchteil der Aorta unmittelbar vor der Wirbelsäule liegt, wird sie dabei in der Regel angeschnitten oder durchtrennt, und der sofortige Blutdruckabfall hat einen Bewusstseinsverlust innerhalb kürzester Zeit zur Folge .

Nach der Ausführung der Schnitte wurde dem Mann vor oder nach der Ablage der Klinge von einem bereitstehenden Assistenten (Sekundanten) der Kopf abgeschlagen, um einen schnellen Tod herbei-

zuführen. Der Dienst war für den Sterbenden von großer Bedeutung: Ein Samurai durfte beim Seppuku weder das Gesicht verziehen noch ein Seufzen oder Stöhnen von sich geben oder gar Furcht zeigen. Sobald die persönliche Schmerzgrenze erreicht worden war, beugte er daher den Kopf leicht vor und empfing den tödlichen Hieb. Über das Verhalten der Hauptperson in den

entscheidenden Momenten wurde von anwesenden Protokollanten eine schriftliche Bewertung angefertigt, die darüber entschied, ob das Ritual aufgrund korrekter Durchführung und würdevollen Verhaltens der Hauptperson und des Sekundanten als offizielles Seppuku anerkannt wurde.

Es war für den Samurai nicht verwerflich, den Kopf vor Beendigung der Technik oder bereits nach dem Einstich vorzubeugen. Entscheidend war, dass die Familie und Nahestehende bei der anschließenden Betrachtung des Hauptes keinen Schmerz im Gesichtsausdruck der getöteten Person erkennen konnten. Daher galt es oft schon als offizielles Seppuku, wenn der tödliche Hieb ausgeführt wurde, sobald die Hauptperson überhaupt erst nach der Klinge griff .

Eine wichtige Rolle spielte der Sekundant, der, um den Todeskandidaten nicht nervös zu stimmen, stets außerhalb seines Sichtfeldes stand und auf den vereinbarten Zeitpunkt wartete. Der erlösende Hieb musste mit absoluter Gewissenhaftigkeit erfolgen. Das Leiden sollte durch dessen verspätete Ausführung nicht unnötig verlängert werden. Sollte er aber verfrüht, also vor dem Vorbeugen des Kopfes angesetzt werden, bliebe die Klinge in den Halswirbeln der Hauptperson stecken und machte neben weiteren Qualen zusätzliche Hiebe nötig.

Der Sekundant musste ebenfalls darauf achten, dass der Kopf nicht völlig vom Rumpf getrennt wurde, er musste immer noch durch einen Hautlappen mit dem Körper verbunden sein. Alles andere wäre dem Kandidaten gegenüber nicht respektvoll gewesen und hätte eher an die Hinrichtung eines Kriminellen erinnert. Aufgrund all dieser Faktoren lag also eine enorme Verantwortung beim Sekundanten.

240

Die Zeremonie wurde über mehrere Jahrhunderte immer wieder verändert. Zu einem offiziellen Seppuku gehörten jedoch mindestens das Tragen von weißer Kleidung als Symbol für die spirituelle Reinheit, die Anwesenheit eines Shintō-Priesters und eines Protokollanten, die Einnahme einer letzten Mahlzeit und das Verfassen eines Todesgedichtes. Das Ritual wurde zumeist im Garten des eigenen Anwesens, vor dem örtlichen Shintō-Schrein (nicht auf geweihtem Boden) oder an einem speziell dafür eingerichteten Platz am Hofe eines Fürsten durchgeführt.

Für gewöhnlich wurden Samurai für ihr Seppuku eine Vorbereitungszeit zwischen zwei und sechs Monaten gewährt . Ob es Samurai gab, die in diesem Zeitraum Fluchtversuche unternahmen, ist nicht bekannt, da kein solcher Fall je dokumentiert wurde.

Mit Beginn der Meiji-Restauration im Jahr 1868 wurde Seppuku in Japan allgemein verboten . Viele Japaner hielten trotzdem den Atem an, als Kaiser Hirohito am 15. August 1945 die Kapitulation Japans im Pazifikkrieg erklärte. Diese Niederlage bedeutete für das japanische Volk den Verlust seiner Ehre, und viele befürchteten , dass der Kaiser trotz des Verbotes die Angehörigen des Militärs zum Seppuku auffordern würde .

Das bisher letzte rituelle Seppuku wurde von dem japanischen Schriftsteller Yukio Mishima ausgeführt. Am 25. November 1970 beging er in Tokio im Beisein von Journalisten ein angekündigtes Seppuku und wurde von einem Freund enthauptet<sup>1102</sup>.

Wir brauchen jedoch nicht nach Japan auszuweichen, um bestimmte Vorstellungen von „Ehre“ auszumachen. Ein Beispiel: Vor dem Landgericht Essen (VI. Strafkammer) mußte sich im Sommer 2006 eine Familie aus Bottrop verantworten, die den 32-jährigen Liebhaber der 25-jährigen Tochter mit Eisenstangen halb totgeschlagen hatte -

241

zur „Rettung der Familienehre“<sup>1103</sup>. Der Verteidiger der Schläger hatte argumentiert, diese hätten zwar seit 1992 in Deutschland gelebt, jedoch keine Chance gehabt, sich „in den Kulturkreis einzuarbeiten“ .

Auch in diesem Fall ging es vor allem darum, „massiv auf weibliche Angehörige einzuwirken“<sup>1104</sup>. Das auch sexuelle Selbstbestimmungsrecht einer erwachsenen Frau spielt demgegenüber so wenig eine Rolle wie das Verbot der Selbstjustiz.

Leo Tolstoj ließ in seiner Ehebruchsgeschichte Die Kreutzeronate nicht ohne Grund einen (Ehe-)Mann sagen: „Die Hauptsache ist, dass die Frau Furcht hat. [...] Man darf der Frau von Anfang an nicht ihren Willen lassen. Traue dem Pferd nicht im freien Feld und der Frau nicht im Haus.“ <sup>1105</sup>

Die Fernsehdokumentation In den Ketten der Ehre (3SAT 8. März 2006) hat über aktuelle Begriffe von Ehre und Ehrverteidigung sowie die einschlägigen Folgen in Afghanistan berichtet. In solchen Ehrengesellschaften, wo Stammesrecht und Scharia

Menschenrecht brechen können, kommen Frauen ins Gefängnis, weil sie beispielsweise vor ihrem (schlagenden) Mann davon laufen und damit seine Ehre verletzen. Gewalterfahrung stellt hier nach wie vor eine weibliche Lebensform dar.

Ein weiteres Beispiel: Eine 15-Jährige war vergewaltigt und davon schwanger geworden: Wenige Tage nach der Geburt des unehelichen Kindes ist diese Türkin auf offener Straße erschossen worden. Ihr Vater und zwei Onkel kamen in Untersuchungshaft<sup>1106</sup>.

1102

Zum Ganzen: Pinguet, Maurice: Der Freitag in Japan, Frankfurt a. M. 1996, S. 56-78. <sup>1103</sup> WAZ Ausgabe Essen vom 2. September 2006, S. 2. <sup>1104</sup> Wette, Stefan: Kommentar. Keine Ehre, in: WAZ Ausgabe Essen vom 2. September 2006, S. 2. <sup>1105</sup> Tolstoj, Kreuzersonate, S. 17 und 19. <sup>1106</sup> SPIEGEL ONLINE vom 23. Oktober 2006.

242

Bis zu 30 Prozent aller türkischen Studenten halten „Ehrenmord“ im übrigen für eine legitime Reaktion auf eine Verletzung der Familienehre. Schockiert berichtet die türkische Tageszeitung Hürriyet, die seit Jahren eine Kampagne gegen häusliche Gewalt betreibt, über eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Metropol. Danach sprechen sich insbesondere an den osttürkischen Universitäten viele Studenten für Ehrenmorde aus.

Verblüffend waren auch die Ergebnisse der Metropol-Umfrage zum Thema „Jungfräulichkeit“. Türkeiweit sprechen sich 55,3 Prozent der Studenten dafür aus, dass sie „unbedingt“ bis zur Ehe erhalten werden solle. 32,3 Prozent räumen den Frauen ein, dass es ihre eigene Entscheidung sei und nur 5,4 Prozent empfinden die „Erhaltung der Jungfräulichkeit“ als „veraltete Tradition“<sup>1107</sup>.

In der Türkei sind in den vergangenen sechs Jahren mindestens 1806 Frauen Opfer so genannter Ehrenmorde geworden - fast jeden Tag eine. Diese Zahl nannte die für Familienpolitik zuständige türkische Staatsministerin Nimet Cubukcu. Verbrechen aus verletzter Ehre sind damit offenbar weitaus verbreiteter als bisher angenommen.

Fachleute gingen bislang von etwa 70 Ehrenmorden an türkischen Frauen pro Jahr aus. Auch die jetzt von Staatsministerin Cubukcu im Parlament genannte Zahl von 1806 weiblichen Opfern in den Jahren von 2001 bis 2006, die sich auf Angaben des Justiz- und des Innenministeriums stützt, dürfte viel zu niedrig gegriffen sein.

Nachdem das Parlament Mitte 2005 die Strafen für Morde aus verletzter Ehre verschärfte, werden viele Verbrechen als Selbstmorde getarnt oder Frauen in den Suizid getrieben. Nach Angaben von Cubukcu haben sich in den letzten sechs Jahren 5375 Frauen selbst getötet<sup>1108</sup>.

1107 1108

Alle diesbezüglichen Angaben in: Die WELT.de vom 27.10.2006 (Miriam Lau). Frankfurter Rundschau vom 30. 1. 2007 (Gerd Höhler).

243

Bei der Aufklärung von Ehrenmorden stoßen die Behörden in der Türkei auf Mauern des Schweigens. Die Verbrechen treffen vor allem in den entlegenen ländlichen Gebieten auf eine hohe Akzeptanz

Die Türkei steht unter großem Druck der EU und der UNO, gegen häusliche Gewalt und Gewalt gegen Frauen vorzugehen. Die Oppositionsabgeordnete Özlem Cercioğlu, die eine parlamentarische Anfrage zu dem Thema eingebracht hatte, fordert soziologische Studien, „um die alarmierend hohe Zahl der Selbstmorde zu verstehen“.

Verbrechen aus „verletzter Ehre“ sind vor allem unter der kurdischen Bevölkerung im Südosten der Türkei verbreitet. Sie kamen aber mit der Landflucht längst auch in die Großstädte - und bis nach Deutschland. Das nordrhein-westfälische Integrationsministerium hatte nicht ohne Grund im November 2006 gemeinsam mit zahlreichen Migranten-Selbstorganisationen eine Kampagne gegen Gewalt im Namen der Ehre gestartet. Die Aktion unter dem Titel „Ihre Freiheit seine Ehre“ sollte aufklären und sensibilisieren, sagte Integrationsminister Armin Laschet (CDU) bei der Vorstellung der Initiative in Düsseldorf. Auf mehreren Postkarten werben zugewanderte Eltern und Kinder für Respekt vor der Freiheit ihrer Töchter und Schwestern.

Im Namen der Ehre geschähen jeden Tag Gewalttaten gegen Mädchen und Frauen, heißt es auf den Karten. Manche davon endeten tödlich: „Es ist Zeit, etwas dagegen zu tun.“ Verlässliche Statistiken zu Gewalttaten im Namen der Ehre gibt es laut Laschet nicht. „Wir wissen aber, dass allein von 1996 bis 2005 in Deutschland in 55 Fällen Blut für die Ehre geflossen ist“, sagte der Minister. Er kritisierte, dass manche Gerichte bei solchen Menschenrechtsverletzungen einen „kulturbedingten Kredit“ gewährten, indem sie Taten mit einem solchen Hintergrund weniger streng bestraften.1109.

1109

Evangelischer Pressedienst vom 10. 11. 2006.

244

Literatur

1) Primärliteratur

Alberti, Leon Battista: Vom Hauswesen (Della Famiglia), München 1986.

Casanova, Giacomo: Das Duell oder Versuch über das Leben des Venezianers G. C., München - Zürich 1988.

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman, Ungekürzter Text, hg. von Elke und Uwe Lehmann, Hamburger Lesehefte 171, Husum o. J.

Ders.: Meine Kinderjahre, hg. von Christian Grawe, Stuttgart 1986,

Ders.: Aufsätze zur Literatur, hg. von Kurt Schreinert, München 1963.

Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler, 3. Aufl. Berlin 1989.

Fontanes Novellen und Romane, hg. von Christian Grawe, Stuttgart 1991.

Lange, Helene: Lebenserinnerungen, Berlin 1930.

Lermontow, Michail: Ein Held unserer Zeit, Dortmund 1986.

Lichtenberg, Georg Christoph: Sudelbücher, München 1987.

Mann, Heinrich: Der Untertan, Düsseldorf 1976.

Mann, Katia: Meine ungeschriebenen Memoiren, hg. von Elisabeth Plessen u. Michael Mann, Frankfurt 1983.

245

Mann, Thomas: Anzeige eines Fontane-Buches, in: Reden und Aufsätze I, Stockholmer Gesamtausgabe der Werke, Frankfurt a. M. 1965, S. 294-305.

Montesquieu, Charles de: Vom Geist der Gesetze, Stuttgart 1984.

Motte Fouqué, Friedrich de la und Perthes, Friedrich: Etwas über den deutschen Adel über Ritter-Sinn und Militair-Ehre, Hamburg 1819.

Otto-Peters, Louise: Frauenleben im deutschen Reich, Leipzig 1876.

Puschkin, Alexander S.: Gesammelte Werke, 3. Bd. Eugen Onegin, Dramen, Frankfurt a. M. 1973.

Roth, Joseph, Radetzkyarsch, Köln - Berlin o. J.

Schiller, Friedrich: Sämtliche Werke in zwölf Bänden, 1. Bd., Stuttgart und Tübingen 1838.

Schopenhauer, Arthur: Parerga und Paralipomena: Kleine Philosophische Schriften von Arthur Schopenhauer, nach den Ausgaben letzter Hand, hg. von Ludger Lütkehaus, Bd. IV, Zürich 1988.

Tolstoi, Leo N.: Die Kreuzersonate, in: Ders.: Die Kreuzersonate und andere spätere Erzählungen, hg. von Josef Hahn, München 1977, S. 13109.

Ders.: Der Teufel, in: Ders.: Die Kreuzersonate und andere spätere Erzählungen, hg. von Josef Hahn, München 1977, S. 126-180.

Ders.: Anna Karenina, Stuttgart - München o. J.

Tschechow, Anton: Das Duell und andere Erzählungen, Gütersloh o. J.

246

Turgenjew, Iwan: Erzählungen, Dortmund 1985.

Zweig, Stefan: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt 1949.

## 2) Sekundärliteratur

Anonymus: Die conventionellen Gebräuche beim Zweikampf unter Berücksichtigung des Offizierstandes, 5. Aufl. Berlin 1893.

Bähr, Otto: Von der „Mamsell“ zum „Fräulein“, vom „Ihr“ zum „Sie“: Der Wandel in der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert (1884), in: Piereth, Wolfgang (Hg.): Das 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1815-1918, München 1997, S. 306-312.

Barner, Wilfried [u. a.]: Lessing. Epoche - Werk - Wirkung. Unter Mitw. von Volker Badstübner und Rolf Kellner, 4. Aufl. München 1981.

Bataille, Georges: Der heilige Eros, Darmstadt - Neuwied 1979.

Beck, Rainer: Illegitimität und voreheliche Sexualität auf dem Land. Unterfinning, 1671-1770, in: Dülmen, Richard van (Hg.): Kultur der einfachen Leute, München 1983, S. 112-150.

Benker, Gitta: „Ehre und Schande“. Voreheliche Sexualität auf dem Lande im ausgehenden 18. Jahrhundert, in: Geyer-Kordesch, Johanna Kuhn, Annette (Hg.): Frauenkörper-Medizin-Sexualität, Düsseldorf 1986, S. 10-27.

Bethmann-Hollweg, Moritz August von: Der germanisch-romanische Civilprozeß im Mittelalter, 1. Bd., Bonn 1868.

247

Bindokat, Karla: Effi Briest. Erzählstoff und Erzählinhalt, Frankfurt a. M., 1984.

Blüher, Hans: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft, Stuttgart 1962.

Borst, Arno: Lebensformen im Mittelalter, Frankfurt a. M. - Berlin 1979.

Ders. (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter, Darmstadt 1976. Boulding, Kenneth E.: National Defense Through Stable Peace, Published by the International Institute for Applied Systems Analysis, Laxenburg (Österreich) 1983.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M. 1982.

Ders.: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1976.

Brehmer, Ilse – Jacobi-Dittrich, Juliane – Kleinau, Else – Kuhn, Annette (Hg.), Frauen in der Geschichte IV. „Wissen heißt leben ...“ Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1983.

Brinkmann, Richard: Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen, München 1967.

Brunner, Otto: Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter, Darmstadt 1973.

Budjuhn, Horst: Fontane nannte sie „Effi Briest“. Das Leben der Elisabeth von Ardenne, Berlin 1985.

248

Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, 2 Bde., München 1999.

Burghartz, Susanna: Rechte Jungfrauen oder unverschämte Töchter. Zur weiblichen Ehre im 16. Jahrhundert, in: Journal für Geschichte, H. 1, 1991, S. 38-45.

Claessens, Dieter: Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie, Frankfurt a. M. 1980.

Cram, Kurt-Georg: Iudicium Belli. Zum Rechtscharakter des Krieges im deutschen Mittelalter, Münster - Köln 1955 .

Cremer, Hermann: Duell und Ehre, Gütersloh 1894.

Degering, Thomas: Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in Fontanes „Effi Briest“ und Flauberts „Madame Bovary“, Bonn 1978.

Demeter, Karl: Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650/1945, 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1965.

Demetz, Peter: Formen des Realismus: Theodor Fontane, München 1964.

Dieners, Peter : Das Duell und die Sonderrolle des Militärs. Zur preußisch-deutschen Entwicklung von Militär und Zivilgewalt im 19. Jahrhundert, Berlin 1992.

Do, Ki-Sook: Ehe und Ehebruch in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Gutzkow, Stifter, Büchner und Fontane, Berlin 2003.

Dreizel, Hans P.: Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse, Stuttgart 1962.

249

Duby, Georges: Wirklichkeit und höfischer Traum. Zur Kultur des Mittelalters, Berlin 1986.

Ders.: Krieger und Bauern. Die Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft im frühen Mittelalter, Frankfurt a. M. 1977.

Ehrismann, Otfried: Ehre und Mut, Abenteuer und Minne. Höfische Wortgeschichten aus dem Mittelalter, München 1995 .

Eickelpasch, Rolf: Grundwissen Soziologie, Stuttgart 1999.

Eickelpasch, Rolf - Rademacher, Claudia: Identität, Bielefeld 2004.

Eis, Egon: Duell. Geschichte und Geschichten des Zweikampfs, München-Wien-Basel 1971.

Elias, Norbert : Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Michael Schröter, Frankfurt a. M. 1989.

Ders.: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2. Bd., Frankfurt a. M. 1976.



Erzberger, Matthias: Duell und Ehre, Paderborn - Würzburg 1913.

Erler, Gotthard (Hg.), Fontanes Briefe in zwei Bänden, Berlin - Weimar 1968,

Farge, Arlette: Familienehre und Familiengeheimnisse, in: Ariès, Philippe – Chartier, Roger (Hg.): Geschichte des privaten Lebens, 3. Bd., Frankfurt a. M. 1991, S. 573-609.

Fingerling, Margarete: Der realistische Frauentypus in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, Diss. Heidelberg 1935.

250

Finley, Moses J.: Die Welt des Odysseus, Darmstadt 1974.

Fleig, Horst: Sich versagendes Erzählen „Fontane“, Göppingen 1976.

Franke, Manfred: Leben und Roman der Elisabeth von Ardenne. Fontanes Effi Briest, Düsseldorf 1994.

Frei, Norbert: Theodor Fontane . Die Frau als Paradigma des Humanen , Literatur in der Geschichte. Geschichte in der Literatur Bd. 3, Königstein/Ts. 1980.

Frevert, Ute: „Mann und Weib, und Weib und Mann“ . GeschlechterDifferenzen in der Moderne, München 1995.

Dies.: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.

Dies.: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1989.

Fries, Jutta: Der Zweikampf. Historische und literarische Aspekte seiner Darstellung bei T. Livius, Königstein/ Ts. 1985.

Fürstenberg, Carl: Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers, niedergeschrieben von Hans Fürstenberg, Wiesbaden 1961.

Geffken, Heinrich: Fehde und Duell, Leipzig 1899.

Gehl, Walter: Ruhm und Ehre bei den Nordgermanen. Studien zu dem Lebensgefühl der isländischen Saga, Berlin 1937.

Gehlen, Arnold: Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik, Wiesbaden 1986.

251

Gerhard, Ute: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert . Mit Dokumenten, 7. Aufl. Frankfurt a. M. 1981.

Gilbert, Mary Enole: Das Gespräch in Fontanes Gesellschaftsromanen, Leipzig 1930.

Gilmore, David D.: Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder, München 1991.

Girtler, Roland: Die feinen Leute. Von der vornehmen Art, durchs Leben zu gehen, Frankfurt a. M. - New York 1989 .

Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt a. M. 1986.

Ders. : Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München Zürich 1983.

Goldacker, Max: Das Duell in sittlicher Beurteilung, Leipzig 1903.

Graeser, Kurt: Für den Zweikampf, Berlin 1902.

Grawe, Christian : Effi Briest. Geducktes Vögelchen in Schneelandschaft: Effi von Innstetten, geborene Effi von Briest, in: Ders. (Hg.): Fontanes Novellen und Romane, Stuttgart 1991, S. 217-242 .

Ders.: Effi Briest, 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1990.

Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, 16. Bd., Leipzig 1954.

Gschntzer, Fritz: Griechische Sozialgeschichte. Von der mykenischen bis zum Ausgang der klassischen Zeit, Wiesbaden 1981.

252

Guenther, Walther P.: Preußischer Gehorsam. Theodor Fontanes Novelle „Schach von Wuthenow“. Text und Deutung, München 1981.

Guttandin, Friedhelm : Das paradoxe Schicksal der Ehre. Zum Wandel der adeligen Ehre und zur Bedeutung von Duell und Ehre für den monarchischen Zentralstaat, Berlin 1993 .

Gurjewitsch, Aaron J.: Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, München 1980.

Haefs, Hanswilhelm: Handbuch des nutzlosen Wissens, 1. Bd., Augsburg 1996.

Hamann, Elsbeth: Theodor Fontane, Effi Briest, Interpretation, Oldenbourg-Interpretationen, hg. von Klaus-Michael Bogdal und Clemens Kammler, Bd. 11, 3. Aufl. München 1997.

Hartmann, Michael: Deutsche Topmanager: Klassenspezifischer Habitus als Karrierebasis, in: Soziale Welt 46 (1995), S. 440 – 468.

Ders.: Die Rekrutierung von Topmanagern in Europa. Nationale Bildungssysteme und die Reproduktion der Eliten in Deutschland, Frankreich und Großbritannien, Archives Européennes de Sociologie 38 (1997), S. 3 – 37.

Ders.: Soziale Öffnung oder soziale Schließung. Die deutsche und französische Wirtschaftselite zwischen 1970 und 1995, Zeitschrift für Soziologie 26 (1997), S. 296 – 311.

Hartmann, Michael und Johannes Kopp: Eliteselektion durch Bildung oder durch Herkunft? Promotion, soziale Herkunft und der Zugang zu Führungspositionen in der deutschen Wirtschaft, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53 (2001), S. 436 – 466.

253

Hassel, Ludwig: Die letzten Stunden des Polizeidirektors von Hinckeldey, Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen, Leipzig 1856. Hatebur, Norbert: Antikes Patriarchat und Frauenfeindlichkeit. Entwurf einer nicht-patriarchalen Kultursoziologie, Münster 1987.

Heller, Agnes: Der Mensch der Renaissance, Frankfurt a. M. 1988.

Herrmann, Helene: Theodor Fontanes Effi Briest, in: Die Frau 19 (1911/1912), S. 543-554, 610-625, 677-694.

Herrmann, Horst: Liebesbeziehungen – Lebensentwürfe. Eine Soziologie der Partnerschaft, 3. Aufl. Münster 2005.

Ders.: Begehren, was man verachtet, Männer haben Angst vor Frauen, 2. Aufl. Münster 2004.

Ders.: Vaterliebe. Ich will ja nur dein Bestes, Reinbek 1989.

Ders.: Ehe und Recht. Versuch einer kritischen Darstellung, Freiburg/Basel-Wien 1972.

Ders.: Die Stellung unehelicher Kinder nach kanonischem Recht, Amsterdam 1971.

Höher, Friederike: Hexe, Maria und Hausmutter - Zur Geschichte der Weiblichkeit im Spätmittelalter, in: Kuhn, Annette – Rösen, Jörn (Hg.): Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Geschichte der Weiblichkeit

vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1983, S. 13-62.

Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, 1. Bd., Reform und Restauration 1789-1830, 2. Aufl. Stuttgart - Berlin - Köln Mainz 1975.

254

Huizinga, Johan: Die politische und militärische Bedeutung des Rittergedankens am Ausgang des Mittelalters, in: Borst, Arno (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter, Darmstadt 1976.

Kaiser, Annette: „Frauenemancipation“ wider Willen – Die pragmatische Politik des Lette-Vereins 1866-1876, in: Kuhn, Annette – Rösen, Jörn (Hg.): Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Geschichte der Weiblichkeit vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1983, S. 167-194.

Kattenbusch, Ferdinand: Ehren und Ehre. Eine ethisch-soziologische Untersuchung, Gießen 1909.

Kelsen, Hans: Vergeltung und Kausalität, Wien - Köln - Graz 1982.

Kleßmann, Eckart: „Er nannte mich einen venezianischen Feigling“ . Casanova und Graf Branicki: ein Duell, das Europa erregte (1766), in: Schultz, Uwe(Hg.): Das Duell. Der tödliche Kampf um die Ehre, Frankfurt a. M. - Leipzig 1996, S. 69-83.

Kohut, Adolph: Das Buch berühmter Duelle, Berlin 1888.

Koopmann, Helmut: Drama der Aufklärung. Kommentar zu einer Epoche, München 1979.

Kotzebue, August von: Vom Adel. Bruchstück eines größeren historischphilosophischen Werkes über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker aller Jahrhunderte, Leipzig 1792 (Königstein/Ts. 1978).

Kriedte, Peter: Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1991.

Kügler, Dietmar: Das Duell. Zweikampf um die Ehre, Stuttgart 1987.

255

Kuhn, Annette – Rösen, Jörn (Hg.): Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Geschichte der Weiblichkeit vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1983.

Dies. (Hg.), Frauen in der Geschichte II. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Sozialgeschichte der Frauen vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1982.

Lauterer-Pirner, Heidi: Vom ‚Frauenspiegel‘ zu Luthers Schrift ‚Vom ehelichen Leben‘ Das Bild der Ehefrau im Spiegel einiger Zeugnisse des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Kuhn, Annette – Rösen, Jörn (Hg.): Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Geschichte der Weiblichkeit vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1983, S. 63-85.

Lipp, Carola: Die Innenseite der Arbeiterkultur. Sexualität im Arbeitermilieu des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: Dülmen, Richard van (Hg.): Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn, Frankfurt a. M. 1990, S. 214-259.

Loock, Hans Dietrich (Hg.): Fontane und Berlin, Berlin 1970.

Lösel-Wieland-Engelmann, Berta: Die wichtigsten Verdachtsmomente für eine weibliche Verfasserschaft des Nibelungenliedes, in: Pusch, Luise F. (Hg.): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, Frankfurt a. M. 1983, S. 149-170.

Luhmann, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, 1. Bd., Frankfurt a. M. 1980.

Lukács, Georg: Der alte Fontane, in: Ders.: Die Grablegung des alten Deutschlands, Reinbek 1967, S. 120-159.

256

Martini, Fritz: Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus, Stuttgart 1964.

Maurer, Doris: Fontane und die Frauen. Von der femme fragile zur tüchtigen Person. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane (Frauenvorträge an der Fern-Universität 23), Hagen 1999.

Maurer, Friedrich: Tugend und Ehre, in: Eifler, Günter (Hg.): Ritterliches Tugendsystem, Darmstadt 1970, S. 238-252.

Ders.: Zum ritterlichen „Tugendsystem“, in: Eifler, Günter (Hg.): Ritterliches Tugendsystem, Darmstadt 1970, S. 194-198.

Ders.: Leid. Studien zur Bedeutungs- und Problemgeschichte, besonders in den großen Epen der staufischen Zeit, 3. Aufl. Bern - München 1969.

Mendel, Gérard: Die Revolte gegen den Vater. Eine Einführung in die Soziopschoanalyse, Frankfurt a. M. 1972.

Menschik, Jutta (Hg.): Grundlagentexte zur Emanzipation der Frau, 2. Aufl. Köln 1977.

Menze, Clemens: Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts, Hannover 1975.

Messerschmidt, Manfred: Die preußische Armee, in: Deutsche Militärgeschichte (1648-1939), hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, 2. Bd., 2. Teil, München 1983.

Ders.: Werden und Prägung des preußischen Offizierkorps - ein Überblick, in: Offiziere im Bild von Dokumenten aus drei Jahrhunderten, hg. v. Hans Meier-Weicker, Stuttgart 1964.

257

Meyer, Susanne: Literarische Schwestern. Anna Ozores-Effi Briest. Studien zur psychosozialen Genese fiktionaler Figuren, Aachen 1993.

Millar, John: Vom Ursprung des Unterschieds in den Rangordnungen und Ständen der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1985.

Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie, München 1963. **Mittelman, Hanni: Die Utopie des weiblichen Glücks in den Romanen Theodor Fontanes**, Diss. Los Angeles 1978. **Mittenzwei, Ingrid: Die Sprache als Thema - Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen, Bad Homburg-Berlin-Zürich 1970**. Mommsen, Katharina: Gesellschaftskritik bei Fontane und Thomas Mann, Heidelberg 1973. Mühlmann, Wilhelm Emil: Der Mensch als Kulturwesen. Umriss und Probleme einer Kulturanthropologie, in: ders., Homo Creator. Abhandlungen zur Soziologie, Anthropologie und Ethnologie, Wiesbaden 1962.

Müller, Achatz von: Gloria Bona Fama Bonorum. Studien zur sittlichen Bedeutung des Ruhmes in der frühchristlichen und mittelalterlichen Welt, Husum 1977.

Müller-Seidel, Walter: Soziale Romankunst in Deutschland, Stuttgart 1975. Naendrup, Hubert: Dogmengeschichte der Arten mittelalterlicher Ehrenminderung, in: Festgabe für Felix Dahn, I. Teil, Deutsche Rechtsgeschichte, Breslau 1905.

**Niedner, Felix: Das deutsche Turnier im XII. und XIII. Jahrhundert, Berlin 1881.**

Nitzschke, Bernd: Männerrängste, Männerwünsche, München 1980.

258

Ott, Michael: Das ungeschriebene Gesetz. Ehre und Geschlechterdifferenz in der deutschen Literatur um 1800, Freiburg i. Breisgau 2001.

Otto, Eberhard: Von der Abschließung des Ritterstandes, in: Borst, Arno (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter, Darmstadt 1976.

Pankoke, Eckart: „Ehre“ und „Engagement“. Zur Begriffsgeschichte des „Ehrensamts“, in: Guttandin, Friedhelm (Hg.): Soziologie der Ehre, Studienkurs der Fernuniversität Hagen, 1. Bd., Hagen 1989, S. 120 ff.

Patzer, Georg: Theodor Fontane. Effi Briest, Stuttgart 2002.

Pinguet, Maurice: Der Freitod in Japan, Frankfurt a. M. 1996.

Quabius, Richard: Die Gestaltung des Raumes in Theodor Fontanes Roman Effi Briest, in: Acta Germanica 5 (1970), S. 133-152.

Reiner, Hans: „Ehre“, in: J. Ritter und G. Gründer (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 2, Basel - Stuttgart 1972.

Ders.: Die Ehre. Kritische Sichtung einer abendländischen Lebens- und Sittlichkeitsform, Darmstadt - Frankfurt a. M. 1956.

Reitzenstein, Alexander von: Rittertum und Ritterschaft, München 1972.

Reuter, Hans-Heinrich: Fontane, 2 Bde., München 1968.

Richel, Veronica: Erläuterungen und Dokumente. G. E. Lessing. Miss Sara Sampson, Stuttgart 2003.

Richter, Karl: Resignation. Eine Studie zum Werk Theodor Fontanes, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1966.

259

Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, Bd. 3 Die Familie, Nachdruck Leipzig 1935.

Roch, Herbert: Fontane, Berlin und das 19. Jahrhundert, Berlin-Schöneberg 1962.

Rösel, Manfred: „Das ist ein zu weites Feld“. Wahrheit und Weisheit einer Fontaneschen Sentenz, Frankfurt a. M. 1997.

Roper, Lyndal: „Wille“ und „Ehre“: Sexualität, Sprache und Macht in Augsburger Kriminalprozessen, in: Wunder, Heide – Vanja, Christina (Hg.): Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit, Frankfurt 1991, S. 180-197.

Rosenberg, Alfons: Die Gestalt und Entstaltung des Vaters, in: Bitter, Wilhelm (Hg.): Vorträge über das Vaterproblem in Psychotherapie, Religion und Gesellschaft, Stuttgart 1954, S. 138-171.

Rousseau, Jean-Jacques: Emil oder über die Erziehung, hg. von L. Schmidts, 5. Aufl. Paderborn - München - Wien - Zürich 1981.

Ruckhäberle, Hans-Joachim und Widhammer, Helmut: Roman und Romantheorie des deutschen Realismus, Kronberg 1977.

Schmidt, Leopold: Die Ethik der alten Griechen, Berlin 1882. Schmiedel, Helga: Berühmte Duelle, Berlin 1992. Scholle, Christine: Das Duell in der russischen Literatur. Wandlungen und Verfall eines Ritus, München 1977.

Schröder, Hannelore: Feministische Gesellschaftstheorie, in: Pusch, Luise F. (Hg.): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, Frankfurt a. M. 1983, S. 449-476.

260

Dies.: Das „Recht“ der Väter, in: Pusch, Luise F. (Hg.): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, Frankfurt a. M. 1983, S. 477-506. Schröder, Michael: Staatsbildung und Triebkontrolle. Zur gesellschaftlichen Regulierung des Sexualverhaltens vom 13. bis 16. Jahrhundert, in: Gleichmann, Peter (Hg.): Macht und Zivilisation, Frankfurt 1984, S. 148-171.

Schwarz, Peter-Paul: ‚Tragische Analysis‘ und Schicksalsvorausdeutungen in Fontanes Roman Effi Briest, in: Sprachkunst 7

(1976), S. 247-260.

Schweizer, Ronald: Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine vergleichende Untersuchung zu Stil und Geist ihrer Werke, Zürich 1971.

Seiffert, Hans Werner: Zeugnisse und Materialien zu Fontanes „Effi Briest“ und Spielhagens „Zum Zeitvertreib“, in: Ders.: Studien zur neueren deutschen Literatur, Berlin 1964, S. 255-300.

Settler, Humbert: „Effi Briest“- Fontanes Versteckspiel mittels Sprachgestaltung und Mätressenspuk, Flensburg 1999.

Sigrist, Christian: Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas, Frankfurt a. M. 1979.

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hg. von Ottthein Rammstedt, Frankfurt a. M. 1992.

Ders.: Philosophie des Geldes, Berlin 1977.

Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft, 2. Bd., Frankfurt a. M. 1983.

261

Steinmetz, S. Rudolf: Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht, 1. Bd., Groningen 1928.

Stephan, Cora: Ganz entspannt im Supermarkt. Liebe und Leben im ausgehenden 20. Jahrhundert, Berlin 1985.

Stürmer, Michael (Hg.): Herbst des alten Handwerks, München 1979.

Theweleit, Klaus: Männerphantasien. II Männerkörper. Zur Psychoanalyse des weißen Terrors, Reinbek 1982.

Tocqueville, Alexis de: Über die Demokratie in Amerika, 1. u. 2. Teil, München 1984.

Ulf, Christoph: Die homerische Gesellschaft. Materialien zur analytischen Beschreibung und historischen Lokalisierung, München 1990.

Vaget, Hans Rudolf: Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine rezeptionsästhetische Studie zu „Der kleine Herr Friedemann“, in: Wolff, Rudolf (Hg.): Thomas Mann. Erzählungen und Novellen, Bonn 1984, S. 100-120.

Vorberg, Axel: Der Zweikampf in Frankreich, Leipzig 1899.

Vries, Jan de: Die geistige Welt der Germanen, Darmstadt 1964.

Wandrey, Conrad: Theodor Fontane, München 1919.

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen 1976.

Weber-Kellermann, Ingeborg : Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit, München 1983

262

Weininger, Otto: Geschlecht und Charakter, Wien-Leipzig 1913.

Welcker, Carl: Geschlechtsverhältnisse, in: Staats-Lexikon, Bd. 6, 1838.

Wex, Marianne: „Weibliche“ und „männliche“ Körpersprache als Folge patriarchalischer Machtverhältnisse, 2. Aufl. Frankfurt a.

M. 1980.

Wiesinger, Albert: Das Duell vor dem Richterstuhle der Religion, der Moral, des Rechtes und der Geschichte, Graz 1895.

Wirsing, Sibylle: „Und es wäre zum Totschießen ...“ . Der Ehemann als Ehrenmann in Theodor Fontanes Effi Briest. In: Schultz, Uwe (Hg.): Das Duell. Der tödliche Kampf um die Ehre, Frankfurt a. M. - Leipzig 1996, S. 286-300.

Wölfel, Kurt: „Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch“ , in: Zeitschrift für deutsche Philologie 82 (1963) , S.152-171.

Wundt, Wilhelm: Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens, 1. Bd., Stuttgart 1912.

Zobeltitz, Fedor von: Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich, 2 Bde., Hamburg 1922.